Stoll, Heinrich Wilhelm,

Erzählungen aus der Geschichte für Schule und Haus

Bd.: 4.

Leipzig 1873

Erzählungen aus der Geschichte.

Für Schule und Haus.

Von

H. W. Stoll,
Professor am Gymnasium zu Weilburg.

Viertes Bändchen:

Von der Reformation bis zur französischen Revolution.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1873.

Vorwort.

Das vorliegende Bändchen ist der vierte Theil eines Buches, das in fünf Abtheilungen das ganze Gebiet der Geschichte, soweit es der Jugend in dem ersten Unterricht eröffnet werden kann, behandeln soll. Das erste Bändchen enthält eine historisch-geographische Uebersicht von Vorderasien und die Geschichte von Griechenland, das zweite die römische Geschichte, das dritte die Geschichte des Mittelalters; das fünfte wird die französische Revolution und die folgende Zeit bis auf unsere Tage behandeln.

Der zur Mittheilung ausgehobene Stoff ist in einer gemäßigten Ausführlichkeit erzählt, so daß dem Schüler ein möglichst anschauliches Bild der jedesmaligen Ereignisse und für die häusliche Repetition eine genügende Unterlage geboten wird, während dem Lehrer bei dem Unterrichte noch hinlängliche Gelegenheit zu weiterer Ausführung gelassen ist. Auch in diesem Theile ist die deutsche Geschichte selbstverständlich in den Vordergrund gerückt worden; doch mußte, da in der neuen Zeit die Culturvölker einander näher gerückt und in vielfältigen, friedlichen wie feindlichen, Verkehr getreten sind, in

größerem Maße, als dies in der Geschichte des Mittelalters geschehen, auch auf auswärtige Völker Rücksicht genommen werden. In religiöser und kirchlicher Hinsicht steht das Buch — ohne Angriff und Feindseligkeit — auf protestantischem Standpunkte.

Einleitung.

Ungefähr mit dem Jahr 1500 n. Chr. endete das Mittelalter und begann die s. g. neue Zeit. Die großen Entwicklungen im Leben der Völker vollziehen sich nur allmählich, nicht sprungweise, so daß man eigentlich nicht ein bestimmtes Jahr als denjenigen Punkt bezeichnen kann, in welchem eine von der vorhergehenden ganz verschiedene Zeit anhebt; aber die Geschichte verlangt für ihre Abschnitte bestimmte Zahlen, und da man denn doch gern eine neue Periode mit einem bedeutenden Ereigniß eröffnet, so setzen manche den Anfang der neuen Zeit in das J. 1492, in welchem Amerika entdeckt wurde, andere in das J. 1517, wo in Deutschland die Reformation begann.

Bei dem Uebergang der alten Geschichte in das Mittelalter sahen wir gewaltsame Umwälzungen. Das römische Weltreich wurde zertrümmert, und ganz neue Völker setzten sich in den verschiedenen Ländern Europas fest, um neue Staaten zu gründen. Solche gewaltsame Veränderungen treten bei dem Beginne der neuen Zeit nicht ein. Die Völker und Staaten Europas, die die Geschichte machen, bleiben im Allgemeinen dieselben; aber während im Verlaufe des Mittelalters die einzelnen Völker und Staaten mehr für sich und abgeschieden von den andern sich entwickelten, treten sie in der neuen Zeit in einen viel größeren und mannigfaltigeren Wechselverkehr, die Verhältnisse und Beziehungen zu einander verändern sich so vielfach, und die inneren Zustände der Völker in allen Kreisen des Lebens, in Staat und Kirche, in Glauben und Wissenschaft, im Denken und Streben des

menschlichen Geistes, erleiden eine solche Umgestaltung, daß man die neue Zeit als eine von dem Mittelalter durchaus verschiedene betrachten muß.

Mehrere Ereignisse und Begebenheiten, die zum Theil noch ins Mittelalter, zum Theil in den Anfang der neuen Zeit fallen, haben durch ihre einflußreichen Folgen die Zustände der neuen Zeit herbeiführen helfen. Dahin gehört:

1. Die Vervollkommnung der Schifffahrt in Folge der Erfindung des Compasses, welche von den Meisten dem Flavio Gioja aus Amalfi, im Anfang des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben wird. Bis dahin hatten die Schiffe sich noch nicht in das offene weite Meer gewagt, sondern an den Küsten hin ihren Weg gesucht. Jetzt eröffnete der Compaß als sicherer Wegweiser das öde weite Weltmeer; denn vermittelst der kleinen, stets nach Norden zeigenden Magnetnadel vermochte man immer die Richtung, welche das Schiff genommen, und den Weg zum Ziele zu bestimmen. Die Folge davon waren die großen Entdeckungsreisen in allen Meeren, die Auffindung Amerikas und des Seewegs nach Indien. Der menschliche Geist erhielt einen höheren Schwung und höhere Spannung. Der Entdeckungstrieb, die Begeisterung für den Ruhm, die Sucht nach Gewinn trieben zu großen kühnen Thaten; man lernte fremde Länder, fremde Menschen und eine fremde Natur kennen, die Wissenschaften der Erd- und Naturkunde wurden bereichert; neue Bedürfnisse erzeugten größere Rührigkeit in den Gewerben und Geschäften jeder Art, belebten den Handel, der sich neue Wege gesucht, so daß hier der Wohlstand eines Landes sich hob, dort der eines anderen sank.

2. Die Erfindung des Schießpulvers. Die Chinesen behaupten das Schießpulver schon im 3. Jahrhundert n. Chr. gekannt zu haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen sein, welche es in Spanien zu Feuerwerken gebrauchten. Die Verwendung des Schießpulvers im Krieg zum Fortschleudern von Geschossen bringt man gewöhnlich in Zusammenhang mit der Erfindung des Mönchs Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, der um die Mitte des

14. Jahrhunderts lebte. Als dieser, mit alchymistischen Versuchen beschäftigt, einst in einem Mörser Holzkohle, Salpeter und Schwefel gemischt und mit einem Stein bedeckt hatte, flog pötzlich, durch eine zufällige Entzündung, der Stein unter gewaltigem Knalle gegen die Decke. So wurde die Kraft des sich entzündenden Pulvers entdeckt und bald im Krieg zur Zerstörung von Stadtmauern und Festungswerken verwendet, indem man aus sehr großen mörserähnlichen Röhren, die mit Pulver gefüllt wurden, wuchtige Kugeln von Stein, später von Eisen dawider schoß. Außer den Mörsern gebrauchte man dann auch langröhrige Kanonen oder Donnerbüchsen von außerordentlicher Größe. Im J. 1378 wurden zu Augsburg drei Kanonen gegossen, von denen die größte Kugeln von 127, die mittlere von 70, die kleinste von 50 Pfund tausend Schritt weit schoß. Wegen ihrer Größe und Schwere waren solche Kanonen im freien Felde in der Schlacht nicht zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke goß man daher kleinere Kanonen, und später wurden auch dünne leichte Röhren fabricirt, die ein einzelner Mann tragen und handhaben konnte und mit einer Lunte abfeuerte. Solche Handbüchsen waren die ersten Flinten, die allmählich immer mehr vervollkommnet wurden. — Durch diese Erfindungen trat ein großer Umschwung in der Kriegsführung ein. Das Ritterthum, das ohnedies seine Blüthe längst hinter sich hatte, ging zu Grunde; die Burgen der Ritter konnten sich gegen die Kanonen nicht halten, und gegen die ferntreffende Büchse half persönliche Kraft und Tapferkeit nichts. Die Ritter zogen sich vom Kriege zurück, und Söldlinge (Soldaten), vorzugsweise zu Fuß, übernahmen jetzt den Waffendienst. Die Massen wirkten in ihrer Gesammtheit in der Hand eines geschickten Führers; es bildete sich eine Feldherrnkunst und Kriegswissenschaft aus. In Verbindung hiermit entstanden in den einzelnen Staaten stehende Heere, zunächst in Frankreich unter Karl VII., der um 1445 n. Chr. 15 Ordonnanz-Compagnien zu Roß zu je 600 Mann und später auch ein stehendes Fußvolk einrichtete. Ludwig XI. von Frankreich nahm 6—8000 Schweizer als stehende Truppen in Sold. Karl der Kühne von Burgund hielt über

20,000 Mann stehender Schaaren und besaß 300 Stück Geschütz.

3. Die segensreiche Erfindung der Buchdruckerkunst verdankt die Welt dem Mainzer Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch von Guttenberg, allgemein bekannt unter dem kürzeren Namen Johann Guttenberg. Bisher waren wohl schon Spielkarten, Heiligenbilder mit Unterschriften und Sprüchen u. dergl. in Platten von Holz oder Blei eingeschnitten und abgedruckt worden, man hatte ganze Bücher auf die Weise hergestellt, daß man die einzelnen Seiten in Platten eingrub; aber das war denn doch eine sehr schwierige und langsame Arbeit, und die mühsam hergestellte Platte konnte, wenn auch noch so häufig abgedruckt, doch hernach zu nichts Weiterem gebraucht werden. Da kam Johann Guttenberg (geb. 1397) auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln auszuschneiden, so daß man sie beliebig zu Wörtern zusammensetzen und wieder auseinander nehmen könnte, um die zu ganzen Seiten zusammengesetzte Schrift vermittelst einer Presse abzudrucken. Damit erfand er die eigentliche Buchdruckerkunst. In Straßburg, wohin er aus seiner Geburtsstadt wegen bürgerlicher Unruhen geflüchtet war, und wo er sich Jahre lang aufhielt, machte er seine ersten Versuche mit diesen beweglichen Lettern; doch wurde dort von ihm noch kein Buch gedruckt. Als er jedoch im J. 1446 wieder nach Mainz zurückgekehrt war und in Verbindung mit dem reichen Goldschmied Fust oder Faust, der die Gelder zu der Anlage vorschoß, und mit Peter Schöffer aus Gernsheim, einem im Schreiben und der Herstellung der Buchstaben sehr geschickten Manne, eine Buchdruckerei einrichtete, begann er den Druck von Büchern. Das erste größere Werk, das aus der Druckerei hervorging, war eine lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich im J. 1456 vollendet; dann folgte 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahreszahl genannt sind. Guttenberg selbst aber hatte bei dem Erscheinen dieser beiden Bücher keinen Theil mehr an dem Geschäfte. Faust, ein habgieriger und falscher Mann, hatte sich mit ihm wegen des dargeliehenen Geldes überworfen und

durch einen Spruch des Gerichtes die Druckerei mit allen Geräthschaften allein in seine Hand gebracht. So verlor Guttenberg den Gewinn von seiner Erfindung, der er sein Leben und all sein Vermögen gewidmet hatte; aber der Ruhm ist ihm geblieben. Er lebte zuletzt gedrückt und arm als Hofjunker bei dem Erzbischof von Mainz, Adolph von Nassau, zu Eltville im Rheingau, wo er im J. 1468 starb. Faust hatte mit Schöffer, dem er seine Tochter zur Ehe gegeben und der mancherlei Verbesserungen im Druck erfunden hat, das Geschäft fortgesetzt und erwarb große Reichthümer. Anfangs war die Kunst geheim gehalten worden, indem die Arbeiter in der Druckerei durch einen Eid verpflichtet wurden, nichts davon zu verrathen. Als aber während des Processes zwischen Faust und Guttenberg das Geschäft still stand, wanderten viele der Arbeiter aus und gründeten, des Eides sich für entbunden haltend, Buchdruckereien in anderen Städten, in Straßburg, Bamberg, Frankfurt a. M. Dasselbe fand noch in größerem Maßstabe statt, als im J. 1462 Adolph von Nassau im Kampfe mit Diether von Isenburg um das Erzbisthum Mainz die Stadt Mainz eroberte und schlimm zurichtete. Damals verbrannte auch Fausts Druckerei, und seine Gehülfen zerstreuten sich in Deutschland, Frankreich und Italien. So wurde die Kunst ein Gemeingut der Welt.

Die Buchdruckerkunst war für die Wissenschaft und Litteratur, für die Bildung der Menschheit von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Bücher, früher langsam und mit Mühe abgeschrieben, wurden jetzt leicht und schnell in großer Zahl hergestellt und erlangten in kurzer Zeit eine weite Verbreitung; man brauchte nicht mehr die Hörsäle der Universitäten und die Bibliotheken der Klöster aufzusuchen, sondern jeder konnte in dem eigenen Hause sich Kenntnisse und Bildung erwerben. Die Gedanken eines einzelnen Mannes wurden schnell durch alle Lande getragen.

4. Die Buchdruckerkunst wurde um so wichtiger, weil gegen das Ende des Mittelalters die Wissenschaften zu einer frischen Blüthe sich erhoben. Als im Jahr 1453 die Türken Constantinopel eroberten, wanderten viele griechische

Gelehrten nach Italien aus. Sie brachten ihre griechischen Bücher mit und lehrten die Kenntniß der griechischen Sprache und des griechischen Alterthums, und dadurch wurde auch zugleich das Studium der altrömischen Schriftsteller neu belebt. Diese s. g. altclassischen oder humanistischen Studien verbreiteten sich auch in den übrigen christlichen Ländern, und die Geister wurden von ihrer frischen Kraft belebend ergriffen, so daß in allen Zweigen der Wissenschaften sich ein neues Leben regte. Dieser belebende Geist der humanistischen Studien wirkte auch mit bei der Entstehung der Reformation der Kirche.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung Amerikas bis zum westphälischen Frieden.

1492—1648.

I. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerikas.

1498. 1492.

Die Portugiesen hatten im Kampfe mit den auf der pyrenäischen Halbinsel seßhaften Arabern oder Mauren sich ein selbständiges Königreich gegründet und trugen sogar unter König Johann (1385—1433) den Krieg gegen die Feinde des Christenthums nach der afrikanischen Küste hinüber, wo die feste Stadt Ceuta erobert ward. Von da an erwachte bei den Portugiesen ein heldenmüthiger Eifer für Seeunternehmungen und Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika hin, welche als endliches Ziel die Auffindung eines Seeweges nach Ostindien hatten. Dieses Land war von uralter Zeit her durch den Reichthum und die Kostbarkeit seiner Erzeugnisse für den Handel von außerordentlicher Bedeutung gewesen; von dort bezogen im Alterthum die Völker Vorderasiens, die Griechen und die Römer die mannigfaltigsten und gesuchtesten Waaren, und im Mittelalter, namentlich seit durch die Kreuzzüge eine engere Verbindung zwischen dem Osten und Westen eingetreten war, wurden die indischen Waaren durch einen regen Handelsverkehr über ganz Europa verbreitet. Damals befand sich dieser Handel besonders in den Händen der italienischen Freistaaten, der Venetianer,

Genuesen, Pisaner, die dadurch einen großen Reichthum erwarben. Sie holten in ihren Schiffen die Waaren zu Constantinopel, zu Alexandria und in den verschiedenen Hafenstädten Vorderasiens, wohin sie von Indien aus theils zu Wasser theils zu Land gebracht worden waren. Aber diese Wege waren beschwerlich, sie waren manchen Gefahren durch Raub und Krieg unterworfen, sie waren kostspielig durch schwere Abgaben und durch Aus- und Einladen bei dem Wechsel der Land- und Wasserfracht. Viel bequemer, sicherer und wohlfeiler war es, wenn die Waaren direct zur See von Indien nach Europa gebracht wurden. Auf diesen Gedanken kamen die Portugiesen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; sie erlangten, wenn sie den Weg um die noch unbekannte Südspitze von Afrika fanden, unberechenbare Vortheile.

Die Seele dieser Entdeckungsfahrten war der dritte Sohn des Königs Johann, der Prinz Heinrich, der den Beinamen Navigator, der „Seefahrer", erhielt. Er lebte zurückgezogen vom Hofe auf einem Schlosse in der Nähe des Caps St. Vincent, eifrig beschäftigt mit dem Studium der Erd- und Himmelskunde, und entwarf dort seine Pläne. Er rüstete auf eigene Kosten Fahrzeuge aus und sandte sie an der afrikanischen Küste hin, wo bis dahin das Cap Non, nur einige Tagereisen von Europa entfernt, die Grenze der Schifffahrt gewesen war. In den Jahren 1418 und 1419 wurden die Inseln Porto Santo und Madeira entdeckt. Auf Madeira, dessen dichter Urwald angezündet ward und im Laufe von 7 Jahren völlig niederbrannte, pflanzte man Reben aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien an, welche in dem fruchtbaren Aschenboden herrlich gediehen. Nicht lange danach fand man die canarischen und azorischen Inseln; im J. 1433 wurde das Cap Non, das für das Ende der Welt galt, umschifft und erhielt den Namen Cap Bojador, „das umschiffte Cap". Etwa 30 Jahre nachher (1462) hatte man die Küsten von Guinea erreicht, wo man die Schiffe mit Gold, Elfenbein und sonstigen Kostbarkeiten belud; nicht lange danach kam man über den Aequator hinaus. Die alten Erzählungen über

die Gefahren dieser Gegend erwiesen sich als Fabeleien. Man hatte sich erzählt, unter dem Aequator sei es so heiß, daß das Meer koche, daß die Schiffe verbrannt würden oder aus ihren Fugen gingen; das Meer, so hieß es, sei hier mit Ungeheuern angefüllt, es sei dicht mit Schilf durchwachsen, aus welchem ein Schiff sich nicht mehr herausarbeiten könnte, es sei gallertartig verdichtet u. s. w.

Als Heinrich der Seefahrer, hoch verdient um sein Vaterland, im J. 1463 starb, erkaltete der Entdeckungseifer der Portugiesen für eine Zeitlang; als jedoch im J. 1481 Johann II. auf den Thron kam, nahm er die Pläne Heinrichs wieder auf. Nachdem er Colonien und Festungen in Guinea angelegt, schickte er den kühnen Bartholomäus Diaz mit mehreren Schiffen ab, um die Südspitze Afrikas aufzusuchen. Dieser umsegelte wirklich, ohne es zu wissen, das Südende von Afrika (1487); aber eine Meuterei seiner Leute hinderte ihn an weiterer Fahrt. Als er umgekehrt war, fand er das Cap, und er nannte es, da er dort furchtbare Stürme ausgehalten, das Vorgebirge der Stürme (cabo tormentoso). Aber der König Johann gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, da man jetzt die Hoffnung gewonnen hatte, den Seeweg nach Indien zu finden. Das Ziel ward erreicht unter Johanns Nachfolger, Emanuel dem Großen, durch den berühmten Seehelden Vasco de Gama, der im J. 1498 um das Cap der guten Hoffnung steuerte und, nachdem er eine längere Strecke an der Ostküste von Afrika hinaufgefahren, quer durch den indischen Ocean segelnd nach Calicut an der malabarischen Küste gelangte.

Die Portugiesen zogen durch diese Entdeckung des Seewegs nach Ostindien den Handel mit diesem Lande fast ganz an sich und wurden die erste Seemacht in Europa. Ihre Flotten beherrschten das Meer von der Westküste von Afrika bis zur Südsee, und in Indien erwarben sie sich durch Colonien und Eroberungen ein weites Reich, dessen Hauptstadt Goa war. Die beiden Helden, welche diese Herrschaft der Portugiesen in Indien begründeten, waren Franz von Almeida (1504—1509) und Alfons Albuquerque

(1509—1515). Später, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, verdrängten die Holländer die Portugiesen nicht blos aus dem Handel mit Indien, sondern auch aus der dortigen Herrschaft. Heute sind die Engländer in Indien die Hauptmacht.

Noch ehe Vasco de Gama den Weg nach Ostindien gefunden, hatten die Spanier Amerika entdeckt durch den Genuesen Christoph Columbus, im J. 1492. Columbus, aus einer Schifferfamilie stammend, hatte sich von früher Jugend auf zu einem tüchtigen Seemann ausgebildet und sich die Wissenschaften, welche dieser Beruf erforderte, mit unermüdlichem Eifer angeeignet. Seit seinem 14. Jahre fuhr er auf der See, und in kühnem Wissensdrang machte er weite Reisen, sogar bis nach Island. In Portugal heirathete er die Tochter des verstorbenen Seefahrers Perestrello, der an den durch den Prinzen Heinrich veranlaßten Entdeckungsreisen Theil genommen hatte. Dadurch kamen die Karten und Tagebücher seines Schwiegervaters in seine Hände, in denen er unaufhörlich forschte und die in ihm die Pläne zu kühnen Entdeckungsreisen weckten. Da die Kugelgestalt der Erde schon im Mittelalter, ja bereits seit dem griechisch-römischen Alterthum bekannt war, so kam er auf den Gedanken, daß man nach Indien statt auf dem östlichen Wege auch durch eine Fahrt nach Westen müsse gelangen können; auch hielt er es für glaublich, daß in dem großen westlichen Meere zwischen Europa und Indien ein noch unbekanntes Land liege. In diesem Glauben bestärkte ihn die Nachricht portugiesischer Seefahrer, daß zuweilen unbekanntes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von fremdartiger Bildung von Westen her an die Küsten der Azoren getrieben worden seien. Doch einen westlichen Weg nach Indien zu finden, blieb ihm Hauptsache. In Genua wurde er mit seiner Bitte um Ausrüstung einiger Schiffe für die beabsichtigte Entdeckungsfahrt als Schwärmer abgewiesen. Darauf wandte er sich an den König Johann von Portugal; aber die Portu-

giesen entlockten ihm seine Pläne und schickten dann heimlich einen Andern auf die Entdeckung aus. Dieser kehrte jedoch nach einigen Tagen wieder zurück und erklärte, es sei nichts zu finden, der ganze Plan sei ebenso unvernünftig wie gefährlich. Durch solche Treulosigkeit gekränkt, suchte Columbus Unterstützung an dem Hofe von Spanien, des Ferdinand von Aragonien und der Isabella von Castilien, während er zugleich seinen Bruder an den Hof von England schickte; aber erst nach 18jähriger Anstrengung gelangte er in Spanien zu seinem Ziele. Im J. 1492 entschloß sich Isabella, nachdem sie Granada erobert und der Maurenherrschaft in Spanien ein Ende gemacht, ihm einige Fahrzeuge ausrüsten zu lassen. Columbus wurde zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Vicekönig aller Inseln und Länder ernannt, die er entdecken würde; man versprach ihm den zehnten Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte, und diese Würden und Vortheile sollten in seiner Familie erblich bleiben.

Am 3. August 1492 verließ Columbus mit drei kleinen Schiffen den andalusischen Hafen Palos und steuerte zunächst nach den canarischen Inseln. Von da aus ging es am 6. September kühn nach Westen in das weite unbekannte Meer. Die Fahrt ging ohne besondere Gefahr von Statten; aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß sie irgend eine Spur von Land sahen, so daß der Mannschaft der Muth sank. Doch Columbus blieb standhaft und wußte immer wieder ihre Hoffnung zu beleben. Fast beständig stand er am Steuer und beobachtete genau die Richtung und die Länge des Weges, ohne jedoch den Gefährten zu verrathen, wie groß schon der zurückgelegte Weg war. Zuletzt ward außer dem Führer auch der Beherzteste von Kleinmuth ergriffen; die Mannschaft forderte immer dringender die Umkehr, ja einige beschlossen sogar heimlich, den Admiral über Bord zu werfen, wenn er sich ihrem Willen nicht füge. Columbus stellte sich, als merke er nichts von ihren Absichten, und zeigte eine stets gleiche Zuversicht, er erklärte fest, daß er nicht abstehen werde von seinem Unternehmen, bis er Indien gefunden. Zum Glück zeigten sich am folgenden Tage Spuren von der Nähe des Landes;

man sah im Wasser einen Baumast mit rothen Beeren schwimmen, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Zwei Stunden vor Mitternacht sah Columbus in der Ferne ein Licht schimmern, das aber bald wieder verschwand, und um 2 Uhr nach Mitternacht, am 12. October, ertönte plötzlich von dem voraussegelnden Schiffe Pinta ein Kanonenschuß und der freudige Ruf: „Land! Land!" Mit Freudenthränen stürzte Einer dem Andern in die Arme; dann, nachdem sich der erste Sturm des Entzückens gelegt, stimmten sie voll Dankbarkeit gegen Gott das Te deum an, das Lied: „Herr Gott, dich loben wir." Am Morgen sahen sie eine schöne grüne Insel vor ihren Augen liegen. Vierzig Tage der Angst und der Verzweiflung hatten sie hinter sich.

Beim Sonnenaufgang ruderten alle in ihren Booten unter rauschender Kriegsmusik und mit fliegenden Fahnen dem Ufer zu, Columbus sprang in reichem Festkleide, in der einen Hand eine Fahne, in der andern das Schwert, ans Land und nahm im Namen der castilischen Krone feierlich von der neuentdeckten Insel Besitz. Seine Gefährten stürzten ihm nach, küßten jubelnd die Erde, küßten reuevoll und um Verzeihung flehend die Hände ihres kühnen Führers. Die Einwohner der Insel hatten sich am Ufer gesammelt und betrachteten staunend die fremden weißen Männer; sie glaubten, sie seien vom Himmel gefallen. Sie waren völlig unbekleidet und von rother Hautfarbe, zeigten sich scheu und gutmüthig und ohne Spur von Cultur. Sie nannten ihre Insel Guanahani, der Entdecker gab ihr den Namen San Salvador. Es ist eine der Bahama- oder Lukaischen Inseln. Columbus und seine Leute glaubten in Indien angekommen zu sein, und so erhielten denn in der Folge diese Inseln zwischen Nord- und Südamerika den Namen Westindien, wogegen man nun das eigentliche Indien Ostindien nannte.

Die Insulaner trugen Goldbleche in ihren Ohren und Nasen, und als die Spanier eifrig forschten, woher sie dies Gold hätten, wiesen sie nach Süden. In dieser Richtung also steuerte man weiter, und man kam an vielen kleinen Inseln vorbei nach Cuba und von da nach Hayti. Immer noch

zeigten die Indianer, wenn man nach dem Goldlande fragte, nach Süden. Aber Columbus mußte an die Rückkehr nach Spanien denken; denn eins seiner Schiffe war gescheitert, das zweite hatte sich heimlich von ihm getrennt, da der Anführer desselben für sich allein das Goldland suchen wollte, das dritte aber, das ihm noch geblieben, war grade der schlechteste Segler. Auf Hayti (Hispaniola, S. Domingo) hatte er eine kleine Festung gebaut. Hier ließ er 39 Spanier zurück und trat dann die Rückfahrt nach Europa an. Unterwegs drohte seinem Schiffe ein furchtbarer Sturm den Untergang. Da schrieb er die Nachricht von seiner Entdeckung auf ein Pergament und warf es wohlverwahrt in einer leeren Tonne ins Meer, damit, wenn er selbst zu Grunde ginge, doch vielleicht die wichtige Entdeckung der Menschheit erhalten bliebe. Aber der Sturm ging glücklich vorüber. Am 15. Febr. landete man an den Azoren, am 15. März in dem Hafen von Palos, aus welchem die Schiffe vor mehr als 7 Monaten ausgelaufen waren. Ein ungeheueres Jubelgeschrei des versammelten Volkes empfing den kühnen Entdecker, im Triumphzug reiste er durch Spanien nach Barcelona, wo Isabella und Ferdinand damals Hof hielten, und ward von den Herrschern aufs glänzendste und ehrenvollste empfangen. Columbus stand auf der Höhe seines Glückes.

Noch in demselben Jahre (25. Septbr. 1493) unternahm Columbus eine zweite Reise mit 17 Schiffen und 1500 Mann, um das ersehnte Goldland zu finden. Er entdeckte die karaibischen Inseln und Jamaica, aber das Goldland fand er nicht. Auf Hayti fand er seine Festung von den Eingeborenen zerstört und die zurückgelassenen Spanier erschlagen; diese hatten durch ihre Grausamkeit und Habsucht die gutmüthigen Indianer zur Verzweiflung gebracht. Columbus legte jetzt, wo das Fort gestanden, eine Stadt an. Aber ein Theil der angesiedelten Leute, welche die Schätze nicht fanden, von denen sie geträumt, wurden unzufrieden; einige gingen nach Spanien zurück und verleumdeten dort den Admiral als einen habsüchtigen und ungerechten Mann, so daß es Columbus für nothwendig hielt, nach

Spanien zurückzueilen und sich persönlich zu vertheidigen (1496). Es ward ihm nicht schwer, vor dem König Ferdinand seine Unschuld zu erweisen. Doch mußte er zwei Jahre lang auf die Ausrüstung einer neuen Flotte warten; denn der Entdeckungseifer war schon einigermaßen erkaltet, da man von den neuentdeckten Ländern den erwarteten Gewinn nicht fand.

Auf der dritten Reise (1498—1500) entdeckte Columbus die Insel Trinidad und den Ausfluß des Orinoco, aus dessen ungeheurer Wassermasse er erkannte, daß er ein Festland aufgefunden hatte. Auf Hayti fand er Empörung und Zwietracht, und wieder wurden schwere Verleumdungen gegen ihn nach Spanien gebracht, die den mißtrauischen Ferdinand veranlaßten, einen verdienstlosen Höfling, Franz von Bovadilla, nach Hayti zur Untersuchung abzuschicken. Der Schiedsrichter verfuhr auf die übermüthigste und ungerechteste Weise gegen den verdienstvollen Mann. Er legte ihn ohne weitere Untersuchung in Ketten und schickte ihn zugleich mit einer lügenhaften Anklageschrift nach Spanien. Der Befehlshaber des Schiffes wollte ihm, als er das Schiff betrat, die Ketten abnehmen; doch Columbus wehrte es und sprach: „In des Königs Namen ward ich gefesselt, und nur des Königs Befehl kann mir die Freiheit zurückgeben. Willig werde ich die Fesseln tragen, und stets sollen sie mich daran erinnern, welcher Lohn mir für meine Dienste geworden ist." Als man in dem Hafen von Cadix landete, war dort schon der Befehl des Königs angelangt, dem Gefangenen, für welchen seine Beschützerin Isabella mit warmem Herzen und mit Unwillen gesprochen, die Ketten abzunehmen und ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Als er vor dem Throne Ferdinands erschien, warf er sich, im Gefühle tiefster Kränkung, stumm und weinend vor demselben nieder; dann ermannte er sich und führte seine Vertheidigung so überzeugend, daß der König die Absetzung Bovadillas aussprach und dem Beleidigten das genommene Gut wieder zurückzuerstatten befahl. Aber der König, der schon längst es bereut, daß er einem Ausländer so große

Vorrechte eingeräumt, gedachte nicht weiter des früher geschlossenen Vertrags und schickte einen Andern als Vicekönig nach Hayti. Dagegen wurde dem Columbus nach zwei Jahren eine kleine Flotte von vier Schiffen verwilligt, mit der er versprach eine Durchfahrt nach Ostindien in dem von ihm entdeckten Lande zu suchen. Eine solche Entdeckung versprach mehr Gewinn, als man aus den bis jetzt aufgefundenen Ländern glaubte ziehen zu können.

Auf der vierten Reise (1502—1504) widerfuhr dem Columbus die Kränkung, daß der Statthalter von Hayti ihm dort die Landung verwehrte. Er fuhr südwärts und gelangte an die Landenge von Panama; aber eine Durchfahrt fand er nicht. Unter fast beständigen Stürmen versanken ihm zwei seiner Schiffe, und als er mit den beiden andern sich bis an die Küste von Jamaica fortgearbeitet hatte, fielen diese hier auseinander. Da drohte dem großen Entdecker der neuen Welt das verzweifelte Loos, im Elend unter den Wilden zu Grunde zu gehen. Er lag fast beständig krank darnieder; viele seiner Leute trennten sich von ihm und zogen plündernd umher, so daß die erzürnten Eingebornen ihm keine Lebensmittel mehr liefern wollten. Da retteten ihn seine Klugheit und seine Wissenschaft vom Hungertode. Er hatte eine Mondsfinsterniß berechnet und erkärte kurz vor deren Eintritt den trotzigen Indianern, sein Gott werde ihnen im Zorn den Mond nehmen. Als bald darauf die Drohung eintraf, baten die erschreckten Indianer den furchtbaren Fremdling, er möge den Zorn des Gottes wieder abwenden, und versprachen Vorräthe zu bringen, so viele er verlange. Der Mond kam wieder. Unterdeß waren zwei muthige Männer aus der Umgebung des Admirals, der Spanier Mendez und der Genuese Fiesco, auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen 40 Seemeilen weit hinüber nach Hayti gefahren, um Schiffe zu holen. Aber sie wurden dort so lange hingehalten, daß Columbus erst nach einem Aufenthalte von einem ganzen Jahr die traurige Insel verlassen konnte. Er fuhr nach Hayti und bald darauf nach Spanien zurück, wo er nach zwei Jahren (1506), gebeugt von bitteren Erfahrungen, starb.

Erst sein Sohn Diego erlangte es, zufolge des Vertrags seines Vaters Statthalter in Hayti zu werden. Mit dessen Sohn Don Luis erlosch der Mannsstamm des Columbus.

In den letzten Jahren seines Kummers widerfuhr es dem Columbus öfter, daß er hören mußte, wie der Neid seine hohen Verdienste verkleinerte. Einst behaupteten spanische Edelleute in einer Gesellschaft, die Entdeckung sei ein Leichtes gewesen; die hätte jeder machen können. Da nahm Columbus ein Ei und fragte die Herrn: „Wer von euch kann das Ei auf die Spitze stellen?" Die Herrn probirten das Kunststück, aber vergebens. Zuletzt drückte Columbus dem Ei die Spitze ein und stellte es auf den Tisch. „Ja, das hätten wir auch gekonnt!" riefen die Herrn; aber Columbus antwortete: „Allerdings, ihr weisen Herrn! Aber das ist eben der Unterschied, daß ihr es hättet so machen können, aber ich es wirklich so gemacht habe." Dieses Ei des Columbus ist sprüchwörtlich geworden.

Dem Columbus ist nicht einmal die Ehre zu Theil geworden, daß das von ihm entdeckte Land nach ihm den Namen erhielt. Es ist nach dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius) Amerika genannt worden, weil dieser die erste Beschreibung des neuen Landes herausgegeben hatte, durch welche erst die Welt genauer über dasselbe unterrichtet ward.

Von den durch Columbus entdeckten Inseln aus wurden hernach weitere Entdeckungen und Eroberungen gemacht. Der Spanier Ferdinand Cortez, eroberte seit 1819 für die spanische Krone das mexikanische Reich, der Spanier Franz Pizarro von Panama aus das goldreiche Peru (1526—31), und von da aus ward durch Almagro den Spaniern Chile unterworfen. Allmählich erfolgte auch die Eroberung von Terra-Firma, d. h. des nördlichen Theils von Südamerika bis zum Orinoco. Die Spanier betrachteten sich als die Herrn von Südamerika, mit Ausnahme von Brasilien, welches Cabral auf einer Fahrt nach Ostindien durch eine weitere Abweichung nach Westen zufällig entdeckte und für Portugal in Besitz nahm.

Die erste Umsegelung der Erde geschah durch eine Flotille, mit welcher der in spanischen Diensten stehende Portugiese Ferdinand Magellan im J. 1520 durch die nach ihm benannte Magellans-Straße in die Südsee steuerte, die er das stille Meer nannte, weil diese See während seiner Fahrt sich auffallend ruhig verhalten hatte. Er wurde auf einer der Philippinen von den Eingebornen erschlagen; aber seine Gefährten kamen nach vielen Gefahren auf einem Schiffe um die Südspitze von Afrika herum nach Europa zurück. Die Fahrt hatte etwa drei Jahre gedauert.

II. Anfang der Reformation.
1517.

Nachdem im Laufe des 15. Jahrhunderts die Versuche einer Verbesserung der Kirche, welche allgemein von den christlichen Völkern gewünscht wurde, durch die Schlauheit des päpstlichen Hofes hintertrieben worden waren, versanken die Geistlichkeit und die Kirche in immer größere Verderbniß. Die Päpste gaben ein beklagenwerthes Aergerniß durch ihren nichts weniger als christlichen Wandel, und allgemein klagte man über den Stolz und die Habsucht, die Pracht und die Ueppigkeit der Bischöfe, über das weltliche Leben und die Unwissenheit der niederen Geistlichkeit und der Mönche. Als bei dem neu erwachten Eifer für die alten Sprachen die Gelehrten die heilige Schrift im Urtexte, im Hebräischen und Griechischen, zu studiren begannen, schrien die Mönche darüber als eine gefährliche Ketzerei, und man verbot sogar das Lesen der Bibel, der Quelle des christlichen Glaubens, in den Schulen. Das Volk sollte nicht erfahren, wie sehr die jetzige Lehre der Kirche von dem reinen, auf die Bibel gegründeten Christenthum verschieden war. Einer der schlimmsten Mißbräuche, die sich allmählich eingeschlichen hatten, war der Ablaßhandel. Unter Ablaß verstand man ursprünglich den Erlaß einer kirchlichen Strafe, einer Kirchen-

buße für eine schwere Sünde, wenn der Sünder sich durch Reue und Besserung eines solchen Erlasses würdig gemacht hatte. Mit der Zeit aber erließ die Kirche auch die Strafe, wenn der Sünder nur durch ein äußerlich gutes Werk, durch Fasten, Wallfahrten, Theilnahme an einem Kreuzzug, Almosen oder Zahlung einer Geldsumme für einen frommen Zweck sich loskaufte. Dadurch entstand bei dem großen Haufen der Glaube, daß diese äußern Werke allein schon hinreichten zur Vergebung der Sünde, und bei der Geldsucht der Päpste schlich sich allmählich der Mißbrauch ein, daß jede Sünde mit Geld abgekauft werden, daß man selbst den Seelen der geliebten Todten durch den Kauf eines Ablasses Befreiung aus dem Fegfeuer verschaffen konnte. Alle diese Gebrechen der Kirche wurden von den Gebildeten und Gelehrten in Ernst und in Spott vielfach angegriffen; aber keiner wagte einen offenen Bruch mit der Kirche. Da wurde durch die Schamlosigkeit des Ablaßhandels in Deutschland im Anfang des 16. Jahrhunderts ein kühner Mönch, Martin Luther, ein Mann von tiefer, ächter Frömmigkeit, voll Feuereifer und fester Thatkraft, zu einem rücksichtslosen Kampfe gegen die Kirche gereizt, der die Reformation und die große Kirchenspaltung zur Folge hatte.

Martin Luther, der große deutsche Reformator, stammte aus dem niedern Volke. Er war der Sohn eines armen Bergmanns in dem sächsischen Dörfchen Möra in der Nähe von Eisleben, und wurde am 10. Novbr. 1483 zu Eisleben geboren, wohin seine Eltern an diesem Tage zum Markt gegangen waren. Am folgenden Tage, am Martinstag, wurde das Kind getauft und erhielt deshalb den Vornamen Martin. Nach einer harten Jugend voll Entbehrung bezog er im J. 1501 die Universität Erfurt, um nach dem Willen seines Vaters Rechtswissenschaft zu studiren. Hier bekam er in einem Alter von 20 Jahren auf der Universitätsbibliothek zum erstenmal in seinem Leben eine Bibel in die Hände, und er las das Buch mit großem Interesse. Er studirte seine Rechtswissenschaft und außerdem die Philosophie, die alten Classiker und die Bibel mit unermüdlichem

Fleiße, so daß er sich eine schwere Krankheit zuzog. Ein alter Priester, der ihn in seiner Krankheit besuchte und dem mit Todesgedanken erfüllten Jüngling Muth zusprach, sagte zu ihm: „Seid guten Muthes, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele trösten wird.“ Im J. 1505 erlangte Luther die Würde eines Magisters der Philosophie, und er hielt Vorlesungen über diese Wissenschaft, ohne jedoch das Studium der Rechtswissenschaften aufgeben zu wollen. Da geschah es, daß er eines Tages seinen geliebten Freund Alexis auf seiner Stube ermordet fand, und nicht lange nachher schlug bei einem Gewitter der Blitz ganz nahe bei ihm in den Boden, ohne ihn selbst zu verwunden. Dadurch wurde sein ohnedies ernstes und trübes Gemüth aufs tiefste erschüttert, und er beschloß, der Welt zu entsagen und sein ganzes Leben Gott und seinem Dienste zu weihen. Er trat, den Frieden der Seele suchend, ohne Wissen und Willen seines Vaters in das Augustinerkloster zu Erfurt ein (1505) und erhielt nach zweijähriger Probezeit die Priesterweihe (1507).

In dem Kloster verrichtete Luther mit der größten Gewissenhaftigkeit die niederen Dienste, die ihm in seiner Probezeit oblagen; dabei studirte und betete er Nacht und Tag und zerquälte in übertriebener Frömmigkeit und dem Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit sein geängstetes Herz, so daß ihm der ehrwürdige und gelehrte Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland, Johann von Staupitz, bei seinem Aufenthalt in Erfurt einst sagte: „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein und hast doch keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen.“ Einmal schloß sich Luther in trüber, verdüsterter Stimmung mehrere Tage lang in seine Zelle ein, ohne etwas zu essen und zu trinken. Als die Mönche zuletzt seine Thüre aufbrachen, fanden sie ihn besinnungslos daliegen; sie weckten ihn durch die Töne der Musik, die er außerordentlich liebte, wieder auf.

Staupitz hatte die Gelehrsamkeit und den Geist des einfachen, schwermüthigen Mönches kennen gelernt und fand

Gelegenheit, ihn für die Welt wirksam zu machen. Als der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, für die in seiner Residenz Wittenberg im J. 1502 gegründete Universität einen tüchtigen Lehrer der Philosophie suchte und sich an Staupitz wandte, empfahl ihm dieser den Bruder Martin. Luther folgte dem Rufe mit Widerstreben, da er sich für eine solche Stelle nicht für gelehrt genug hielt, im J. 1508 im 25. Lebensjahre und nahm seine Wohnung zu Wittenberg im Augustinerkloster. Er hielt philosophische und dann auch theologische Vorlesungen und erwarb sich als Kanzelredner einen solchen Beifall, daß er zum Prediger an der Universitätskirche erwählt ward. Im J. 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Klosters nach Rom geschickt. Er näherte sich mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen dem Wohnsitze des Statthalters Christi und klomm mit heiligster Andacht auf den Knien die Stufen der Peterskirche hinan; aber er hatte bald Gelegenheit die Verdorbenheit der italienischen Geistlichkeit aus der Nähe zu sehen, und hörte die ärgerlichsten Geschichten von dem unsittlichen Leben des Papstes. „Ich wollte nicht 1000 Goldgulden nehmen," versicherte er nachher oft, „daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Nach seiner Rückkehr erwarb er sich die Würde eines Doctors der Theologie (1512). Anfangs konnte er sich nicht dazu entschließen, bei seiner Jugend sich um eine solche Auszeichnung zu bewerben; aber sein Gönner Staupitz drängte ihn dazu, und der Kurfürst, der ihn als trefflichen Prediger ehrte, bezahlte für ihn die Kosten. Um sich der neuen Ehre würdig zu machen, arbeitete Luther mit unablässigem Eifer, namentlich studirte er jetzt erst aufs Gründlichste die Ursprachen der Bibel, Hebräisch und Griechisch, und suchte immer tiefer in den Geist des Evangeliums einzudringen. Er war in Wittenberg ein allgemein geehrter und geachteter Mann wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Frömmigkeit und der Strenge seiner Sitten. Als Prediger hatte er einen außerordentlichen Zulauf; denn er predigte einfach und kräftig im Geiste der heiligen Schrift, und was er sprach, kam tief aus dem Herzen.

So kam das wichtige Jahr 1517. Damals war Leo X. Papst, ein genußsüchtiger und prachtliebender Mann, der viel Geld brauchte; namentlich erforderte der Ausbau der prachtvollen Peterskirche zu Rom große Summen. Deswegen schrieb er einen allgemeinen Ablaß aus, den für Deutschland der Erzbischof Albrecht von Mainz pachtete. Dieser übertrug den Handel mit dem Ablaß dem Dominicanerorden. Der Dominicaner Johann Tezel, ein nichtswürdiger Mensch, welchen früher einmal der Kaiser Maximilian wegen Ehebruchs hatte ersäufen lassen wollen, reiste mit seinem Ablaßkram im Sächsischen und in der Nähe von Wittenberg herum und verfuhr mit seinem Handel auf die schamloseste Weise. Wenn er in eine Stadt kam, hielt er unter dem Geläute der Glocken seinen feierlichen Einzug; die päpstliche Bulle, worin der Ablaß verkündigt war, wurde auf einem Sammetkissen vorausgetragen, die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schuljugend gingen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche, wo er die Fahne des Papstes aufpflanzte. Und nun begann der Handel, nicht bloß in der Kirche, sondern auch auf den Straßen und selbst in den Wirthshäusern. Er hatte zwei Kasten bei sich; in dem einen waren die Ablaßzettel, in den andern kam das Geld, und er pflegte wohl zu sagen: „Wie das Geld in dem Kasten klingt, so die Seele aus dem Fegfeuer springt." Man konnte Ablaß erhalten für jedes Vergehen, für Diebstahl, Meineid, Raub und Mord, und das Volk, ohne zu bedenken, daß der Ablaß auch Reue und Besserung forderte, stürmte herzu und kaufte, in dem Wahne, als mache das Geld schon frei von aller Schuld. Ja man konnte sogar sich einen Ablaß erkaufen für ein Verbrechen, das man erst in der Zukunft zu begehen vorhatte.*)

Das Sittenverderbliche eines solchen Handels lag auf der Hand, und das fromme Gemüth Luthers empörte sich da-

*) Man erzählt, in Jüterbogk im Brandenburgischen habe ein Ritter einen Ablaßzettel von Tezel gekauft für einen Raub, den er beabsichtige; dann habe er den Tezel in einem Walde überfallen und ihm seinen Geldkasten abgenommen. Der Kasten soll noch auf dem Rathhause zu Jüterbogk zu sehen sein.

gegen. Er schrieb an einige Bischöfe und bat sie, man möge diesem Unfug steuern. Aber umsonst. Da schlug er am Abend des 31. Octbr. 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze oder Thesen an, die meistens gegen den Ablaß gerichtet waren, und forderte Jedermann auf, mit ihm über den Inhalt dieser Sätze zu disputiren. In jener Zeit, wo noch nicht, wie heute, in Zeitungen und auch wenig in öffentlichen Streitschriften gelehrte und religiöse Streitigkeiten ausgefochten wurden, waren solche Disputationen etwas Gewöhnliches, und Luther dachte damals noch nicht an eine Auflehnung gegen die Herrschaft des Papstes oder an eine Lossagung von der bestehenden Kirche; ja er schickte sogar in dem folgenden Jahre seine Thesen mit einer Vertheidigung derselben an den Papst. Tezel, auf dessen Treiben es in dieseu Thesen besonders abgesehen war, wagte es nicht, sich zu einer Disputation zu stellen, er beeilte sich vielmehr, aus der Nähe von Wittenberg fortzukommen. Luthers Thesen aber verbreiteten sich in kurzer Zeit über Deutschland und ganz Europa, und namentlich in Deutschland fanden sie die lebhafteste Zustimmung. Tezel und manche Vertheidiger des Alten, wie der Professor Dr. Eck in Ingolstadt und der Dominicaner Hochstraaten, griffen Luther nur mit Schmähungen an, eine Widerlegung gelang ihnen nicht; in Rom aber sah man die Sache nur als ein gewöhnliches Mönchsgezänke an, als einen Streit der Dominicaner und Augustiner, der ohne besondere Bedeutung sei.

Als der Streit jedoch immer heftiger ward, lud der Papst Luther zur Vertheidigung nach Rom vor (Aug. 1518); aber der Kurfürst Friedrich der Weise, welcher Luther als eine Zierde seiner Universität und wegen seiner kühnen Freimüthigkeit liebgewonnen hatte, bewirkte es, daß er sich in Deutschland vertheidigen dürfe. Der Papst beauftragte den Cardinal **Thomas de Vio**, der nach seinem Geburtsort Gaeta gewöhnlich **Cajetanus** genannt wird, in **Augsburg**, wo er sich damals des Reichstags wegen aufhielt, den deutschen Mönch zur Verantwortung zu ziehen (Octbr. 1518). Luther kam zu einer Verhandlung nach Augsburg. Der

Cardinal forderte den Mönch auf, seine Irrthümer zu widerrufen und in Zukunft in allen Stücken dem Papste gehorsam zu sein; aber Luther erklärte unerschrocken, er sei sich keiner Irrthümer bewußt, und vertheidigte seine Behauptungen mit Freimuth. Zuletzt entließ ihn Cajetan mit dem Bedeuten, er solle nicht wiederkommen, es sei denn, daß er widerrufen wolle. Da appellirte Luther in Gegenwart mehrerer Zeugen „von dem übel berichteten Papst an den besser zu berichtenden" und schlug diese Berufung nicht blos an dem Dome zu Augsburg an, sondern schickte sie auch dem Cardinal zu. Da er befürchten mußte, daß der Cardinal sich seiner Person bemächtigte und ihn nach Rom zur Aburtheilung schickte, so verließ er mit Hülfe seiner Freunde in der Nacht heimlich die Stadt und eilte auf einem Pferde, das für ihn am Thore bereit stand, nach Wittenberg zurück. Cajetan bat hierauf den Kurfürsten von Sachsen in einem Briefe, er möge den Luther nach Rom schicken oder des Landes verweisen. Aber der Kurfürst nahm sich des Verfolgten kräftig an und erklärte, sein Gewissen verbiete ihm, vor erwiesener Schuld zu strafen, und zudem könne er seine Universität unmöglich seiner glänzendsten Zierde berauben. Luther selbst appellirte vom Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung.

In den ersten Tagen des J. 1519 war der alte Kaiser Maximilian gestorben, und der Kurfürst von Sachsen ward bis zur Wahl eines neuen Kaisers für Norddeutschland Reichsverweser; auch hatte er bei der bevorstehenden Kaiserwahl, die dem Papste nicht gleichgültig war, einen großen Einfluß. Deshalb schickte ihm der Papst, um seine Gunst zu erlangen, durch den päpstlichen Kammerherrn Karl von Miltitz, einen sächsischen Edelmann, eine goldene Rose zu und beschloß, gegen Luther, der in seinen Angriffen gegen die Kirche schon weit über die Ablaßangelegenheit hinausgegangen war, milder aufzutreten. Miltitz hielt mit Luther eine Zusammenkunft zu Altenburg und brachte es durch freundliche Vorstellungen dahin, daß dieser versprach, zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen. Miltitz versprach, dafür zu sorgen, und so trennten sich beide in aller

Freundschaft. Aber die Gegner ruhten nicht, und auch Luther vermochte nicht, seine Anhänger zum Schweigen zu veranlassen. So wurde denn im Sommer 1519 zu Leipzig eine große Disputation veranstaltet, an welcher auf der einen Seite außer Luther der leidenschaftliche wittenbergische Professor Bodenstein aus Karlstadt, gewöhnlich Karlstadt genannt, und der sanfte und gelehrte Philipp Melanchthon, ebenfalls Professor in Wittenberg und Luthers inniger Freund, von der andern Seite Johann Eck, Professor in Ingolstadt, ein gelehrter und gewandter Mann von großer Heftigkeit, sich betheiligten. Die Disputation dauerte unter ungeheurem Zudrange von Menschen 17 Tage lang; aber das Resultat war, daß die Streitenden, statt sich zu vereinigen, nur noch weiter sich von einander entfernten. Jede Partei schrieb sich den Sieg zu.

Bald nach dieser Disputation begab sich Dr. Eck voll Erbitterung nach Rom und bewirkte durch Darlegung der ketzerischen Ansichten Luthers, daß der Papst eine Bannbulle gegen ihn erließ. In dieser Bulle wurden 41 Sätze und Luthers Schriften als ketzerisch verdammt und das Verbrennen dieser Bücher befohlen. Wenn Luther binnen 60 Tagen nicht widerrufen würde, so sollte der Bann in Vollzug gesetzt werden. Eck brachte selbst die Bulle nach Deutschland, in der Hoffnung, seinen Gegner zu vernichten. An mehreren Orten allerdings, wie zu Ingolstadt, Mainz, Köln, wo die Gegner Luthers besonders ihren Sitz hatten, wurden dessen Schriften verbrannt; im Ganzen aber war das Volk in Deutschland für Luther. Es riß die angeschlagenen Bannbullen herunter, und in Leipzig wäre Eck beinahe todtgeschlagen worden. Im Kurfürstenthum Sachsen durfte die Bulle gar nicht bekannt gemacht werden. Luther selbst dachte nicht an Widerruf; er vertheidigte vielmehr alle seine Behauptungen und sagte zuletzt dem Papst, als dem Antichristen, dem Feinde der christlichen Wahrheit, den Gehorsam auf. Am Morgen des 10. Decbr. 1520 zog er mit einer Menge von Lehrern und Studenten und vielem Volke zu Wittenberg vor das Elsterthor und warf in einen Scheiter-

haufen, der dort errichtet worden war und angezündet ward, eigenhändig die Bannbulle des Papstes nebst den Schriften über das päpstliche Recht und einige Schriften Ecks, mit den biblischen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer.“ Durch diese Handlung hatte sich Luther förmlich von dem Papste und der herrschenden Kirche losgesagt. An dem bald folgenden Weihnachtstage theilte Karlstadt zum erstenmal öffentlich und ungehindert das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus.

Am 17. Juni 1519 war Maximilians Enkel Karl, König von Spanien, zum deutschen Kaiser gewählt und am 23. Octbr. 1520 zu Aachen gekrönt worden. Als König von Spanien heißt er Karl I., als Kaiser von Deutschland Karl V. Im Frühjahr 1521 hielt er zu Worms seinen ersten Reichstag, und er beabsichtigte hier auch die Religionsstreitigkeiten beizulegen. Deshalb wurde Luther nach Worms vorgeladen und ihm von dem Kaiser sicheres Geleit versprochen. Als er in Wittenberg von seinem Freunde Melanchthon Abschied nahm, sprach er zu ihm: „Komme ich nicht wieder und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es ja noch viel besser machen. Daher ist auch nicht viel Schade um mich, bleibst du doch da. In dir hat der Herr einen noch viel gelehrteren Streiter.“ Ueberall, wo Luther auf seiner Reise erschien, strömte das Volk herbei, um den Mann zu sehen, der so kühn wider den Papst aufgetreten war. Unterwegs warnte man ihn; denn man werde ihn in Worms zu Pulver verbrennen. Aber Luther antwortete: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das von Worms nach Wittenberg reicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben allein walten lassen.“ In der Nähe von Worms ließ ihm sein Freund Spalatin, der Hofprediger Friedrichs des Weisen, von der Stadt aus sagen, er möge nicht hineinkommen, es möchte ihm sonst ergehen wie dem Huß. Luther ließ ihm zurücksagen: „Und wenn so viele Teufel in

Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein."

Am 16. April zog Luther in Worms ein. Der Reichsherold, der vor seinem Wagen herritt, konnte durch die ungeheure Volksmenge, die den berühmten Mann sehen wollte, kaum den Weg bis zur Herberge bahnen. Schon am Nachmittage des folgenden Tages wurde er auf das Rathhaus beschieden, wo der Reichstag zusammen war. Da durch das Gedränge auf der Straße nicht durchzukommen war, mußte ihn der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim durch Gärten und Hinterhäuser zur Versammlung führen. An der Thüre des Saales stand mit vielen andern Rittern der alte Feldhauptmann Georg von Frundsberg. Der klopfte Luther treuherzig auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberste in unserer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, er wird dich nicht verlassen." Im schlichten Mönchsgewand trat Luther in den glänzenden Saal, nicht ohne Beklommenheit. Denn da saß der junge 21jährige Kaiser stattlich und würdevoll auf dem erhabenen Throne und vor ihm in zwei langen Reihen 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und viele Grafen und Herrn. Man legte dem Mönch seine Schriften vor, mit der Frage, ob er dieselben als die seinigen anerkenne, und als er dies bejaht, fragte man ihn, ob er den Inhalt derselben widerrufen wolle. Das war eine Frage, von welcher vieles abhing, vielleicht handelte es sich um sein Leben. Darum bat sich Luther bis zum folgenden Tage Bedenkzeit aus; und sie ward ihm bewilligt. Bis zum folgenden Tage erhielt Luther manche Beweise, daß er nicht ohne Schutz und Hülfe sei, und er trat zur bestimmten Zeit muthigeren Sinnes in den Saal, der schon mit Fackeln erleuchtet war. Er hielt in dem heißen Saale eine zweistündige Rede, Anfangs in deutscher Sprache, und als man ihn erinnerte, daß der Kaiser das Deutsche schlecht verstehe, in lateinischer Sprache. Freimüthig erklärte er, daß er die größte

Sünde begehen würde, wenn er widerrufe, weil er dann nur das Uebel, das er bekämpfe, bestärken und ärger machen würde; er verlangte widerlegt zu werden, ehe man ihn verdamme. Aber der Kaiser forderte ungeduldig eine runde und richtige Erklärung, ob er widerrufen wolle. Da sprach Luther: „Weil denn Eure kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder den Concilien noch dem Papste allein, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widerlegt haben), so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“

Nach diesen Worten trat Luther ab. Sein Muth hatte viele Fürsten erfreut und ihm manches Herz gewonnen, nur nicht das des Kaisers, der bei Luthers erstem Erscheinen im Saal geäußert hatte, dieser Mann werde ihn nie dazu bringen, die Religion seiner Väter zu verlassen. Friedrich der Weise sagte beim Hinausgehen aus der Versammlung zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin heute vor Kaiser und Reich gesprochen; er war muthig genug, vielleicht zu muthig.“ Der alte Herzog Erich von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte nach der Sitzung Luther einen silbernen Becher mit gutem Eimbecker Bier, damit er nach der Hitze des Tages sich labe. Luther erwiederte: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seiner letzten Stunde,“ und dieser Worte hat Erich noch auf seinem Sterbebette sich erinnert. Noch einmal versuchte man zu Worms, ihn zum Widerruf zu bewegen, aber umsonst. Er antwortete: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in zwei bis drei Jahren untergehn; ist sie aber aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen.“

Kaiser Karl V. war seinem ganzen Wesen nach kein Deutscher; er war mehr ein Spanier und Niederländer und

kannte den Geist des deutschen Volkes nicht, er sah nicht ein, daß die Reformation in Deutschland unvermeidlich geworden war. Anstatt sich daher an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie mit Kraft und Mäßigung durchzuführen, stemmte er sich ihr entgegen und war dadurch hauptsächlich die Veranlassung der religiösen Spaltung in unserem Vaterland. Das versprochene kaiserliche Geleit hielt er Luther; aber bald nach dessen Abreise von Worms erließ er das s. g. Wormser Edict, durch welches Luther und alle seine Anhänger und Beschützer in die Acht erklärt und befohlen wurde, überall seine Schriften zu verbrennen, ihn selbst zu ergreifen und an den Kaiser auszuliefern.

Luther war nun in dem Bann des Papstes und in der Acht des Kaisers; aber es fehlte ihm nicht an Schutz. Als er auf der Rückreise nicht weit von Eisenach in der Nähe des Schlosses Altenstein war, wurde er in einem Walde von zwei Rittern und zwei Knechten überfallen, aus dem Wagen gerissen und in den Wald geschleppt; hier kleidete man ihn um, setzte ihn auf ein Pferd und brachte ihn um Mitternacht auf das Schloß Wartburg. Der Kurfürst von Sachsen hatte diese scheinbare Gewalt veranstaltet, um Luther für eine Zeit lang wenigstens der Welt zu entziehen, bis der Gedanke an die Acht sich einigermaßen verloren habe. Es hieß allgemein, Luther sei im Walde von Räubern überfallen worden, und da man nichts mehr von ihm hörte und sah, so glaubte man, er sei todt; seine Feinde sagten, der Teufel habe ihn geholt. Unterdessen lebte Luther auf der Wartburg. In der Umgegend, in der er sich manchmal erging, hieß er Junker Georg; er trug ritterliche Kleidung und galt für einen Staatsgefangenen. Nur seine nächsten Freunde, wie Melanchthon und Spalatin, wußten, wo sich Luther befand. Erst als mehrere Schriften, welche Luther in dieser Zeit geschrieben, von seinen Freunden verbreitet wurden, erkannte man, daß er noch lebe; doch sein Aufenthalt blieb unbekannt. Das wichtigste Werk, welches Luther damals in seiner Zurückgezogenheit gegann, war die Uebersetzung der Bibel, die aber erst im J. 1532 vollendet ward und im J. 1534 voll-

ständig im Druck erschien. Durch dieses Werk erwarb sich Luther das größte Verdienst um das deutsche Volk; denn er eröffnete ihm nicht blos die Quellen unserer Religion, sondern er begründete auch durch eine schöpferische und veredelnde Gestaltung der Sprache unsere jetzige neuhochdeutsche Schriftsprache.

In seiner Einsamkeit und bei den angestrengten Arbeiten verfiel Luther, wie in früheren Jahren, öfter in schwermüthige Gedanken; er wähnte sich von dem Teufel verfolgt, dessen Reich er bekämpfte, und glaubte bisweilen Erscheinungen desselben zu haben. In seinem Arbeitszimmer auf der Wartburg, das noch heute in dem früheren Zustand erhalten wird, zeigt man noch an der Wand die Spuren eines großen Tintenfleckes; dahin war das Tintenfaß gefahren, das er einmal nach dem vermeintlichen Teufel geworfen.

Etwa ein Jahr blieb Luther auf der Wartburg; da riefen ihn tumultuarische Auftritte, welche in Wittenberg durch Karlstadt veranlaßt wurden, wieder in die Oeffentlichkeit. Karlstadt schaffte alle Cermonien des römischen Gottesdienstes ab, er drang an der Spitze eines wilden Haufens in die Kirchen, zertrümmerte die Altäre und heiligen Gefäße, warf Bilder und Beichtstühle hinaus, mißhandelte die Mönche und vollführte manchen anderen Unfug. Andre schwärmerische Eiferer schafften die Kindertaufe ab. Um diesem verderblichen Gebahren zu steuern, kam Luther nach Wittenberg; er predigte acht Tage hintereinander gegen die Ruhestörer und brachte es dahin, daß Karlstadt aus Wittenberg entwich und die Ordnung wieder hergestellt ward (März 1522).

III. Weitere Fortschritte der Reformation.

Nach dem Reichstage zu Worms verweilte Kaiser Karl fast 8 Jahre außerhalb Deutschlands in seinen Erblanden, und in dieser Zeit beschäftigten ihn fast beständige Kriege mit Frankreich und mit den Türken, so daß er um die Angelegenheiten Deutschlands, wo sein Bruder Ferdinand von Oest=

reich das Amt eines Reichsverwesers übte, sich wenig bekümmern konnte. Unter diesen Verhältnissen konnte die Reformation in Deutschland sich immer mehr ausbreiten und befestigen; das Edict von Worms und die Acht gegen Luther geriethen in Vergessenheit. Da katholische Fürsten, unter ihnen namentlich Ferdinand von Oestreich und die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bündniß zusammentraten, um die Ausbreitung der Reformation zu verhindern, so schlossen auch die Fürsten, welche zu der lutherischen Lehre hielten, im J. 1526 ein Bündniß zu Torgau, das die Abwehr jeden Angriffes zum Zwecke hatte. Die Hauptmitglieder dieses Bundes waren der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, der seinem im J. 1525 verstorbenen Bruder, Friedrich dem Weisen, gefolgt war, und der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Diese beiden hatten sich öffentlich zu der neuen Lehre bekannt und gestalteten im J. 1526 im Geiste derselben den Gottesdienst und die ganze Kirchenverfassung in ihren Ländern um, und ihrem Beispiele folgten die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, vier Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und viele Städte. Vorher schon, im J. 1525, hatte der Hochmeister des deutschen Ordens in Ostpreußen, Albrecht von Brandenburg, die lutherische Lehre angenommen und in seinem Lande eingeführt. Er hatte das Ordensland mit Zustimmung des Königs von Polen, der der Lehnsherr des Ordenslandes war, in ein weltliches Land verwandelt, unter dem Titel eines Herzogthums Ostpreußen, und es für ein Erbeigenthum seiner Familie erklärt.

Die Veränderungen, welche auf Grund der Lehre Luthers bei der Gründung der neuen Kirche eintraten, waren hauptsächlich folgende. Man sagte sich von der geistlichen Herrschaft des Papstes los, und die Landesherrn übernahmen die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten. Die geistlichen Güter wurden eingezogen und deren Einkünfte für Stiftung von Kirchen und Schulen und sonstigen gemeinnützigen Anstalten, wie Kranken- und Armenhäusern, ver-

wendet; doch behielten die Fürsten auch vieles von dem eingezogenen Gute für sich. Die Klöster wurden aufgehoben und die Klostergelübde für unverbindlich erklärt, den Priestern wurde die Ehe gestattet. Die Messe wurde abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt; die Festtage wurden vermindert. Bei dem Gottesdienste wurde auf die belehrende Predigt ein besonderes Gewicht gelegt; der Träger der Andacht sollte außer dem einfachen Gebet hauptsächlich das von der ganzen Gemeinde gesungene Kirchenlied sein. Luther selbst sammelte das erste Gesangbuch, in welches er eine Anzahl von ihm selbst gedichteter schöner Lieder aufnahm.

Luther selbst verließ im J. 1524 das Kloster und legte die Mönchskutte ab, die er mit dem bürgerlichen Rock von schwarzer Farbe vertauschte. Im nächsten Jahre verheirathete er sich mit Katharina von Bora, einer gewesenen Nonne aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma. Er entwickelte nach allen Seiten hin eine außerordentliche Thätigkeit. Im J. 1527 durchreiste er mit Melanchthon das ganze Kurfürstenthum Sachsen und Meißen, um den Zustand der Kirchen und Schulen zu visitiren, und fand überall eine große Unwissenheit. „Es ist unverantwortlich", schreibt der sanfte Melanchthon, „daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat. Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen der Menschen so ganz vernachlässigt werden und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Herrn und Schöpfer etwas weiß." Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, der Begründer des neuen Schulwesens in Deutschland, setzte einen „Unterricht an die Pfarrherrn im Kurfürstenthum Sachsen" auf, in welchem er eine kurze Anweisung gab, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollten und wie der Gottesdienst einzurichten sei. Luther stellte die Hauptsätze der Glau-

bens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten zusammen in seinem berühmten „Katechismus Lutheri."

Die raschen Fortschritte der Reformation machten die katholischen Reichsstände besorgt, und sie brachten im J. 1529 auf dem Reichstage zu Speier einen Beschluß zu Wege, nach welchem die Anhänger der neuen Lehre, die Evangelischen, sich bis zu einer Kirchenversammlung aller weiteren Veränderungen in Religionssachen enthalten und die Messe sowie die alte Lehre von dem Abendmahl beibehalten sollten. Dagegen reichten die Evangelischen eine förmliche Protestation ein und erhielten davon den Namen Protestanten.

Um diese Zeit hatte Karl V. einmal Ruhe vor auswärtigen Feinden. Er hatte mit Frankreich Friede geschlossen, war nach Italien gegangen und hatte sich zu Bologna zum römischen Kaiser krönen lassen und kam nun im J. 1530 nach Deutschland, um einen Reichstag zu Augsburg abzuhalten. Er wollte seinen Bruder Ferdinand zum römischen König, d. h. zu seinem Nachfolger in der Kaiserwürde erwählen lassen und die kirchlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Die Protestanten wünschten dem Kaiser zu beweisen, daß ihre Glaubenslehren von denen der katholischen Kirche nicht so sehr verschieden und für das Reich nicht gefährlich seien. Deshalb verfaßte auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen Melanchthon eine Schrift, in welcher die Lehrsätze der neuen Kirche zusammengestellt waren. Diese wurde dem Kaiser zu Augsburg überreicht und vor dem Reichstage vorgelesen; es ist die sog. Augsburger Confession oder das Augsburger Glaubensbekenntniß. Der Kaiser übergab die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen auch Eck war, zur Prüfung, und diese verfaßten eine Widerlegung in so unschicklichen Ausdrücken, daß der Kaiser mit Unwillen eine andere anzufertigen befahl. Die „Widerlegung" (Confutatio) blieb aber ein schwaches, ungründliches Werk. Dagegen schrieb Melanchthon eine „Vertheidigung" (Apologia) der Confession. — Um diese Zeit dichtete Luther das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott".

Alle Versuche einer Vereinigung und Ausgleichung blieben erfolglos. Der Markgraf Georg von Brandenburg hatte zu dem Kaiser gesagt: „Ehe ich von Gottes Wort abstehe, will ich lieber gleich hinknieen und mir den Kopf abschlagen lassen", worauf der Kaiser in seinem niederländischen Dialect begütigend erwiderte: „Nit Kop ab". Zuletzt bestätigte der Kaiser das Wormser Edict; er gebot Aufhebung aller Neuerungen und bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung unbedingte Rückkehr zu allen katholischen Lehren und Gebräuchen. Aber die Protestanten nahmen den Reichsabschied nicht an, und selbst die Stadt Augsburg wagte es, die Unterzeichnung desselben zu verweigern. Auch die Wahl Ferdinands zum römischen König konnte zu Augsburg nicht durchgesetzt werden; sie erfolgte erst im folgenden Jahre zu Köln allein durch die katholischen Kurfürsten. Die Häupter der protestantischen Partei, an ihrer Spitze Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, schlossen im J. 1531 den Schmalkaldischen Bund zur Vertheidigung ihrer Religion gegen jeden Angriff. Mitglieder desselben waren unter andern die Herzöge von Braunschweig, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und viele Städte, wie Straßburg, Ulm, Konstanz, Magdeburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Göttingen u. s. w.

Damals waren Kaiser Karl und sein Bruder Ferdinand, der im Jahre 1526, als sein Schwager, König Ludwig von Böhmen und Ungarn, in der Schlacht bei Mohacz in einem Sumpfe umgekommen war, diese beiden Länder geerbt hatte, von dem türkischen Sultan Soliman II., dem Prächtigen, in Bedrängniß gebracht. Auf die Krone von Ungarn nämlich machte auch der Großfürst von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, Ansprüche, und er hatte an Soliman einen mächtigen Helfer, der schon 1529 einmal Wien belagert hatte. Jetzt zog dieser im J. 1532, auf die religiöse Spaltung in Deutschland rechnend, abermals mit einem Heere von 250,000 Mann verwüstend durch Ungarn heran. Der Kaiser bedurfte der Hülfe der protestantischen Fürsten, und um sie zu erlangen, schloß er mit ihnen im J. 1532 den Reli-

gionsfrieden zu Nürnberg, in welchem er den Augsburger Reichsabschied zurücknahm und bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung den Protestanten volle Religionsfreiheit gewährte. Die Protestanten stellten Hülfstruppen gegen die Türken, und Soliman zog sich ohne einen Zusammenstoß zu wagen, aus Ungarn zurück.

Bis in die Mitte der vierziger Jahre war Karl durch auswärtige Kriege so beschäftigt, daß er an eine entscheidende Regelung der religiösen Angelegenheiten in Deutschland nicht denken konnte. Dadurch wurde es dem Protestantismus möglich, sich immer mehr zu befestigen.

Kurz nach Luther war in der Schweiz auch Ulrich Zwingli, Prediger in Zürich, gegen die katholische Lehre aufgetreten, zunächst veranlaßt durch den Ablaßkrämer Bernhard Samson (1519). Er erklärte sich bald auch gegen andere Mißbräuche in der Kirche, verwarf den Cölibat der Geistlichen, die Messe und die Verehrung der Heiligenbilder und fand bei seinen Landsleuten großen Anhang. Zwingli ging in seiner Umgestaltung der Kirche viel weiter als Luther. Während dieser alles festzuhalten suchte, was der heiligen Schrift nicht widerspreche, wollte Zwingli alles abschaffen, was in der heiligen Schrift nicht begründet sei, und die ersten einfachsten Zustände der christlichen Kirche herstellen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Zwingli und Luther bestand in der Abendmahlslehre. Luther behauptete, daß Christus in Brod und Wein wirklich gegenwärtig sei; Zwingli dagegen lehrte, in den Worten: „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut," besage das Wörtchen ist nur soviel als: „dies bedeutet meinen Leib — mein Blut"; das Abendmahl sei nur eine fromme Erinnerung an Christi Tod. Auch in dem südlichen Deutschland fand die Lehre Zwinglis eine weite Verbreitung. Da der Landgraf Philipp von Hessen eine Vereinigung der Zwinglianer und Lutheraner zu Stande zu bringen suchte, damit sie um so nachhaltiger den Angriffen der Katholiken widerstehen könnten, so veranstaltete er ein Religionsgespräch der beiden Reformatoren auf seinem

Schlosse zu Marburg (1529). Aber die beiden Gegner einigten sich nicht, versprachen sich jedoch beim Scheiden, Friede und Freundschaft zu halten. Indeß hielt Luther sein Wort nicht, sondern schrieb bald wieder mit Heftigkeit gegen Zwingli. Dieser fand zwei Jahre nachher (1531) in einer Schlacht gegen die katholischen Schweizer bei Kappel seinen Tod.

Die Anhänger Zwinglis nannte man die Reformirten. Die reformirte Lehre verbreitete sich von der Schweiz aus auch nach Genf, wo sie durch dem berühmten Reformator Johann Calvin (Jean Chauvin oder Cauvin), einen Franzosen aus der Picardie (geb. 1509), eine weitere Ausbildung erhielt. Obgleich sich Calvin in manchen Dingen von Zwingli unterschied, so brachte er doch mit den Züricher Theologen eine Vereinigung zu Wege, zufolge deren seine und Zwinglis Anhänger keine getrennten Kirchen bilden wollten (1549). So waren denn in der Folge die Reformirten und Lutheraner die zwei großen Hauptparteien der Protestanten. Von Genf verbreitete sich die Lehre Calvins nach Frankreich, wo die Reformirten unter dem Namen Hugenotten eine mächtige politische Partei wurden. Die reformirte Kirche fand ferner außer in Deutschland Eingang in den Niederlanden und durch Calvins Freund Johann Knox in Schottland.

In England herrschte zur Zeit der Reformation der König Heinrich VIII. Er war Anfangs ein eifriger Anhänger des Papstes und schrieb gegen Luther eine gelehrte Widerlegung seiner Lehre von den Sacramenten, weßhalb er von dem Papste den Ehrentitel Defensor fidei, „Vertheidiger des Glaubens", erhielt. Da aber später der Papst auf sein Verlangen, ihn von seiner Gemahlin zu scheiden, damit er die schöne Anna Boleyn heirathen könne, nicht einging, so sagte er sich mit seinem Lande von dem Papste los und trat als Reformator auf, indem er sich selbst als Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England hinstellte. Er zog die reichen Kirchengüter für sich ein und gestaltete die Kirchenverfassung um; aber die Lehren der katholischen Kirche behielt er zum größten Theile bei. So ward in England die

Reformation von oben befohlen, während sie in Deutschland von dem innersten Kern des Volkes ausging.

Von Deutschland aus verbreitete sich der Protestantismus in Schweden, wo Gustav Wasa, der das Land von der Herrschaft der Dänen befreit hatte und zum König gewählt worden war (1523), nach persönlicher Rücksprache mit Luther die lutherische Religion zur Staatsreligion erhob. Dasselbe geschah in Dänemark und Norwegen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Protestantismus seinen fruchtbarsten Boden bei den germanischen Völkern gefunden hat, in Deutschland und der Schweiz, in Holland, England, Dänemark, Norwegen und Schweden. Der römische Katholicismus wird vorzugsweise vertreten von den romanischen Völkern Europas, Italienern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen. Bei den slavischen Völkern im Osten Europas, Russen u. s. f., ist die griechisch-katholische Kirche vorherrschend.

IV. Der Bauernkrieg. 1525. Die Wiedertäufer in Münster. 1534.

In der Mitte der zwanziger und der Mitte der dreißiger Jahre entstanden in Deutschland verderbliche Empörungen und Aufstände, welche zum Theil wenigstens mit der Reformation zusammenhingen. Im J. 1525 brach der s. g. Bauernkrieg aus. Die Bauern lebten schon seit langer Zeit unter furchtbarem Druck der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit, die sie unter Verachtung aller menschlichen Rechte wie leibeigene Knechte behandelten. Die Bauern mußten schwere Abgaben zahlen, fast die ganze Woche frohnden, sich die Mißhandlungen der Lanzknechte und Söldner gefallen lassen, ihre Güter wurden von dem Wilde und dem Jagdtumulte der Herrn verheert. Wie weit der Uebermuth des Adels ging, ersieht man aus dem Umstande, daß in der Wetterau, in Lothringen und im Trier'schen die Bauern in den Sommernächten das Wasser in den Burggräben mit Stangen peitschen mußten, damit das Gequake der Frösche die Fa-

milie des Herrn im Schlafe nicht störte. Daher waren schon im Mittelalter und im Anfang des 16. Jahrhunderts vor Luthers Auftreten an verschiedenen Orten Empörungen der Bauern ausgebrochen; jetzt aber wurde durch die Bewegung der Reformationszeit das bedrückte Volk aufs neue aufgerüttelt. Was Luther von der christlichen Freiheit lehrte, das trugen sie auch auf ihre bürgerlichen Verhältnisse über und verlangten Freiheit von dem äußeren Druck. Luther aber arbeitete mit aller Macht dagegen, daß die Kirchenverbesserung nicht auch zu einer politischen Revolution führe.

Schon in den Jahren 1522 und 1524 waren in Süddeutschland hier und da Empörungen vorgekommen. In der Grafschaft Stühlingen z. B. hatte die Gräfin den Bauern befohlen, ihr Schnecken zu sammeln, auf denen ihr Gesinde Garn winden sollte. Deß weigerten sich die Bauern; sie rotteten sich zusammen und zogen tumultuarisch im Lande umher. Sie belagerten Donau-Eschingen. Da ernannte der Reichsverweser Ferdinand den tapfern, aber harten und grausamen Georg Truchseß von Waldburg zum Feldherrn des schwäbischen Bundes wider die Bauern, und der brachte diesmal die Aufrührer durch gütliche Behandlung zur Ruhe. Aber mit dem Frühjahr 1525 brach die Empörung auf vielen andern Punkten los. Zuerst erhoben sich die Bauern des Abts von Kempten, der seine Leute mit unerhörter Willkür drückte. Die Unterthanen anderer geistlichen und weltlichen Herrn folgten ihrem Beispiel, und bald lagerten hier und da ganze Heere von Bauern unter verwegenen Führern, mit der Drohung, alles über den Haufen zu werfen.

Aber die rohen, ungeordneten Haufen konnten sich trotz ihrer Menge gegen wohlgeübte Truppen nicht halten. Truchseß schlug und zersprengte mehrere derselben; ein Haufe schloß ihn ein und zwang ihn, sich auf Unterhandlungen einzulassen und feste Zusicherungen zu machen. Nun setzten die Bauern ihre Forderungen in 12 Artikeln auf und verlangten ein Schiedsgericht, dem ihre Klagen vorgelegt würden. Das Schiedsgericht sollte bestehen aus dem Herzog Ferdinand von Oestreich, dem Kurfürsten von Sachsen, Luther und Melanch-

thon und einigen Predigern; in ihren Artikeln aber forderten die Bauern unter anderm Abschaffung der Leibeigenschaft, Ermäßigung der Frohn- und Spanndienste und des Zehntens, Freigebung der Jagd, des Vogel- und Fischfangs, der Holzung, eigene Wahl ihrer Pfarrer, und diese sollten das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen.

Ein Schiedsgericht, in welchem Ferdinand von Oestreich und Luther saßen, war nicht möglich, und Luther selbst wollte von den aufrührerischen Bauern nichts wissen, obgleich er die Bedrückungen, wodurch die Fürsten und Herrn den jetzigen Nothstand herbeigeführt hatten, mit harten Worten tadelte. „Ihr Fürsten und Herrn," sagte er, „schindet und schatzt, um eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen." Da auf die Forderungen der Bauern nicht eingegangen ward, so erhoben sie sich, um die Gewährung derselben zu erzwingen, aller Orten mit erneuter Wuth, in Schwaben und Franken, am Rhein und in Lothringen, in Hessen und Thüringen, Steiermark, Tyrol u. s. f. Ihre wilden Haufen zerstörten die Burgen, verbrannten die Klöster, stürmten die Städte, raubten und plünderten und verübten überall die rohesten Grausamkeiten. Denn vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, muß auch der Unschuldige zittern.

Ein „christlich evangelisches Heer", das der Schenkwirth Metzler aus den Bauern des Odenwaldes gebildet, eroberte in Verbindung mit einem Haufen des Neckarthales die Stadt W e i n s b e r g, wo eine Menge schwäbischer Herrn mit ihren Frauen und Kindern und ihrer Habe Zuflucht gesucht hatte. Vor der Erstürmung hatten sich der Amtmann in der Stadt, der Graf von Helfenstein und mehrere Ritter Treulosigkeiten und verächtlichen Hohn gegen die Bauern erlaubt; als sie jetzt mit den andern Rittern in die Hände der Bauern fielen, nahmen diese blutige Rache. Siebzig Ritter, unter ihnen auch Helfenstein, wurden „durch die Spieße gejagt", d. h. sie mußten durch zwei Reihen von Bauern durchgehen, die sie mit Spießen todt stachen. Ein Pfeifer spielte dazu auf. Die Gräfin Helfenstein, eine Tochter des Kaisers Maximilian, flehte umsonst

für das Leben ihres Gatten; sie mußte mancherlei Mißhandlung erdulden und wurde auf einem Mistwagen fortgeführt. Ein rasendes Weib, das für eine Zauberin galt, wühlte mit den Händen in Helfensteins Leiche und schmierte sich mit seinem Fett die Schuhe. Solche Greuel empörten alle Welt, und Luther schrieb „wider die stürmenden Bauern" eine Schrift, in der er Jedermann aufforderte, die Bauern zu würgen, zu stechen, sie todtzuschlagen wie einen tollen Hund.

Die Bauern trieben ihr Unwesen weiter, und immer mehr verbreitete sich der Aufstand. Sie zwangen einzelne Edelleute, sich an ihre Spitze zu stellen, unter andern den bekannten Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand; dieser aber trennte sich bald wieder von den Bauern wegen ihrer Unbotmäßigkeit und ihres gottlosen Treibens. Es war unter die Bauernhaufen keine Ordnung und Zucht und keine Einheit zu bringen, und darum mußten sie den Kürzeren ziehen. Noch in demselben J. 1525 wurden ihre Heere einzeln geschlagen und zersprengt von Truchseß von Waldburg, von dem Herzog von Lothringen, den Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, und nun nahmen die Sieger an denen, die in ihre Hände fielen, unmenschliche Rache. Ueberall wurde enthauptet, gehenkt und verbrannt. Truchseß ließ den Pfeifer, der bei dem Spießlaufen zu Weinsberg aufgespielt hatte, mit einer langen Kette an einen Baum binden, einen Kreis von Holz darum legen und anzünden; die Herrn ergötzten sich an den verzweifelten Sprüngen und dem Geheul des überall der Glut ausweichenden und überall von der Glut versengten Unglücklichen, bis er sterbend zusammenbrach. Der ruchlose Markgraf Casimir von Brandenburg-Culmbach, der seinen eigenen Vater im Schlafe überfallen und wegen angeblichen Wahnsinns jahrelang eingesperrt gehalten hatte, brannte in seinem Lande die Dörfer nieder, ließ die Gefangenen lebendig spießen und braten und grausam verstümmeln; zu Kissingen ließ er 59 Bauern die Augen ausstechen, weil sie einmal gerufen haben sollten, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen. Im Ganzen sollen in diesem Kriege mehr als 50,000

Bauern umgekommen sein. Natürlich wurde ihr Zustand nach demselben nicht besser.

Zu gleicher Zeit war auch Norddeutschland von einem Bauernkriege heimgesucht, bei dem aber mehr der religiöse Character hervortrat. Der Führer desselben war der Geistliche Thomas Münzer, ein Schwärmer, der auf Luther als den Verräther der Freiheit des Volkes schmähte, der sich göttlicher Offenbarungen rühmte und sich berufen glaubte, ein neues Gottesreich zu gründen, in welchem alle Menschen gleiche Rechte und gleichen Besitz haben sollten; denn alle seien Brüder. Die Fürsten sollten vertrieben oder todt geschlagen werden. Kein Wunder, daß viele arme Leute ihm zufielen. Nachdem er aus verschiedenen Städten vertrieben worden war, kam er nach Mühlhausen, wo er einen solchen Anhang fand, daß er sich des Regiments der Stadt bemächtigte. Der Aufstand verbreitete sich über ganz Thüringen und die Nachbarländer; man plünderte und zerstörte die Schlösser und Klöster. Bei Frankenhausen hatten die Bauern ihr Hauptquartier; da nahte der junge Landgraf Philipp von Hessen, der eben in seinem eigenen Lande ohne große Grausamkeit die Bauern zur Ordnung gebracht hatte, mit dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren andern Fürsten heran, um sie anzugreifen. Münzer ermuthigte seine Leute, Gott habe ihm den Sieg verkündet, er selbst werde die Kugeln des Feindes mit den Aermeln seines Rockes auffangen. Zugleich wies er auf einen schönen Regenbogen hin als ein Zeichen ihres Sieges. Die Truppen der Fürsten griffen an und hieben die Bauern nieder, die im Vertrauen, daß Gott für sie streite, statt muthig zu kämpfen, die Hände zum Gebete falteten. Auf der Flucht wurden 5000 niedergemacht. Münzer selbst hatte sich auf einen Heuspeicher geflüchtet; er wurde hervorgezogen und vor die Fürsten gebracht, gefoltert und enthauptet. Noch vom Schaffot herab ermahnte er die Fürsten, fleißig die Bücher Samuelis und der Könige zu lesen und sich darin zu spiegeln.

Neun Jahre nachher, 1534, entstand ein unsinniger Aufruhr zu Münster in Westphalen. Die Stadt, welche schon seit 1525 sich der Reformation geneigt gezeigt hatte und mit ihrem Bischof zerfallen war, hatte viele Wiedertäufer aus dem benachbarten Holland, wo sie hart verfolgt wurden, aufgenommen, und viele Bürger bekannten sich zu den Lehren dieser schwärmerischen Sekte. Der Bischof lag mit Truppen außerhalb der Stadt und belagerte dieselbe, während in der Stadt Johann Bockelson, ein Schneider aus Leyden, ein junger fanatischer Mann, die Leute zum unsinnigsten Treiben mit fortriß. Mit einem reichen Tuchhändler Knipperdolling rannte er wie rasend durch die Straßen und rief: „Buße, Buße!“ Propheten erhoben sich und entzückte Mädchen, die den Himmel offen und die Engel herabsteigen sahen; Weiber hohen und niederen Standes tobten in Verzückung und rasenden Tänzen umher. Die Einwohner, welche zu der schwärmenden Secte nicht hielten, wurden in einer rauhen Winternacht (27. Febr. 1534) mit Weib und Kind aus der Stadt gejagt. Knipperdolling und Krechting wurden zu Bürgermeistern gemacht; über ihnen aber stand der fanatische Johann Matthison, ein Bäcker aus Harlem, als Herrscher „des neuen Reichs der Heiligen“, in welchem alle Güter gemeinschaftlich sein sollten. Wer sich widersetzte, ward hingerichtet. Alle Bücher mit Ausnahme der Bibel wurden verbrannt, auch alle musikalischen Instrumente; die Menschenstimme allein sollte genügen. Zuletzt ging Matthison hinaus vor das Thor, um die feindlichen Truppen, die sich durch den Zuzug vieler katholischen und protestantischen Fürsten stark gemehrt hatten, allein durch die in ihm wirkende göttliche Allmacht zu schlagen, und ward von den Soldaten des Bischofs niedergestoßen.

Jetzt trat an seine Stelle Johann Bockelson von Leyden. Alles, was er that, geschah im Auftrag des Himmels. Er nannte sich König von Zion, und Knipperdolling ward sein Scharfrichter. Zu der Gütergemeinschaft führte er auch noch die Vielweiberei ein, indem er sich auf das Beispiel des Abraham, Davids und Salomons berief. 66 Männer,

die sich dagegen aufgelehnt, wurden enthauptet. Johann selbst nahm sogleich 3 Weiber, später 17. Als eine derselben den Greuel nicht länger ertragen konnte und um die Erlaubniß bat, die Stadt verlassen zu dürfen, hieb er ihr mit eigner Hand den Kopf ab und tanzte auf offenem Markt mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Die Belagerer versuchten öfter die Stadt zu stürmen; allein die begeisterte Gemeinde schlug jeden Angriff zurück. Da verkündete ein neuer Prophet den Befehl des Himmels, daß Johann König über den ganzen Erdkreis werden sollte, und Johann nahm die Würde an und nannte sich „König der Gerechtigkeit überall." Er schickte Prediger nach allen Himmelsgegenden aus, um das neue Reich zu verkünden; aber diese fielen den Belagerern in die Hände und wurden hingerichtet. Er ernannte 12 Herzöge und vertheilte Deutschland unter sie.

Indeß die Herrlichkeit des neuen Reiches dauerte nicht lange. Die Stadt wurde von dem Feinde immer enger eingeschlossen und der Zufuhr beraubt. Es entstand Hungersnoth. Es half nichts, daß alle alten Männer und Weiber, die zur Vertheidigung untauglich waren, aus der Stadt gejagt wurden; zuletzt drangen die Feinde durch Verrath in die Stadt ein, und die durch Hunger ermatteten Wiedertäufer erlagen. Die meisten wurden niedergemacht. Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting wurden gefangen genommen. Sie wurden ein halbes Jahr lang in eisernen Käfigen im deutschen Lande umhergeführt und wie wilde Thiere gezeigt, dann nach Münster zurückgebracht und unter entsetzlichen Martern hingerichtet. Ihre zerfetzten Leiber wurden in eisernen Käfigen am Lambertusthurm aufgehängt.

V. Karls V. auswärtige Kriege.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian hatte sich außer seinem Enkel Karl I. von Spanien auch der König Franz I. von Frankreich um die deutsche Krone beworben. Der Habs-

burger wie der Franzose hatte unter den deutschen Fürsten seine Partei, und weder der Eine noch der Andere sparte das Geld. Aber eine dritte, eine nationale Partei wünschte einen deutschen Fürsten auf den Thron und bot ihn dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, an. Der jedoch lehnte die Ehre ab, weil er zu alt sei, und empfahl den Habsburger Karl, der, wenn er auch ein auswärtiger König sei, doch von einem deutschen Geschlechte stamme. So ward denn Karl als Karl V. deutscher Kaiser (1519—1556).

Karl V. war der mächtigste und länderreichste Fürst der Christenheit, so daß man sagte, in seinen Ländern gehe die Sonne nie unter. Er besaß Spanien mit den seit Columbus entdeckten und eroberten Ländern in Amerika, die Niederlande, Neapel, Sicilien und Sardinien. Die österreichischen Länder in Deutschland, das Erzherzogthum Oestreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen und Krain, trat er seinem jüngeren Bruder Ferdinand ab. Als er jetzt auch noch zum Kaiser von Deutschland erwählt worden war, wurde seine Macht ganz besonders für Frankreich gefährlich, das auf zwei Seiten von den Ländern Karls eingeschlossen war und befürchten mußte, von ihm erdrückt zu werden. Darum entschloß sich der ritterliche, kriegslustige König von Frankreich, Franz I., den auch sein Unterliegen bei der deutschen Kaiserwahl mit Groll und Eifersucht erfüllt hatte, zum Kriege. An Streitpunkten fehlte es nicht. Franz forderte den südlich von den Pyrenäen gelegenen Theil des Königreichs Navarra, welchen Ferdinand der Katholische erobert hatte, von Karl zurück; dieser verlangte die Rückgabe des Herzogthums Burgund (Bourgogne), welches der französische König Ludwig XI. nach Karls des Kühnen Tode an sich gerissen hatte. In Italien war Neapel, das in früherer Zeit dem französischen Hause Anjou gehört hatte, im J. 1501 gemeinsam von den Spaniern und Franzosen erobert worden; aber 1504 hatten die Spanier die Franzosen aus Neapel hinausgeschlagen und das Land für sich allein behalten. Franz gab die Hoffnung auf Wiedererwerbung Neapels noch nicht auf. In Oberitalien hatte er im J. 1515 durch die furchtbare Schlacht bei Mari-

gnano sich des Herzogthums Mailand bemächtigt, auf das er Erbansprüche zu haben vorgab. Mailand aber galt noch als Lehen des deutschen Reichs, das der Kaiser den Franzosen zu entreißen beabsichtigte. In dem nun ausbrechenden Kriege, dessen Hauptschauplatz Italien war, standen auf des Kaisers Seite der Papst, der die Franzosen aus Italien entfernt wünschte, und der König von England, Heinrich VIII.

Erster Krieg mit Franz I., 1521—1526. Ein kaiserliches Heer unter Pescara versuchte die Franzosen aus Mailand zu vertreiben, gerieth aber in harte Bedrängniß. Da kam ihm Georg von Frundsberg in einem kühnen Marsche über die Alpen mit seinen deutschen Lanzknechten zu Hülfe, und beide schlugen die Franzosen bei Bicocca aufs Haupt, so daß sie Mailand und Italien räumen mußten (1522). Als Franz sich zur Wiedereroberung Mailands rüstete, fiel sein Vetter, der Herzog Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich *), ein sehr talentvoller Feldherr, der von dem König und dessen Mutter, Louise von Savoyen, beleidigt worden war, von ihm ab und trat in Karls Dienste. Der Feldzug der Franzosen mißlang, sie verloren die Schlacht bei Romagnana an der Sesia (1524) und mußten sich wieder aus Italien zurückziehen. In dieser Schlacht fiel der durch seine Tapferkeit, Tugend und Edelmuth ausgezeichnete französische Ritter Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel". Als Bourbon den Sterbenden unter einem Baume traf, sagte er mit Thränen im Auge zu ihm: „Edler Bayard, wie bedaure ich euch!" worauf der Held erwiederte: „Nicht ich bin zu bedauern, wohl aber ihr, da ihr euer Vaterland verriethet." Hierauf machten die Kaiserlichen einen Einfall in die Provence, der aber mißglückte, da Marseille den tapfersten Widerstand leistete und Hunger und Seuchen viele Menschen hinrafften.

Dieses Unglück der Kaiserlichen ermuthigte Franz zu einem neuen Einfall in Italien. Er selbst hatte sich an die

---

*) Die höchste Reichswürde in Frankreich, womit die Oberanführung im Kriege verbunden war.

Spitze seiner Truppen gestellt und eroberte Mailand mit Ausnahme der Burg. Als er darauf sich Monate lang mit der Belagerung von Pavia aufhielt, nahten die Kaiserlichen heran unter Bourbon, Pescara und Frundsberg und lieferten ihm eine entscheidende Schlacht (24. Febr. 1525). Lange schwankte der Sieg, bis Frundsbergs tapfere Lanzknechte den Sieg erzwangen. Franz selbst kämpfte tapfer mit, bis alles verloren war. Graf Niklas von Salm stach sein Roß nieder und verwundete ihn selbst an der Hand; noch immer hieb er fechtend um sich, ohne der neuen Wunden zu achten, bis ein Spanier ihn von hinten niederriß. Er gab sich gefangen an Lannoy, den kaiserlichen Statthalter in Mailand, der knieend seinen Degen in Empfang nahm. „Alles ist verloren, Madame, nur die Ehre nicht", schrieb er an seine Mutter.

Franz wurde als Gefangener nach Madrid gebracht, und hier schloß er im Jan. 1526 mit Karl den Madrider Vertrag, der ihm die Freiheit wiedergab, unter der Bedingung, daß er Burgund zurückgebe und allen Ansprüchen auf Italien entsagte. Er mußte seine beiden Söhne als Geißeln stellen. Die Bedingungen waren hart, und Franz ging sie ein mit dem Vorsatz, sie nicht zu halten. Kaum war er frei, so erklärte er den Vertrag für nichtig, da er erzwungen sei und seinem Krönungseide widerspreche, und der Papst Clemens VII. entband ihn feierlich von seinem Eide. So kams denn aufs neue zum Krieg.

Zweiter Krieg gegen Franz I., 1527—1529. Das Glück und die wachsende Macht des Kaisers hatte seine bisherigen Bundesgenossen bedenklich gemacht. Der Papst und Franz Sforza, Herzog von Mailand, sowie die Republik Venedig hatten mit Frankreich die heilige Liga geschlossen, welche den Zweck hatte, die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben. Der alte Pescara war gestorben; deshalb führte Bourbon in Oberitalien allein den Oberbefehl über die Truppen des Kaisers. Da er dem Heere der Liga gegenüber zu schwach war, so sammelte Frundsberg im Auftrag des Kaisers in Deutschland ein Heer von 16,000 Lanzknechten, unter denen viele Lutheraner waren — Frundsberg selbst war ein

Anhänger Luthers — und führte sie dem Herzog Bourbon zu. Karl V., in dessen Ländern die Sonne nicht unterging, litt oft Mangel an Geld. Schon Frundsberg hatte bei seinen letzten Werbungen für den Kaiser seine eigenen Landgüter und das Geschmeide seiner Frau verpfänden müssen. In Italien konnte jetzt Bourbon seinen Truppen den Sold nicht zahlen, so daß in dem Heere eine Rebellion ausbrach. Die Spanier und die Deutschen schrieen nach Geld und drohten mit Plünderung der Städte. Dem alten Frundsberg, den stets seine Untergebenen wie einen Vater angesehen hatten, war bisher eine Meuterei seiner Truppen etwas Unerhörtes gewesen; als er jetzt, von Schmerz und Zorn erfüllt, eine mahnende und beschwichtigende Anrede an sie hielt und sie, statt sich zu beruhigen, ihre Lanzen gegen ihn streckten und „Geld, Geld!" schrien, da sank er plötzlich, vom Schlage getroffen, rücklings auf eine Trommel nieder. Die Lanzknechte gingen erschrocken und voll Reue auseinander; aber Frundsberg erholte sich nie wieder. Bourbon mußte jetzt allein den Oberbefehl übernehmen, und die Soldaten zwangen ihn gegen Rom zu marschiren, das ihnen reiche Beute versprach.

Mit 25,000 Mann erschien Bourbon vor Rom, am 5. Mai 1527. Gleich am folgenden Tage wurde der Sturm gegen die Mauern unternommen und die Stadt trotz der tapfersten Gegenwehr erobert. Bourbon selbst fiel bei dem Sturm, von einer Musketenkugel getroffen, als er eben eine Leiter ergriffen hatte und hinaufstieg. Das führerlose Heer, voll Rachgier und Habsucht, trieb sich, plündernd und alle möglichen Greuel verübend, 14 Tage lang in den Straßen der ewigen Stadt umher. Kein Haus, kein Palast, keine Kirche blieb verschont, die Menschen jeglichen Alters, Geschlechts und Standes wurden aufs empörendste mißhandelt. Cardinäle und Bischöfe wurden, die Hände auf den Rücken gebunden, durch die Straßen geschleppt und nicht losgelassen, bis sie schwere Schatzung bezahlt. Die Spanier besonders zeichneten sich durch Habsucht und Grausamkeit aus, die deutschen Lutheraner trieben in ihrem Uebermuth und religiösen Hasse mit der katholischen Kirche und dem Papste, der sich in die Engelsburg geflüchtet,

ein tolles, frevelhaftes Spiel. Mit Hohn und Spott äfften sie die Ceremonien der Kirche nach; sie zogen, als Cardinäle vermummt, auf Eseln in der Stadt umher; vor der Engelsburg, unter den Augen des Papstes spielte Einer, mit einer dreifachen Krone auf dem Kopf, den Papst und rief: „Ich will den Luther zu meinem Nachfolger machen, ich will dem Luther das Papstthum schenken!" Die Andern fielen vor ihm nieder, sie riefen: „Luther Papst! Luther Papst!" Der Papst wurde in der Engelsburg eingeschlossen gehalten, bis er sich mit 400,000 Ducaten, die er dem Kaiser zahlen sollte, lösete. Der Kaiser mochte sich im Geheimen freuen, daß dem Papste, der sich wider ihn erklärt hatte, so mitgespielt ward; aber öffentlich stellte er sich sehr traurig und entrüstet über die Einnahme Roms und das Treiben seiner Truppen. Er legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an und veranstaltete Kirchengebete für die Befreiung des Papstes. Aber er ließ denn doch den Papst nicht frei; diesem gelang es nach 6 Monaten zu entfliehen.

Unterdessen drang ein französisches Heer in Neapel ein und eroberte das ganze Land mit Ausnahme der Hauptstadt. Während er diese belagerte, trat Andreas Doria, der mit einer genuesischen Flotte Neapel von der See aus blokirte, gekränkt von dem französischen Könige, zum Kaiser über und versah die Stadt mit Lebensmitteln. Das französische Heer wurde von Krankheiten fast ganz aufgerieben. Unter solchen Umständen wünschte Franz I. den Frieden, und auch Karl war demselben nicht abgeneigt, da die Türken im Osten drohten und er zur Schlichtung der Religionsangelegenheiten in Deutschland freie Hand wünschte. Man schloß 1529 den Frieden zu Cambray, den man den Damenfrieden nennt, da zwei Damen, Karls Tante, Margaretha von Oestreich, und Franzens Mutter, Louise von Savoyen, ihn verhandelt und abgeschlossen haben. Franz verzichtete auf Italien und bezahlte 2 Mill. Kronen zur Auslösung seiner beiden Söhne, die in Folge des Madrider Vertrags noch in Karls Händen waren; dagegen behielt er Burgund, ohne daß jedoch Karl auf dasselbe verzichtete.

Karls Zug gegen Tunis, 1535. Das Mittelländische Meer und die europäischen Küsten an demselben wurden schon seit langer Zeit von mohammedanischen Seeräubern der afrikanischen Nordküste unsicher gemacht. Sie nahmen die christlichen Schiffe, plünderten die Küsten und führten die Menschen in eine harte Sclaverei. Der schlimmste Seeräuber des Mittelmeers war damals Chaireddin Barbarossa, der Sohn eines Töpfers aus Lesbos, der sich zum Herrn von Algier gemacht und von da aus den Muley Hassan, König von Tunis, aus seiner Herrschaft vertrieben hatte. Karl V., dessen Länder am Mittelmeer von den Seeräubern schwer heimgesucht wurden, hatte schon im J. 1530 dem von der Insel Rhodus vertriebenen Orden der Johanniter die Insel Malta als Sitz überlassen, unter der Bedingung, daß sie die Ungläubigen und Seeräuber beständig bekämpften. Im J. 1535 machte er, zur Unterstützung der Johanniter und von Hassan zur Hülfe herbeigerufen, mit einer Flotte von 500 Schiffen und 30,000 M. einen Zug nach Tunis, eroberte das feste Seeschloß Goletta, schlug den Chaireddin und gab die Herrschaft von Tunis, jedoch unter spanischer Oberhoheit, an Hassan zurück. Goletta behielt er für sich. Bei seinem Einzug in Tunis befreite er nicht weniger als 22,000 Christensclaven.

Dritter Krieg mit Franz I., 1536—1538. Kaum war Karl von Afrika zurückgekehrt, so brach ein neuer Krieg mit Franz I. aus. Nachdem nämlich der Herzog Franz Sforza von Mailand im J. 1535 gestorben war und Karl V. zum Erben eingesetzt hatte, machte Franz I. neue Ansprüche auf Mailand. Franz besetzte das Land des Herzogs von Savoyen, der ein Schwager und Verbündeter des Kaisers war, und Karl selbst machte durch Savoyen einen Einfall in die Provence; aber zu bedeutenden Kriegsereignissen kam es nicht, obgleich Franz sich auch mit Soliman, dem türkischen Sultan, gegen den Kaiser verbündet hatte. Im J. 1538 ward ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Nizza geschlossen, nach welchem Franz und Karl ihre damaligen Be-

sitzungen behalten sollten. Karl gab das Herzogthum Mailand im J. 1540 an seinen Sohn Philipp.

Karls V. Zug gegen Algier, 1541, ward veranlaßt durch die furchtbaren Plünderungen der algierischen Seeräuber an den spanischen und italienischen Küsten. Das Unternehmen mißglückte. Nachdem Stürme einen großen Theil der Flotte zerstört hatten und das Heer durch heftige Platzregen und Hungersnoth viel gelitten, kehrte der Kaiser unverrichteter Sache nach Europa zurück.

Vierter Krieg gegen Franz I., 1542—1544. Karls Unglück vor Algier und das gleichzeitige Vordringen der Türken bis nach Oberungarn bewogen den König von Frankreich zur Erneuerung seiner früheren Ansprüche und Wiederaufnahme des Kriegs; aber wiederum waren alle Anstrengungen vergebens. Im Frieden zu Crespy (1544) verzichtete Franz auf Neapel und Mailand, Karl auf Burgund. Zugleich versprachen sich beide Fürsten, gemeinschaftlich den Krieg gegen die Türken zu führen und einander bei der Unterdrückung des religiösen Zwiespaltes in ihren Ländern zu unterstützen.

VI. Der Schmalkaldische Krieg.

1546—1547.

Als Karl V. endlich von äußeren Kriegen frei war, dachte er mit Ernst daran, die Kirchenspaltung in Deutschland zu beseitigen. Er veranlaßte den Papst, daß dieser ein allgemeines Concil nach Trient im südlichen Tyrol berief (1545), und forderte die protestantischen Fürsten auf, dasselbe zu beschicken, damit man sich dort einige. Allein die Protestanten verweigerten das, weil sie wußten, daß auf einem allgemeinen Concilium ihre Sache von vorn herein verdammt war, und forderten ein Concilium deutscher Nation, weil ja die Reformation eine deutsche Sache sei. Auch mochten die Protestanten erkennen, daß bei der so großen Ver-

schiedenheit der Grundsätze eine Vereinigung überhaupt nicht möglich war. Als Karl mit seinen Bemühungen scheiterte, entschloß er sich endlich, gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes die Waffen zu ergreifen. Um das Volk nicht gegen sich aufzurufen, suchte er dem Krieg den Charakter eines Religionskrieges zu benehmen, indem er öffentlich erklärte, er werde nicht gegen Religion und Freiheit, sondern nur gegen einige ungehorsame Stände das Schwert ziehen. So begann im J. 1546 der s. g. Schmalkaldische Krieg.

Luther erlebte den Ausbruch des blutigen Krieges nicht mehr; er starb am 18. Febr. 1546, im 63. Jahre seines Lebens in seinem Geburtsort Eisleben, wohin er sich begeben hatte, um einen Streit der Grafen von Mansfeld zu schlichten. Viele Jahre schon war er leidend gewesen, ohne jedoch in seiner überaus großen Thätigkeit dadurch sich stören zu lassen. Er hatte mehr als 400 Schriften geschrieben. Als er auf dem Sterbebette lag, sprach Einer aus der Umgebung zu ihm: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie gepredigt, sterben?“ Er antwortete mit vernehmlicher Stimme: „Ja,“ wandte sich auf die rechte Seite und entschlief so sanft, daß seine Umgebung Anfangs glaubte, er schlummere nur. Seine Leiche ward nach Wittenberg gebracht, geleitet von Grafen und Edelleuten und vielem Volke. In den Dörfern und Städten, durch welche man kam, wurden din Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich klagend dem Zuge an. Bei dem Einzuge in Wittenberg zogen außer vielen Grafen und Herrn zu Pferde die ganze Universität und der Magistrat dem Leichenwagen voraus, und es folgten demselben die trauernden Bürger mit Weibern und Kindern. Auf Anordnung des Kurfürsten wurde die Leiche in der Schloßkirche bestattet. Ueber der Ruhestätte ward eine noch vorhandene Grabschrift auf einer messingenen Tafel angebracht.

Der Schauplatz des Schmalkaldischen Krieges war im ersten Jahre hauptsächlich Süddeutschland, dessen Städte zum großen Theil dem Schmalkaldischen Bunde angehörten, wie Augsburg, Ulm, Straßburg, Konstanz, Reutlingen u. a.

Der Kaiser hatte Anfangs seine Truppen noch nicht zusammen; er stand bei Regensburg mit nur 9000 Mann und wartete noch auf bedeutende Verstärkungen aus Italien und den Niederlanden, während ein beträchtliches Heer der oberdeutschen Städte schon kampfbereit dastand, unter Anführung des kriegserfahrenen und energischen Sebastian Schärtlin von Burdenbach. Dieser hatte schon die Ehrenberger Klause in Tyrol erobert und den wichtigen Paß besetzt, wodurch der Kaiser von Italien abgeschnitten ward und die aus Italien heranziehenden Truppen aufgehalten werden konnten. Er beabsichtigte einen raschen Angriff auf den Kaiser selbst, solange derselbe seine Truppen noch nicht verstärkt habe; allein die Bundesräthe, die zu Ulm tagten, wollten nichts wagen. Sie befahlen Schärtlin, das bairische Gebiet nicht zu verletzen und Tyrol zu räumen, da die Herzöge von Baiern und von Oestreich den Krieg noch nicht erklärt hätten. Als im August der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, welche beide mit der Acht belegt waren, sich mit dem Heere der süddeutschen Städte vereinigt hatten, dauerte das Zaudern fort, obgleich das Heer der Verbündeten dem Kaiser weit überlegen war. Der Kaiser verschanzte sich unter den Kanonen von Ingolstadt, wo ihn die Verbündeten eine Zeitlang beschossen. Aber die Uneinigkeit der Führer und theilweise Zaghaftigkeit verhinderten sie, einen großen Entschluß zu fassen. Der Kaiser konnte unterdeß beträchtliche Streitkräfte an sich ziehen, und als der Winter herannahte, war von seinen Gegnern soviel wie nichts erreicht. Ihre Truppen gingen auseinander, als der Kurfürst von Sachsen zum Schutze seines eigenen Landes abziehen mußte.

Der Herzog Moritz von Sachsen-Thüringen nämlich, ein junger ehrgeiziger und äußerst kluger und verschlagener Mann, war von dem Kaiser gewonnen und mit der Ausführung der Acht gegen den Kurfürsten beauftragt worden. Er war zwar auch Protestant und ein Vetter des Kurfürsten und Schwiegersohn des Landgrafen Philipp; aber die Aussicht auf den Besitz des Kurfürstenthums Sachsen,

welche ihm der Kaiser eröffnet hatte, verleitete ihn zum Verrath an der Sache seiner Glaubensgenossen. Er fiel in der Abwesenheit des Kurfürsten in dessen Land ein und besetzte es; als jedoch Johann Friedrich zurückkehrte, vertrieb er den falschen Vetter nicht blos aus dem Kurfürstenthum, sondern eroberte auch noch einen großen Theil des Herzogthums. Die Hauptstadt Leipzig aber belagerte er vergebens.

Nachdem das protestantische Heer in Süddeutschland auseinander gegangen war, unterwarf sich dem Kaiser ganz Süddeutschland. Die Städte und Fürsten huldigten dem Kaiser und erkauften seine Verzeihung mit großen Summen. Am besten kam noch Straßburg weg, das den Schutz, den ihm Frankreich angeboten, verschmäht hatte. Ueberhaupt genoß Straßburg von dem Kaiser bei jeder Gelegenheit einer besonderen Schonung. Er sagte einmal: „Wenn die Türken vor Wien und die Franzosen vor Straßburg ständen, so würde ich Wien fahren lassen und nach Straßburg eilen."

Nachdem Karl im J. 1546 Süddeutschland niedergeworfen hatte, wandte er sich im folgenden Frühjahr in derselben Absicht nach Norddeutschland. Zunächst galt es dem Kurfürsten von Sachsen. Karl zog durch Böhmen heran, verstärkt durch Truppen seines Bruders Ferdinand und des Herzogs Moritz. Johann Friedrich hatte nur 9000 Mann; aber er hielt sich für sicher, da die Elbe zwischen ihm und dem kaiserlichen Heere war und er die Brücke, die bei Meißen über den Fluß führte, abgebrochen und alle Kähne auf die rechte Seite, auf der er selbst sich befand, hatte bringen lassen. Er zog an dem Fluße hinab und hoffte noch rechtzeitig seine feste Hauptstadt Wittenberg zu erreichen; als er aber in Mühlberg stand, setzte an dieser Stelle, ohne daß er etwas davon erfuhr, Karl mit seinem Heere über. Ein junger Müller, dem die Sachsen zwei Pferde weggenommen, zeigte hier den Kaiserlichen eine Furth durch den Fluß. Am frühen Morgen schwammen bei dichtem Nebel 10 Spanier, den Degen zwischen den Zähnen, an das jenseitige Ufer und entrissen nach wüthigem Kampfe den Sachsen eine Anzahl Kähne, die sie nach dem linken Ufer brachten. In diesen

Kähnen fuhren kaiserliche Hakenschützen hinüber, und nachdem sie mit ihren Schüssen die Sachsen vom Ufer vertrieben, gingen die Reiter durch den Fluß, indem jeder einen Fußgänger hinter sich aufs Pferd nahm. Dann wurde rasch eine Schiffbrücke geschlagen, auf welcher das übrige Heer hinüberging, um sich sogleich in Schlachtordnung zu stellen.

Es war ein Sonntagsmorgen, und der Kurfürst befand sich eben in der Kirche, als er die Nachricht von dem Uebergang des Kaisers erhielt. Er hörte erst die Predigt zu Ende; dann eilte er zu seinem Heere, um mit demselben noch Wittenberg zu erreichen. Er fuhr auf einem Wagen, da er wegen seiner starken Beleibtheit ein Pferd nur vermittelst einer Leiter besteigen konnte. Auf der Lochauer Heide erreichte ihn das viel stärkere Heer des Kaisers und zwang ihn zur Schlacht. Nach kurzem Kampfe waren die Sachsen in wilder Flucht. Der Kurfürst hatte sich, um schneller fliehen zu können, auf sein starkes Roß heben lassen, wurde aber doch eingeholt; er wehrte sich ritterlich, bis ein Ungar ihm mit dem Säbel die Wange durchhieb. Da ergab er sich und wurde vor den Kaiser geführt. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ hub er an; aber Karl fiel ihm ins Wort und sprach: „So? ist der Karl von Gent, wie ihr sonst mich nanntet, jetzt wieder euer gnädigster Kaiser? So habt ihr mich lange nicht geheißen.“ Als der Kurfürst hierauf um ein fürstliches Gefängniß bat, erwiederte der Kaiser: „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt.“ Als der Kaiser das Schlachtfeld verließ, sagte er, der Worte Cäsars sich erinnernd (Bd. II. S. 150): „Ich kam, sah, und Gott siegte.“

Wittenberg wollte noch Widerstand leisten; als aber der Kaiser drohte, er werde den Kurfürsten enthaupten lassen, öffnete es die Thore, und der Kaiser zog ein. Als der finstre spanische Herzog Alba ihm rieth, Luthers Grab zu zerstören und seine Gebeine zu verbrennen, antwortete er: „Laßt ihn ruhen, er steht schon vor seinem Richter. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten.“ Johann Friedrich blieb in des Kaisers Gefangenschaft. Er mußte an Moritz die Kurwürde und den größten Theil seines Landes

abtreten; Moritz sollte seinen Kindern nur die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andre Gebiete überlassen und ihnen ein Jahresgehalt zahlen. So ging die Kurwürde für immer von der Ernestinischen an die Albertinische Linie des sächsischen Fürstenhauses über; aus den Besitzungen der Nachkommen Johann Friedrichs entstanden die kleinen sächsischen Herzogthümer auf dem Thüringer Wald.

Nach dem Falle des Kurfürsten von Sachsen gab der Landgraf Philipp von Hessen allen Widerstand auf. Er unterhandelte mit dem Kaiser durch Vermittelung der Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg, und als diese ihm das Wort gaben, der Kaiser werde ihn weder durch Gefängniß noch durch Schmälerung seines Landes bestrafen, kam er nach Halle, um fußfällig vor dem Kaiser Abbitte zu thun. Bei dieser Gelegenheit konnte der Landgraf ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, weshalb der Kaiser mit dem Finger drohte und sagte: „Wart, ich will dich lachen lehren." Die Zusicherung des Kaisers wurde nicht gehalten; Philipp wurde gefangen genommen und Jahre lang in harter Haft gehalten. Er war jedenfalls in irgend einer Weise betrogen worden. Man erzählt, in der Zusicherung des Kaisers habe gestanden: „ohne einiges Gefängniß," und daraus hätten die kaiserlichen Räthe gemacht: „ohne ewiges Gefängniß." Karl führte die gefangenen Fürsten mit sich. Johann Friedrich wurde gut gehalten; aber der Landgraf erlitt manche Mißhandlung. Die Spanier, die ihn bewachten, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; durch die Straßen von Augsburg führten sie ihn zum Spott auf einem Pferde, indem sie sein Schwert mit Stricken an die Scheide gebunden hatten, unter dem Gelächter des katholischen Pöbels. Später kam er in enge Haft auf die Citadelle von Mecheln.

VII. Krieg des Kurfürsten Moritz gegen Karl V.
1552.

Durch den Schmalkaldischen Krieg hatte Kaiser Karl wieder die Oberhand in ganz Deutschland erlangt, und er hoffte jetzt der kirchlichen Spaltung ein Ende machen zu können. Da aber die Protestanten das tridentinische Concil nicht anerkannten und andrerseits der Kaiser mit dem Papste in Spannung gerathen war, so versuchte er auf eigne Hand die Einigung der Katholiken und Protestanten herbeizuführen. Er ließ durch drei Theologen, den katholischen Bischof Julius Pflug, den Mainzer Weihbischof Michael Helding und den protestantischen Hofprediger des Kurfürsten van Brandenburg, Johann Agricola, das s. g. Interim, aufsetzen, eine einstweilige Glaubensnorm, welche Katholiken und Protestanten anerkennen sollten. Dies Interim war ein Musterstück der Halbheit. Agricola, ein glatter Hofmann, hatte nur allzuviel nachgegeben. Alles, was den Protestanten bewilligt war, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, den verheiratheten Geistlichen bis zur Entscheidung des Concils ihre Frauen gelassen und denen, welche es wünschten, bei dem Abendmahl der Kelch gestattet wurde. Es war natürlich, daß die meisten Protestanten von diesem Interim nichts wissen wollten; sie glaubten, daß sie allmählich wieder katholisch gemacht werden sollten, und man sprach seinen Argwohn in dem Witzworte aus: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm.“ Manche Fürsten allerdings nahmen es aus Furcht vor dem Kaiser an, am meisten aber protestirten die Städte, besonders auch Magdeburg, damals die bedeutendste Stadt in Norddeutschland, die deshalb von dem Kaiser in die Acht erklärt ward. Auch der Papst verwarf das Interim, da er die Entscheidung eines Laien in Religionssachen als einen Eingriff in seine Rechte ansah.

Der Kurfürst Moritz von Sachsen hatte durch sein Verhalten im Schmalkaldischen Krieg das Vertrauen und die Liebe seiner Glaubensgenossen verloren. Jetzt glaubte er,

wenn er gegen den Kaiser auftrete, die Herzen der Protestanten wieder gewinnen und an deren Spitze eine große Rolle spielen zu können. Denn neben der Unzufriedenheit mit dem Interim bestand auch bei den deutschen Fürsten, sowie bei ihm selber, das Mißtrauen, daß der Kaiser seine Macht mißbrauchen werde, um die Macht und Freiheit der Fürsten zu brechen. Einen Vorwand, sich gegen den Kaiser zu erklären, gab ihm die wiederholte Weigerung desselben, seinen Schwiegervater Philipp von Hessen, für dessen Freiheit er ja selbst sein Wort und seine Ehre verpfändet hatte, der Haft zu entlassen. Moritz war seit lange ein Liebling des Kaisers gewesen; er vermochte ihn auch jetzt bis zum letzten Augenblick zu täuschen.

Moritz rüstete sich im Geheimen. Karl hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen Magdeburg übertragen, und die Belagerung der Stadt gab ihm Gelegenheit, sein Heer ohne Aufsehen zu vermehren; auch wußte er das stete Anwachsen seiner Truppen schlau zu verbergen, indem er sie vertheilte und die Quartiere in den Dörfern öfter heimlich wechseln ließ. Unterdeß schloß er im Geheimen auch ein Bündniß mit dem französischen König Heinrich II., dem Sohn und Nachfolger von Franz I., und gestattete zugleich mit mehreren andern protestantischen Fürsten, daß Frankreich sich in den Besitz der deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verdun in Lothringen setze. Der Kaiser ahnte nichts von den schlimmen Absichten des Kurfürsten. Als dieser die Belagerung Magdeburgs in die Länge zog und dann den Bürgern einen guten Frieden gewährte, ohne jedoch seine Truppen zu entlassen, warnte man den Kaiser vor dem kühnen und ränkevollen Manne; aber Karl antwortete: „Er hat mir solche Zusicherungen gemacht, daß ich mir nur Gutes von ihm verspreche, wenn es noch Glauben in menschlichen Dingen gibt.“ Um den Kaiser ganz sicher zu machen, schrieb ihm Moritz, er werde zu ihm nach Innsbruck kommen, und er trat auch wirklich mit einigen seiner Räthe die Reise nach Innsbruck an, wo er sich sogar eine Wohnung hatte miethen lassen, kehrte aber nach einigen Tagen unter dem Vorwand einer Krankheit

wieder um, während er seine Begleiter vorausschickte, um dem Kaiser den Unfall zu berichten.

Endlich, als Moritz hinlänglich gerüstet war, schlug er los, am 20. März 1552. Er rückte mit seinem Verbündeten, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, in Franken ein und erließ zur Rechtfertigung seines Unternehmens ein Manifest durch das Reich, in welchem er dem Kaiser vorwarf, daß er gegen die Verträge den Landgrafen Philipp gefangen halte, daß er die Religionsfreiheit unterdrückt und die Fürsten in ihren Rechten gekränkt, daß er gegen die Capitulation, die er bei seiner Wahl beschworen, fremde Kriegsvölker nach Deutschland geführt habe. Er eilte mit solcher Schnelligkeit durch Süddeutschland gegen Innsbruck, daß der Kaiser, ungerüstet, wie er war, und am Podagra danieder liegend, gefangen genommen worden wäre, wenn nicht in der Nähe von Innsbruck eine Meuterei der Truppen Moritz eine Zeitlang aufgehalten hätte. So gewann der Kaiser noch Zeit zu entfliehen. Er ließ sich in einer regnerischen Nacht unter Fackelschein auf den schlechtesten Wegen in einer Sänfte über die Gebirge nach Villach in Kärnthen tragen. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, den er stets in seiner Nähe gehalten, setzte er in Freiheit.

Moritz verfolgte den Kaiser nicht weiter, sondern begab sich nach Passau, wo eine Fürstenversammlung abgehalten werden sollte. Der Kaiser grämte und schämte sich, daß er von dem Manne, dem er so viele Wohlthaten erwiesen, dem er so fest vertraut, den er selbst in den schlauen Künsten der Politik unterrichtet hatte, sich so sehr hatte täuschen lassen und mit Undank belohnt ward. Alle seine Bemühungen, die Religionseinheit in Deutschland wieder herzustellen, waren gescheitert; er mochte von Deutschland und den religiösen Streitigkeiten nichts mehr wissen. Darum kehrte er Deutschland den Rücken und gab seinem Bruder Ferdinand den Auftrag, in Passau mit den Gegnern zu unterhandeln und ein Abkommen zu treffen. Ferdinand schloß mit Moritz den Passauer Vertrag (1552), durch welchen Philipp von Hessen seine Freiheit erhielt, die Mitglieder des Schmalkal-

dischen Bundes von der Reichsacht befreit und den Protestanten eine vorläufige Religionsfreiheit bewilligt wurde. Drei Jahre nachher (1555) wurde auf dem Reichstage zu Augsburg durch den Religionsfrieden zu Augsburg jener Vertrag bestätigt. Den Bekennern der Augsburger Confession, den Lutheranern also, wurden freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken zuerkannt; die Reformirten dagegen blieben ausgeschlossen. Der Grundsatz wurde festgestellt, daß der Fürst zu bestimmen habe, welche Religion seine Unterthanen haben sollten (cujus regio, ejus religio); wollte ein Unterthan sich zu der Religion seines Landesherrn nicht bekennen, so durfte ihm die Auswanderung nicht verwehrt werden. Das war also für das deutsche Volk eine sehr geschmälerte Religionsfreiheit; sie kam nur den Fürsten zu Gut. Ueber einen Punkt, den s. g. geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), d. h. die Forderung der Katholiken, daß geistliche Reichsstände, wenn sie zum Protestantismus übergingen, ihr Amt und die Ansprüche auf das Land und die Einkünfte verlieren sollten, konnte man sich nicht einigen, wie ausdrücklich in dem Friedensvertrage vermerkt wurde. Mit dem Augsburger Religionsfrieden schließt die Reformationszeit.

Moritz von Sachsen erlebte den Religionsfrieden nicht mehr. Er mußte gegen seinen früheren Bundesgenossen, den wilden Albrecht von Brandenburg, weil er den Passauer Vertrag nicht anerkennen wollte und verwüstend in den deutschen Gauen umherzog, die Waffen ergreifen und fiel in der blutigen Schlacht bei Sievershausen (1553), in welcher Albrecht besiegt ward.

Karl V. kümmerte sich nach der Flucht aus Innsbruck nicht mehr um die Angelegenheiten Deutschlands. Nur noch die Rückeroberung der lothringischen Städte, Metz, Toul und Verdun, welche Heinrich II. von Frankreich besetzt hatte, lag ihm am Herzen. Aber dieser Feldzug blieb ohne Erfolg. Die erwähnten Städte mit ihrem Gebiet blieben bei Frankreich. Das war die erste Schmälerung des deutschen

Reiches an der Westgrenze, welche deutsche Fürsten schmachvoll veranlaßt hatten.

Der Kaiser Karl hatte viele Hoffnungen und Entwürfe in seiner langen Regierung scheitern sehen; dies erfüllte ihn in seinem Alter, das auch durch schmerzhaftes Podagra noch heimgesucht war, mit Trauer und Schwermuth, so daß er beschloß, sich seiner schweren Kronen zu entledigen und von dem Leben zurückzuziehen. Mailand und Neapel hatte er schon im J. 1554 seinem Sohne Philipp abgetreten, im J. 1555 übergab er ihm auch die Niederlande und im J. 1556 die Krone von Spanien, während er die deutsche Kaiserkrone seinem Bruder Ferdinand I. überließ. Darauf zog er sich in das Kloster St. Just im westlichen Spanien zurück, wo er sich mit geistlichen Uebungen, Musik, Gartenbau und mechanischen Arbeiten beschäftigte. Eine besondere Liebhaberei war ihm die Reparatur von Uhren, deren er viele in vollkommen gleichen Gang zu bringen suchte. Da es ihm nicht gelang, äußerte er, mit den Uhren gehe es wie mit den Menschen. Noch zwei Jahre lebte Karl im Kloster, häufig von schwermüthiger Stimmung ergriffen. Einst feierte er lebendigen Leibes sein Leichenbegängniß, indem er sich in einem Sarge in die Klosterkirche tragen und ein Todtenamt halten ließ. Dabei erkältete er sich und regte seine Seele so auf, daß er schon am folgenden Tage vom Fieber ergriffen ward und nach einigen Wochen starb, im 59. Jahre seines Lebens, am 21. Sptbr. 1558. In den Tagen seiner Kraft war er ein schöner, stattlicher Mann gewesen, hellblond, mit bläuen Augen und blassem Gesichte, auf dem ein tiefer Ernst lag. Er war ein kluger, schlauer Staatsmann; aber es fehlte ihm der tiefere Blick. Er lebte in einer geistig sehr bewegten Zeit, und er hätte, wenn er sich an die Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland gestellt hätte, der Welt eine segensreiche Umgestaltung geben können; aber er begriff diese Bewegung nicht und erkannte nicht ihre Nothwendigkeit. Er beherrschte außer den Deutschen verschiedene Völker, die dieser Bewegung fern standen oder feindselig waren, und suchte dieselbe zu unterdrücken, und dadurch trägt er besonders die

Schuld, daß die Reformation damals eine Halbheit blieb und in der Folge noch viele Stürme über Deutschland hereinbrachen. Luther hatte von ihm schon in seiner Jugend gesagt: „Er wird kein Glück haben, denn er hat die Wahrheit verworfen, uud er wird Deutschland in sein Unglück verwickeln.“

Das Concilium zu Trident, welches mit zweimaliger Unterbrechung von 1545—1563 dauerte, konnte selbstverständlich eine Vereinigung der Protestanten und Katholiken nicht zu Stande bringen. Dagegen war es von Wichtigkeit für die katholische Kirche, indem auf demselben verschiedene Glaubenssätze genauer bestimmt und mancherlei Verordnungen zur Besserung der Sitten und der Kirchenzucht gegeben wurden. Auf diesem Concil trat zum ersten Mal die Thätigkeit der Jesuiten oder der Gesellschaft Jesu hervor, welche, im J. 1534 von dem Spanier Loyola gestiftet, zum Zweck hatte, die Reformation zu hemmen und zu unterdrücken und die Macht und das Ansehen des Papstes möglichst zu heben. Dieser Orden hat in der Folge in allen christlichen Ländern eine große Macht erlangt. Er verfährt nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel,“ und hat durch seine Herrschsucht und die Unterdrückung der Geistesfreiheit wie durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel in der Welt viel Unheil angerichtet. In neuester Zeit ist er als staatsgefährlich aus dem deutschen Reiche ausgewiesen.

VIII. Der dreißigjährige Krieg.

1618—1648.

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg. 1618—1623.

Die nächsten Nachfolger des Kaisers Karl V., Ferdinand I. und sein Sohn Maximilian II., regierten im Ganzen 20 Jahre (1556—1576). Der folgende Kaiser, Maximilians Sohn, Rudolph II. (1576—1612), war ein gar schwacher und trübsinniger Mann, der, anstatt sich um

die Regierung zu kümmern, sich mit Sternkunde und Alchymie und sonstigen Wissenschaften beschäftigte. Dabei war er ein Gönner der Jesuiten und Feind des Protestantismus. Da die Protestanten in verschiedenen Streitigkeiten mit den Katholiken immer den Kürzeren zogen, so verbanden sich die meisten protestantischen Fürsten im J. 1608 in der s. g. Union zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, worauf dann die katholischen Fürsten im J. 1609 zu der s. g. Liga zusammentraten. Das Haupt der Union war der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, das der Liga Maximilian von Baiern. So hatten jetzt die beiden feindseligen Religionsparteien ihre Kräfte geeinigt und standen einander organisirt gegenüber. Die Veranlassung zu blutigem Kampfe blieb nicht lange aus.

Da den Kaiser Rudolph sein Bruder Matthias gezwungen hatte, ihm Ungarn, Mähren und Oestreich abzutreten, und nun auch seine Hand nach dem Königreich Böhmen ausstreckte, so bewilligte Rudolph in seiner Bedrängniß im J. 1609 den zahlreichen Protestanten Böhmens und des damit zusammenhängenden Schlesiens durch den Majestätsbrief mancherlei religiöse und politische Rechte; namentlich wurde den drei protestantischen Ständen der Herrn, der Ritter und der königlichen Städte mit ihren Unterthanen völlig freie Religionsübung gestattet, nicht aber den protestantischen Unterthanen der katholischen Stände. Indeß wurde in den nächsten Jahren, in denen Matthias seinem Bruder auch Böhmen entriß und durch Gewährung von mancherlei Freiheiten sich die Liebe der Böhmen zu gewinnen suchte, auch stillschweigends zugegeben, daß protestantische Unterthanen von katholischen Ständen sich Kirchen bauten und ihre Religion frei übten. Unter andern hatten sich die Protestanten zu Klostergrab, Unterthanen des Erzbischofs von Prag, eine Kirche gebaut, ebenso die Protestanten zu Braunau, Unterthanen des dortigen Abtes.

Unterdessen war Kaiser Rudolph im J. 1612 kinderlos gestorben, und sein ebenfalls kinderloser Bruder Matthias, der ihm alle seine Länder geraubt, wurde Kaiser. Doch nur

für kurze Zeit (1612—1619); denn er war ein alter körperlich und geistig abgeschwächter Mann. Daher überließ er, stets von Krankheit geplagt, die Regierung fast ganz seinem Neffen und Erben, dem Herzog Ferdinand von Steiermark; ja er ließ ihn schon zu seinen Lebzeiten zum König von Böhmen ernennen. Ferdinand war von frühster Jugend auf von Jesuiten erzogen worden; sie hatten ihn zu Loretto in Italien der Jungfrau Maria einen fürchterlichen Eid schwören lassen, daß er die Ketzer ausrotten wolle. Er sprach den Grundsatz aus, er wolle lieber über eine Wüste, als über ein Land voll Ketzer herrschen, und nach diesem Grundsatze hatte er bisher in seinem Lande Steiermark gehandelt; er hatte dieses fast ganz protestantische Land mit den härtesten Mitteln wieder katholisch gemacht. Die böhmischen Protestanten erwarteten daher von ihm nur Schlimmes, obgleich er den Majestätsbrief beschworen hatte; denn die jesuitische Moral kümmerte sich wenig um Eide. Die Jesuiten wurden in Böhmen eingeführt und trieben ihr Wesen ohne Scheu. In ihren Flugschriften besprachen sie die Mittel, wie alle Folgen der Reformation auszutilgen und ganz Europa wieder zur alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen sei; Einer meinte, der einzige Weg dazu sei eine Straße von Blut.

Diese Straße von Blut war bald eröffnet. Im J. 1618 ließ auf Ferdinands Befehl der Abt von Braunau die protestantische Kirche zu Braunau schließen, und der Erzbischof von Prag ließ die Kirche zu Klostergrab niederreißen. Eine Beschwerdeschrift der Protestanten, die sie an den Kaiser Matthias gerichtet, wurde durch ein drohendes Schreiben zurückgewiesen. Man glaubte, jene Schrift sei gar nicht an den Kaiser gelangt, die Statthalter in Prag, die von Ferdinand eingesetzt worden waren, hätten selbst die drohende Antwort verfaßt. Deshalb ging eine Schaar von bewaffneten Protestanten, geführt von dem kühnen Grafen Matthias von Thurn auf das Schloß zu Prag, um die vier Statthalter zur Rede zu stellen. Zwei von diesen, Martinitz und Slavata, als schlimme Feinde der Protestanten bekannt und deshalb besonders verhaßt, antworteten barsch und trotzig.

Man faßte sie daher und warf sie mit ihrem Schreiber Fabricius Platter nach altböhmischem Brauche zum Fenster hinaus. Zweihundert Jahre vorher (1419) war bei einer Procession der Hussiten durch die Straßen von Prag ein Priester derselben vom Rathhause aus mit einem Stein geworfen worden, worauf die Hussiten das Rathhaus stürmten und 13 Rathsherrn zum Fenster hinausstürzten in die emporgehaltenen Spieße der Untenstehenden. Das war der Anfang der blutigen Hussitenkriege; diesmal war dieser Fenstersturz zu Prag der Anfang des blutigen 30jährigen Krieges. Uebrigens stürzten diesmal die aus dem Fenster Geworfenen nicht so unglücklich, wie vor 200 Jahren, obgleich die Höhe 28 Ellen betrug; sie fielen auf einen weichen Haufen von Kehricht, der Jahrelang aus diesen Fenstern des Schlosses war herausgeworfen worden. Auch hatten ihre weiten spanischen Mäntel die Heftigkeit des Sturzes gemindert. Obgleich mehr oder weniger verletzt, kamen sie mit dem Leben davon. Fabricius bekundete eine ächte Schreiberseele. Er fiel dem einen der Herrn auf den Fuß; sogleich sprang er auf und entschuldigte sich wegen seiner Ungeschicklichkeit. Ferdinand adelte ihn wegen seines Sturzes, und er nannte sich von Hohenfall.

Die Böhmen hatten den Weg der Revolution betreten, und um sich der Strafe zu entziehen, mußten sie auf demselben weiter gehen. Sie vertrieben die königlichen Statthalter und die verhaßten Jesuiten aus dem Lande und setzten eine Regierung von 30 Directoren ein; es wurde eine allgemeine Volksbewaffnung angeordnet und an die Spitze der gesammten Streitmacht der Graf Thurn gestellt. Auch schickte die Union ein Hülfsheer unter dem Grafen Ernst von Mansfeld. Beide trieben die kaiserlichen Truppen über die Grenze, und während auch die übrigen Länder der böhmischen Krone, Mähren, Schlesien und die Lausitz, zum Aufstand gebracht wurden, rückte Thurn mit einem Heere ins Erzherzogthum Oestreich ein, um die dortigen Protestanten, deren Zahl sehr bedeutend war, gegen Ferdinand zu unterstützen. Thurn belagerte Wien, wo sich Ferdinand befand,

und dieser kam in große Verlegenheit, da die Wiener Bürger gemeinsame Sache mit Thurn machten. Sie stürmten in die Burg und legten ihm eine Schrift vor, durch deren Unterzeichnung er freie Religionsübung gewähren sollte. Einer unter ihnen, Andreas Thonradel, faßte einen Knopf seines Kleides und rief: „Nandel, gib dich, du mußt unterschreiben." In diesem Augenblick schmetterten Trompeten im Burghof. Es waren 500 Kürassiere vom Regimente Dampierre herbeigeeilt und durch ein von Thurn nicht eingeschlossenes Thor in die Stadt eingedrungen. Die Bürger flohen eiligst davon, und nach einigen Tagen kehrte auch Thurn nach Böhmen zurück. Die Directoren hatten ihn, nachdem Mansfeld bei Budweis von Boucquoi geschlagen worden war, zum Schutze des Landes zurückgerufen.

Unterdessen war Kaiser Matthias im März 1619 gestorben, von allen verlassen und vergessen, und Ferdinand, ein zwar unkriegerischer und weibischer Mann, aber von außerordentlicher Zähigkeit und Ausdauer, eilte nach Frankfurt, wo er als Ferdinand II. (1619—1637) zum Kaiser gewählt ward. In denselben Tagen aber erklärten ihn die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz zu Prag für des böhmischen Thrones verlustig und wählten sich den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, zu ihrem König. Friedrich war erst 23 Jahre alt und fühlte seine Schwäche; deshalb trug er großes Bedenken, die gefahrvolle Königskrone anzunehmen. Aber seine junge Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Königs Jacob I. von England, soll ihn bestürmt haben, die Krone anzunehmen; sie soll zu ihm gesagt haben, sie wolle lieber an seiner königlichen Tafel trocken Brod essen, als an der kurfürstlichen schwelgen. Auch sein Hofprediger Scultetus trieb zur Annahme. In der Pfalz herrschte die reformirte Kirche, und Scultetus hoffte, diese werde in Böhmen Eingang finden, wenn sein Fürst dort König werde. Friedrich nahm an; aber grade weil er Calvinist war, sagte sich jetzt der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, Anhänger der lutherischen Kirche und nächster Nachbar von Böhmen, von der Union

los und verband sich mit dem Kaiser. Er zog gegen die Böhmen zu Felde und eroberte die Lausitz und Schlesien, während der Feldherr Spinola mit spanischen Truppen die Kurpfalz angriff und der Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der Liga, für den Kaiser, der sein Jugendfreund war, zunächst gegen die Protestanten in Oestreich und dann nach Böhmen zog. Der Anführer dieses ligistischen Heeres war der alte Graf von Tilly, ein berühmter und kriegserfahrener General. Er marschirte grade auf Prag los, und westlich von Prag am weißen Berge kam es am 8. Novbr. 1620 zur entscheidenden Schlacht. Innerhalb einer Stunde war das böhmisch-pfälzische Heer völlig in die Flucht geschlagen.

Friedrich war kein König, wie die Böhmen ihn in diesen gefahrvollen Zeiten brauchten. Statt in der Schlacht die Gefahr mit seinen Truppen zu theilen, saß er zu derselben Stunde in Prag an der Tafel und schwelgte. Als er die Nachricht von dem unglücklichen Verlaufe der Schlacht erhielt, eilte er auf den Wall; er sah, wie die Seinigen flohen, und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als zusammenzupacken, was er konnte, und davonzugehen. Er floh über Breslau nach Brandenburg und begab sich von da nach Holland, wo er fortan seinen Hof hielt. Er war nur seit dem September 1619 König gewesen, und deshalb nannte man ihn spottend „den Winterkönig." Am Tage nach der Schlacht zog Maximilian in Prag ein.

Die Böhmen hatten den Muth zu fernerem Widerstande verloren, obgleich ihre Vertheidigungsmittel noch nicht erschöpft waren. Sie erwarteten von dem siegreichen Kaiser eine harte Bestrafung, und deswegen flohen die Schuldigsten außer Land; da aber der Kaiser in den ersten drei Monaten Niemand strafte, so glaubten sie, er wolle großmüthig verzeihen, und kehrten zurück. Da wurde endlich das Netz über ihnen zusammengezogen; 27 Edelleute wurden ergriffen und hingerichtet und ihre Güter eingezogen, viele andre wurden geächtet und verloren ebenfalls ihr Besitzthum. So wurde die Macht des alten protestantischen Adels in Böhmen ge-

brochen, die eingezogenen Güter wurden an katholische, dem Kaiser ergebene Familien vergeben. Den Majestätsbrief, welchen Ferdinand unterschrieben hatte, zerschnitt er mit eigener Hand; die Protestanten beraubte er aller bürgerlichen Rechte und verwies die protestantischen Prediger nicht blos aus Böhmen, sondern aus allen deutsch-östreichischen Ländern. Aus Böhmen allein wanderten 30,000 Protestanten freiwillig aus, andre verließen das Land gezwungen, andre blieben und gingen zum Katholicismus über. So wurde Böhmen wieder vollständig katholisch gemacht, und die Jesuiten hatten freies Spiel. Die Union war durch den Sieg des Kaisers so eingeschüchtert, daß sie sich freiwillig auflöste.

Der flüchtige Kurfürst von der Pfalz war von dem Kaiser mit der Acht belegt, und seine Länder eroberte Tilly, der Feldherr Maximilians, in Verbindung mit spanischen Truppen. Doch dauerte dieser Kampf noch mehrere Jahre. Denn am Rheine führten Ernst von Mansfeld, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, für Friedrich von der Pfalz auf eigne Faust den Krieg weiter. Mansfeld, ein kleiner, blonder Mann, verwachsen und mit einer Hasenscharte am Mund, aber ein kühner und energischer Soldat, schlug in Verbindung mit Friedrich von Baden den Tilly, der in der Pfalz aufs grausamste gewüthet, bei Wisloch. Danach aber wurde Friedrich von Baden von Tilly bei Wimpfen völlig besiegt und wäre in Feindeshand gefallen, wenn nicht der Bürgermeister von Pforzheim, Deimling, mit 400 Pforzheimer Bürgern seine Flucht dadurch gedeckt hätte, daß er die Brücke über den Neckar vertheidigte. Sie starben alle den Heldentod. Unterdeß zog Christian von Braunschweig aus dem Norden heran, um sich mit Mansfeld, der allein sich nicht halten konnte, zu vereinigen. Christian war ein toller Abenteurer, der zu den Füßen der unglücklichen Kurfürstin Elisabeth geschworen hatte, daß er für sie kämpfen und Leib und Leben lassen wolle. Er trug ihren Handschuh auf dem Hut und that

„alles für Gott und für sie.“ Zuerst trat er in Westphalen auf, wo er mit seinen Räuberhaufen die katholischen Kirchen und Klöster ausplünderte. Als er zu Paderborn die goldene, 80 Pfund schwere Statue des h. Liborius fand, fiel er ihm um den Hals und dankte ihm, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster fand er 12 silberne Apostel; er machte ihnen Vorwürfe, daß sie so müßig ständen, sie müßten hingehen in alle Welt und den Heiden predigen; damit das geschehe, ließ er Münzen aus ihnen schlagen, mit der Aufschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Als er an den Main kam, um in die Pfalz einzurücken, wurde er bei Höchst (zwischen Frankfurt und Mainz) von Tilly geschlagen. Mit Mansfeld vereinigt, warf er sich darauf, aus der Pfalz verdrängt, nach Frankreich, von wo sie nach den Niederlanden und dann nach Norddeutschland gingen, vergebens auf neue Unterstützung hoffend. Unterdeß eroberte Tilly die ganze Rheinpfalz und die Haupt- und Residenzstadt Heidelberg, deren Einwohner schauderhaft mißhandelt wurden. Die kostbare Bibliothek zu Heidelberg schenkte Maximilian von Baiern dem Papste Gregor XV.

Im J. 1623 hielt Ferdinand einen Fürstentag zu Regensburg, auf welchem er dem Herzog Maximilian von Baiern zum Lohn für seine großen Verdienste um ihn die Oberpfalz (im Gebiete der Raab, mit der Hauptstadt Amberg) mit der Kurwürde verlieh. Die Rhein- oder Unterpfalz dagegen, auf welche sich Maximilian auch Hoffnung gemacht hatte, erhielt er nicht. Der Kurfürst von Sachsen empfing für die dem Kaiser geleistete Hülfe die Lausitz.

---

2. Der dänische Krieg. 1625—1629.

Nachdem der Kaiser in Süddeutschland völlig gesiegt und, wo er konnte, den Protestantismus unterdrückt hatte, befürchteten in Norddeutschland die protestantischen Fürsten des niedersächsischen Kreises auch für sich eine gewaltsame Unterdrückung ihres Glaubens, zumal da Tilly, ohne noch

einen Feind zu bekämpfen zu haben, mit seinen Truppen in Westphalen stehen blieb und der Kurfürst von Sachsen, der die Stütze des Protestantismus in Norddeutschland hätte sein sollen, treulos auf der Seite des Kaisers stand. Sie entschlossen sich daher zum Kriege und stellten den König von Dänemark, Christian IV., einen Schwager des geächteten Kurfürsten von der Pfalz, der zugleich als Herzog von Holstein zu den Ständen des niedersächsischen Kreises gehörte, an ihre Spitze.

Da Ferdinand nicht mehr allein von der Liga und von Maximilian von Baiern abhängig sein wollte, so wünschte er ein Heer aufzustellen, das ihm allein angehöre. Allein es fehlten ihm dazu die Mittel. Da bot ihm Albrecht von Waldstein oder Wallenstein an, auf eigene Kosten ihm ein Heer zu werben, aber ein Heer von wenigstens 40,000 M., da nur eine starke Armee sich überall selbst ernähren könne. Wallenstein war ein böhmischer Edelmann, der in der protestantischen Religion erzogen, aber zum Katholicismus übergetreten war. Zu seiner Ausbildung hatte er weite Reisen durch Holland und England, Frankreich und Italien gemacht; in Italien hatte er geheime Wissenschaften, namentlich Astrologie, studirt. Dann trat er, von Ehrgeiz getrieben, bei dem Kaiser in Kriegsdienste und zeichnete sich in mehreren Feldzügen aus. Eine glänzende Tapferkeit zeigte er in der Schlacht am weißen Berge. Durch zwei sehr reiche Heirathen hatte er sich ein großes Vermögen erworben, das durch die Gnade des Kaisers, der ihm Friedland in Böhmen und die Reichsgrafenwürde schenkte, sowie besonders durch Ankauf zahlloser Güter, die nach der Schlacht am weißen Berge in Böhmen sehr wohlfeil zu haben waren, noch außerordentlich vermehrt wurde. Der Kaiser nahm jetzt sein Anerbieten, ihm ein Heer zu stellen, mit Freuden an, ernannte ihn zum Herzog von Friedland und Generalissimus der kaiserlichen Truppen. Als er die Werbetrommel rühren ließ, strömten ihm von allen Seiten Kriegsleute in Masse zu; denn er stand im Rufe eines ausgezeichneten Führers, unter dem die Soldaten, wenn sie ihre Pflicht thaten, zu Ehre und

Reichthum gelangen konnten. Die gemeinen Leute glaubten, der lange, hagere, schweigsame Mann mit dem gelben, finsteren Angesicht und den kleinen stechenden Augen stehe mit dunkelen Mächten im Bunde und verstehe, das Kriegsglück stets an seine Fahne zu bannen.

Vier Hauptarmeen wurden in diesem Kriege gegeneinander aufgestellt, unter den vier Feldherrn: Wallenstein und Tilly, Christian IV. und Mansfeld. Von diesen zogen Christian und Tilly einander entgegen und trafen sich bei Lutter am Barenberg im Braunschweigischen, nordwestlich vom Harz. Die Schlacht war hartnäckig; erst mit dem vierten Angriff, als Tilly, mit dem Schwert in der Rechten und dem Commandostab in der Linken, seinen Truppen voranritt, wurden die Dänen geworfen und völlig in die Flucht gejagt (27. Aug. 1626). Schon im Frühjahr dieses Jahres (25. April) war Mansfeld von Wallenstein geschlagen worden. Mansfeld hatte die Aufgabe gehabt, durch Brandenburg nach Schlesien vorzudringen, den Wallenstein nach sich zu locken und dann sich mit dem Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, um den Krieg wieder in die Erbstaaten des Kaisers zu tragen. Aber Wallenstein faßte ihn an der Dessauer Brücke und schlug ihn, worauf er, von Wallenstein beständig verfolgt, einen meisterhaften Rückzug nach Schlesien und bis nach Ungarn veranstaltete. Aber die Hoffnung auf Bethlen Gabor war zu Nichte. Dieser unzuverlässige Bundesgenosse hatte Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft und zog sich zurück. Mansfeld verkaufte daher sein Kriegsmaterial, entließ seine Truppen und reiste, von wenigen begleitet, gen Venedig, um sich dort nach England einzuschiffen. Unterwegs aber starb er in Dalmatien bei Zara, und zwar stehend und in voller Rüstung, auf zwei seiner Officiere gestützt, als ächter Soldat. Er war 46 Jahre alt. In demselben Jahre starb auch Christian von Braunschweig, in einem Alter von 26 Jahren.

Nachdem Wallenstein von der Verfolgung Mansfelds nach Norddeutschland zurückgekehrt war, zog er dem von

Tilly geschlagenen Dänenkönig in seine Erblande nach; er eroberte Holstein und drang durch Schleswig und Jütland bis zur Nordspitze der Halbinsel, von wo er das Meer mit glühenden Kanonenkugeln beschoß. Der König war auf die Inseln geflohen. Da ihm Wallenstein dorthin nicht folgen konnte, so wandte er sich an der Spitze eines Heeres von 100,000 M. nach Mecklenburg, dessen beide Herzöge von dem Kaiser geächtet worden und zu ihrem Oheim, Gustav Adolph von Schweden, geflohen waren. Er eroberte Mecklenburg und drang in Pommern ein, wo allein die Stadt Stralsund ihm tapferen Widerstand leistete. Wallenstein unternahm einen Sturm nach dem andern, aber die Bürger, geführt von ihrem Bürgermeister Steinwig und unterstützt von einigen Dänen und 2000 Schweden, schlugen jeden Angriff zurück. Der stolze Wallenstein schwor in seinem Zorn, er müsse die Stadt erobern, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre; doch aller Zorn und alle Anstrengung war vergebens, er mußte nach 6monatlicher Belagerung abziehen, mit einem Verluste von 12,000 M. (24. Juli 1628).

Um eine Vereinigung der Dänen und der Schweden zu verhindern, gab der Kaiser dem dänischen König durch den Vertrag zu Lübeck einen sehr milden Frieden (1629), in welchem er alle seine Länder zurückerhielt, gegen das Versprechen, daß er sich fernerhin nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten mischen wolle. Wallenstein sollte für die aufgewandten Kriegskosten und zum Lohne für seine Verdienste das Herzogthum Mecklenburg erhalten, kam aber nie in den Besitz desselben; ja er wurde sogar in dem folgenden J. 1630 auf dem Reichstage zu Regensburg durch den Kaiser seiner Feldherrnstelle entsetzt und zog sich, scheinbar den Undank mit Gelassenheit ertragend, auf seine Güter zurück. Der so rasch von einem gewöhnlichen Edelmann zu einem Reichsfürsten emporgestiegene stolze und mächtige Mann hatte sich den Haß der Fürsten, der katholischen sowohl wie der protestantischen, in hohem Maße zugezogen und durch die Zuchtlosigkeit seines Heeres und seine eigene

Gewaltthätigkeit ihre Unzufriedenheit erregt, so daß sie zu Regensburg laute Klagen erhoben und seine Absetzung betrieben. Allen voran ging Maximilian von Baiern. Den Hauptgrund aber, der die Fürsten und namentlich auch Maximilian zu ihrer Forderung trieb, verschwiegen sie. Sie fürchteten nämlich die allzugroße Macht des Kaisers, der als Sieger über alle seine Widersacher dastand und in dem großen Heere Wallensteins eine gewaltige Waffe in den Händen hatte. Der Kaiser mußte auch den größten Theil dieses Heeres entlassen.

Nach der Niederwerfung der Protestanten in Nord- und Süddeutschland und dem Frieden zu Lübeck glaubte der Kaiser die Zeit gekommen, wo er in ähnlicher Weise, wie er früher in Böhmen gethan, in ganz Deutschland das Uebergewicht des Katholicismus feststellen und den Protestantismus unterdrücken könnte. Er erließ daher im J. 1629 das Restitutionsedict, wonach 1) alle seit dem Passauer Vertrag (1552) von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter zurückgegeben und 2) die Vortheile des Augsburger Religionsfriedens (1555) allein für die Lutheraner, denen sie damals gewährt wurden, gelten und alle andern Glaubensbekenntnisse nicht geduldet werden sollten. Dadurch wurde namentlich die reformirte Kirche, welche in den letzten Zeiten sich in vielen Theilen Deutschlands ausgebreitet hatte und thatsächlich dieselben Rechte wie die lutherische Kirche genoß, in ihrem Bestehen gefährdet. Die seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter aber waren sehr beträchtlich; es waren in Norddeutschland die längst protestantischen Erzbisthümer Magdeburg und Bremen und 12 Bisthümer, darunter Halberstadt, Naumburg, Meißen, Merseburg, Brandenburg, Lübeck, Verden, Minden, Kamin u. s. w., sowie zahllose Stifter und Klöster. Alle diese sollten wieder katholisch gemacht werden, und bei der Einziehung derselben erlaubten sich die kaiserlichen Commissäre die größte Willkür und die ihnen zu Gebote stehenden Truppen unter Tilly und Wallenstein, der damals noch sein Commando hatte, die größten Gewaltthaten. Der Kaiser verfehlte nicht, seinem

eigenen Hause sowie den Jesuiten einen großen Theil der Beute zuzuwenden. Die natürliche Folge dieser harten und ungerechten Maßregeln war, daß der Kaiser sich die Protestanten, die Anfangs schienen seiner Macht sich fügen zu wollen, aufs neue zu Feinden machte und sie drängte, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Wohl glaublich ist die Nachricht, daß der französische Minister Richelieu den Kaiser zu dem verderblichen Schritte, das Restitutionsedict zu erlassen, verleitet habe, damit zum Vortheile Frankreichs neuer Krieg in Deutschland entbrenne und die kaiserliche Macht geschwächt werde. Die Hülfe für die Protestanten in Deutschland kam im Jahre 1630 durch den Schwedenkönig Gustav Adolph.

3. Gustav Adolph in Deutschland. 1630—1632.

Nachdem das Unternehmen des Dänenkönigs in Deutschland völlig gescheitert war, beschloß Gustav Adolph, König von Schweden, zur Unterstützung der Protestanten, seiner Glaubensgenossen, einen Kriegszug nach Deutschland zu machen, woran er bisher durch einen Krieg mit Polen verhindert worden war. Jetzt schloß er durch Vermittlung Frankreichs, das stets nur Deutschlands Ruin wollte, einen Waffenstillstand mit Polen, um freie Hand gegen den deutschen Kaiser zu haben. Der vornehmlichste Grund seines Auftretens in Deutschland war der Wunsch, seinen unterdrückten Glaubensgenossen Hülfe zu bringen; denn er war ein frommer und begeisterter Anhänger der lutherischen Kirche. Aber er hatte auch seine persönlichen und weltlichen Gründe. Es kränkte ihn, daß der Kaiser seine Neffen, die Herzöge von Mecklenburg, ihrer Länder beraubt hatte, und daß bei den Friedensverhandlungen zu Lübeck seine zur Vermittlung dorthin geschickten Gesandten von Wallenstein hochmüthig zurückgewiesen worden waren. Auch bestand schon längere Zeit ein feindseliges Verhältniß zwischen dem Kaiser

und dem König von Schweden. Dem Polenkönig hatte Wallenstein ein Hülfscorps gegen Gustav Adolph geschickt. Der Kaiser strebte nach einer Herrschaft über die Ostsee und bedrohte dadurch die Macht Schwedens; Wallenstein war schon zum Admiral des baltischen Meeres ernannt. Der Schwedenkönig seinerseits strebte ebenfalls nach der Herrschaft in der Ostsee und dachte an Eroberungen an der deutschen Küste dieses Meeres, dessen Ostküste schon zum Theil in seinen Händen war. Auch war die Heldenseele des Königs nicht unempfindlich gegen die Aussicht auf Kriegsruhm.

Gustav Adolph war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Jahrhunderts und besaß ein großes Feldherrntalent, das er in dem Polenkriege ausgebildet hatte. Er stand damals im 35. Lebensjahre, eine edle, gebieterische Gestalt von ungewöhnlicher Größe, mit blondem Haar, mit blauem, großem Auge und milden Gesichtszügen. Das Heer, mit welchem er in Deutschland erschien, betrug nur 16,000 M.; aber diese Schweden, im Polenkriege schon trefflich geschult, waren ausgezeichnete Soldaten, abgehärtet durch ihr rauhes Klima, gehorsam durch strenge Kriegszucht, in Schlachten geübt und kühn durch ihre Siege, vor allem aber hochbegeistert durch den Glauben und durch das fromme Beispiel ihres Königs, an dem sie mit Liebe und Bewunderung hingen. Später allerdings, nach des Königs Tode, waren die schwedischen Truppen, untermischt von allerlei Volk, nicht besser als die kaiserlichen Truppen und verbreiteten gleich diesen, wohin sie kamen, Schrecken und Jammer; damals aber, unter ihrem frommen König, der täglich mehrmals mit ihnen sang und betete, waren sie zu strenger Sittlichkeit gewöhnt, mäßig und gütig gegen den wehrlosen Bürger.

Gustav Adolph landete am 24. Juni 1630, an demselben Tage, wo vor 100 Jahren die Augsburgische Confession übergeben worden war, an der pommerschen Küste, auf der kleinen Insel Rüden in der Mündung der Oder. Als er unter einem heftigen Gewitter ans Land gestiegen war, kniete er nieder und sprach ein Dankgebet für die Erhaltung seines Heeres und flehte zu Gott um ferneren Beistand. Seine

Offiziere beteten gerührt und mit Thränen im Auge im Stillen mit. „Weinet nicht, meine Freunde," sprach der König, „sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten." Am kaiserlichen Hofe gab man sich den Anschein, als verachte man den unbedeutenden Feind. Man nannte ihn den Schneekönig, der bald zerschmelzen würde, je weiter er nach Süden käme. „Da haben wir halt a Feindl mehr," hatte der Kaiser gesagt; aber Tilly erwiederte darauf: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so vieler Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe der Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat im Kriege siegen und durch Siege Krieg zu führen gelernt. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen den nicht verloren zu haben schon ein Gewinn ist". Das protestantische Volk in Deutschland freute sich über das Erscheinen des „Goldkönigs mit dem blonden Haar", des „Löwen aus Mitternacht", wie sie ihn nannten, sie begrüßten ihn als Retter ihres Glaubens; aber von den Fürsten schloß sich ihm zunächst keiner an, außer dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Sie zweifelten, in welcher Absicht der fremde König käme, und fürchteten ihn sowohl wie den Zorn des mächtigen Kaisers.

Gustav Adolph trieb sofort die kaiserlichen Truppen aus Pommern und zwang den alten zaghaften Herzog von Pommern, Bogislaw, auf seine Seite zu treten. Da Bogislaw der letzte seines Stammes war, so veranlaßte er ihn zu einem Vertrage, wonach ihm Pommern nach Bogislaws Tode zufallen sollte. Das verdroß den Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, Gustavs Schwager, der sich für den nächstberechtigten Erben von Pommern hielt und außerdem schon in mancherlei Mißhelligkeiten mit dem Schwedenkönig gekommen war. Er verweigerte dem König den Durchzug durch sein Land und die Einräumung mehrerer Festungen, welche Gustav forderte, um sich den Rücken zu decken. Erst als Gustav drohend auf Berlin losrückte, übergab ihm der Kurfürst die Festungen Spandau und Küstrin (14. Mai 1631) und schloß ein Bündniß mit ihm ab. Der König eilte vor-

wärts zu kommen, da ihm viel daran lag, die Stadt Magdeburg zu retten, welche sich dem Restitutionsedict nicht gefügt hatte und deshalb von Tilly und Pappenheim belagert wurde. Aber nach dem Kurfürsten von Brandenburg machte ihm jetzt auch der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, Schwierigkeiten. Dieser kleinlich denkende und dem Biertrunke ergebene Mann, von dem das Volk sagte, daß seine Bierfässer ihm mehr gälten als das Wohl seiner Glaubensgenossen, war Willens, in diesem Kriege neutral zu bleiben, und versagte dem Schwedenkönig ebenfalls den Durchzug durch sein Land. Während man noch unterhandelte, kam die schreckliche Nachricht, daß Magdeburg gefallen sei (20. Mai 1631).

Magdeburg, das Hauptbollwerk des Protestantismus im Norden, war schon seit dem December 1630 von den Kaiserlichen eingeschlossen, deren Heer zuletzt 40,000 M. betrug, während die Stadt nur von 2000 Soldaten und 5000 bewaffneten Bürgern vertheidigt wurde. Aber die Bürger hielten sich standhaft, sie vertrauten auf den baldigen Entsatz durch Gustav Adolph, dessen Hülfe sie angerufen hatten. Da Gustav an raschem Vorrücken verhindert war, so hatte er den Magdeburgern seinen tapferen und umsichtigen Obersten Falkenberg, der sich in Schifferkleidung durch die Belagerer hindurchschlich, zum Commandanten geschickt. Ein alter Gewährsmann erzählt, Pappenheim habe den Falkenberg durch eine große Summe bestechen wollen, aber Falkenberg habe geantwortet: „Braucht der von Pappenheim einen Schelmen, so mag er ihn im eignen Busen suchen.“ Die Stadt wurde so gut vertheidigt, daß Tilly schon beschlossen hatte, die Belagerung aufzuheben; aber auf Pappenheims dringendes Bitten wurde noch ein letzter Sturm versucht, und zwar bei hellem Tage, während man bisher immer bei Nacht gestürmt hatte. Da Tags vorher die Kanonade der Belagerer aufgehört hatte und schon das schwere Geschütz aus den Batterien zurückgeführt war, so glaubten die Magdeburger, der König sei in der Nähe und Tilly bereite den Abzug vor; die ermüdeten Bürger und Soldaten gingen daher des Morgens um 5 Uhr in ihre Wohnungen, um für eine Zeitlang der lange entbehrten Ruhe zu

genießen. Mauern und Thore waren daher schlecht bewacht. Da, um 7 Uhr, während die meisten Bürger und Soldaten noch schliefen, donnerten plötzlich wieder die Kanonen von allen Seiten gegen die Stadt, die Kaiserlichen eilten mit Sturmleitern nach den Mauern und Wällen, Pappenheim, den Seinen voran, drang, die Schildwachen niederstoßend, zuerst in die Stadt und nahm einen Thurm nach dem andern. Die erschreckten Bürger hatten die Waffen ergriffen und sich, Falkenberg an der Spitze, dem eindringenden Feinde entgegengeworfen. Falkenberg ward durch eine Kugel niedergestreckt und die Bürger von der Uebermacht der unter dem Schlachtruf: „All gewonnen!" eindringenden Feinde zurückgetrieben. In den Straßen und in den Häusern, in welchen die Bürger sich verbarrikadirten, entstand ein furchtbarer Kampf. Die verzweifelte Gegenwehr der Bürger war vergebens. Die wilden Wallonen und die noch wilderen und roheren Kroaten im kaiserlichen Heere wütheten in entsetzlichster Weise gegen alles, was vor sie kam. Wehrlose Greise wurden erschlagen, Weiber in den Armen ihrer Männer erwürgt, Kinder in die Flammen geworfen, an den Wänden zerschmettert, in der Wiege, an der Brust der Mutter durchstochen. Zwanzig junge Mädchen, von den Soldaten verfolgt, umarmten sich und stürzten sich zusammen in die Elbe, andere warfen sich in die Flammen der brennenden Häuser; 53 Weibern wurden in der Katharinenkirche, während sie knieten und beteten, von den Kroaten die Köpfe abgehauen; Einer rühmte sich, zwanzig Säuglinge aufgespießt zu haben. Mit dem Mord ging der Raub Hand in Hand. Alles Gold und Silber mußte den gierigen Soldaten ausgeliefert werden, worauf die Ueberbringer zum Danke niedergestochen wurden. An verschiedenen Stellen war Feuer angelegt worden — von wem? bleibt unbekannt — und in 10 Stunden lag eine der schönsten und reichsten Städte Deutschlands in Asche; nur der feuerfeste Dom, in welchen sich 4000 Menschen retteten, und 137 Fischerhütten an der Elbe blieben stehen.

Der alte, 72jährige Tilly sah von einer Anhöhe außerhalb der Stadt dem schrecklichen Zerstörungswerke zu, eine

hagere Gestalt, hohlwangig, mit spitzer Nase und einem starrenden Schnurrbart, auf hohem, weißem Roß, in grüner Jacke, auf dem Spitzhute eine hohe rothe Feder. Man erzählt, einige Offiziere wären zu ihm gekommen und hätten ihn gebeten, den Gräueln ein Ende zu machen, er aber habe geantwortet, sie sollten nach einer Stunde wiederkommen, der Soldat müsse für seine Mühe auch etwas haben. Erst am dritten Tage ritt er in die zerstörte Stadt ein und stellte Zucht und Ordnung her. Bei dem Anblicke des Entsetzens soll der alte Kriegsmann geweint haben. Die halb verhungerten Flüchtlinge im Dom erhielten Gnade und Brod. Ueber 20,000 Leichen, die umher lagen, wurden theils begraben, theils in die Elbe geworfen, in solcher Masse, daß der Fluß sich staute. Das war die „Magdeburger Hochzeit", wie Tillys Soldaten die Zerstörung Magdeburgs nannten. Pappenheim schrieb an den Kurfürsten von Baiern: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden." Seitdem hat Magdeburg sich nie mehr zu der alten Blüthe erhoben.

Die Nachricht von Magdeburgs Zerstörung verbreitete Entsetzen durch ganz Deutschland. Gustav Adolph erließ ein öffentliches Schreiben, daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen durch ihre unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung ihn gehindert hätten, der unglücklichen Stadt rechtzeitig zu Hülfe zu kommen, und die Schuld an dem großen Unheil trügen. Unterdessen fiel Tilly mit seinen Raubschaaren in das Kurfürstenthum Sachsen ein, um den Kurfürsten für seine Neutralität zu strafen. In seiner Noth wandte sich der Kurfürst mit dringendsten Bitten an Gustav Adolph um Bündniß und Hülfe. Dieser forderte von ihm die Einräumung seiner Hauptstadt Wittenberg, einen dreimonatlichen Sold für seine Truppen, seinen ältesten Sohn als Geißel und die Bestrafung aller seiner Rathgeber. Der bedrängte Mann rief: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll er zum Unterpfand haben; nicht nur meinen Sohn, sondern meine ganze Familie, ja mich selbst will ich ihm als Geißel geben, und alle Verräther, die er mir anzeigt, sollen bestraft

werden.“ Der König begnügte sich großmüthig mit einem Monatssolde für sein Heer und schloß ein Bündniß mit dem Kurfürsten ab, dem zufolge die sächsische Armee von 18,000 Mann sich mit den Schweden vereinigte. In Wittenberg wurde er unter dem Jubel des Volkes als Retter empfangen. Zu den ihn begrüßenden Studenten sagte er: „Von hier ist das Licht zu uns gekommen; weil es aber bei euch verdunkelt worden ist, müssen wir nun zu euch kommen, um es wieder anzuzünden.“

Hierauf zogen die Schweden und Sachsen gegen Tilly, den sie bei Breitenfeld, eine Stunde von Leipzig, trafen. Beide Heere waren gleich stark, 40,000 M.; aber Tilly, von dunkler Ahnung ergriffen, suchte eine Entscheidungsschlacht zu vermeiden; er hoffte noch auf heranziehende Verstärkung. Der feurige Pappenheim jedoch ließ sich bei einer Recognoscirung in einen Kampf ein, und Tilly mußte nun sein ganzes Heer zur Schlacht herausführen. Erzürnt über Pappenheim, rief er: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen.“ Gustav Adolph, in einfachem grauem Rock, eine grüne Feder auf weißem Hut, stellte seine Schweden auf dem rechten Flügel auf; den linken bildeten die Sachsen. Die Schweden waren in einzelne kleine, leicht bewegliche Massen abgetheilt; die Kaiserlichen standen nach alter Weise in einer langen Linie. Der Kampf war heftig. Pappenheim warf sich siebenmal mit seinen furchtbaren Kürassiren auf die Schweden, wurde aber jedesmal zurückgeschlagen. Tilly griff die Sachsen an und schlug sie in die Flucht, auf welcher der dicke Kurfürst im schnellen Ritt seinen Hut verlor. Nun aber fiel Gustav dem siegreichen Tilly in die Flanke, er eroberte sein Geschütz und richtete es gegen ihn selbst. Nach fünfstündigem Kampfe waren die Kaiserlichen in voller Flucht. Pappenheim verließ mit 7 Wunden im Dunkel der Nacht zuletzt das Schlachtfeld. Tilly, der noch nie eine Schlacht verloren, wußte sich in seine Niederlage nicht zu finden; er stand starr da, das Auge voll Thränen, während die Seinen ihn zur Flucht mahnten. Er blutete aus drei Wunden. Als er unter die heranstürmenden Schweden ge-

rieth, schlug ihm ein riesenhafter Rittmeister, „der lange Fritz“, mehrmals mit dem Kolben seines Pistols in den Nacken, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht noch zu rechter Zeit eine Kugel den Rittmeister niedergestreckt hätte. Gustav Adolph kniete auf der Siegesstätte nieder und sprach mit erhobenen Händen: „Dank dir, o Gott, Dank dir für diesen Sieg.“ 7. Septbr. 1631.

Nach dieser Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig verabredete Gustav Adolph mit dem Kurfürsten von Sachsen den Plan, daß dieser in die Erbländer des Kaisers einfiele, während er selbst durch West- und Süddeutschland ziehe, um die Liga vollends zu vernichten. Die Sachsen marschirten also nach Böhmen und eroberten Prag; Gustav Adolph ging durch Thüringen nach Franken und den Main hinab nach Frankfurt und Mainz, wo er überwinterte. Ueberall wurden seine Truppen vom protestantischen Volke mit Jubel empfangen und die Kaiserlichen vertrieben; gegen die Katholiken verfuhr der König höchst schonend, wie ihm von dieser Seite selbst bezeugt wird. Im folgenden Frühjahr zog Gustav durchs Frankenland nach der Donau, um in Baiern einzufallen. Bei Rain am Lech, dem Grenzfluß zwischen Schwaben und Baiern, hatten sich Tilly und Maximilian von Baiern auf der östlichen Seite des Flusses verschanzt, bereit, dem König den Uebergang zu wehren. Drei Tage lang ging das Gewehrfeuer herüber und hinüber, während dessen der König unter dem Pulverdampf unbemerkt eine Brücke schlug und seine Truppen überführte. Als Tilly endlich merkte, was geschehen, warf er sich, eine Fahne in der Hand, dem Feind entgegen; aber eine Kugel zerschmetterte ihm den Oberschenkel, und sein Heer zog sich mit Maximilian flüchtend zurück. Nach einigen Wochen starb Tilly an seiner Wunde in Ingolstadt.

Gustav Adolph drang in Baiern ein. Maximilian machte ihm Friedensanträge; allein er ließ ihm sagen: „Ich kenne den Herzog von Baiern und seine Pfaffen; er trägt eine doppelte Kassake und kehrt bald das Blaue, bald das Rothe heraus.“ München ergab sich ohne Widerstand; es kam mit einer Brandschatzung von 400,000 Thlrn. davon. Bei seinem

Einzug in die Stadt ritt dem König der vertriebene Kurfürst von der Pfalz zur Seite; er hatte sich während des Winters zu Mainz eingefunden, in der Hoffnung, sein Land wieder zu erhalten. Wenn ihm der König dasselbe nicht sogleich zurückgab, so geschah das nur, um England zu Hülfeleistungen zu veranlassen. In München wurden dem König 140 vergrabene Kanonen verrathen; er ließ sie ausgraben mit den Worten: „Lasset die Todten auferstehen". In dem Laufe der Kanonen fand man 30,000 Ducaten und viele andere Kostbarkeiten versteckt.

Gustav Adolph war jetzt Herr von ganz Deutschland mit Ausnahme der Erbstaaten des Kaisers. Aber dieser hatte unterdessen ein neues Heer durch Wallenstein werben lassen. Wallenstein hatte nach seiner Abdankung zu Prag in königlicher Pracht gelebt. Er hatte dort einen großen Palast erbaut, wegen dessen 100 Häuser hatten niedergerissen werden müssen; 300 Rosse standen in seinen Ställen an marmornen Krippen; wenn er seine Güter besuchte, führte er 50 sechsspännige Kutschen mit sich. Er war von einem großen Hofstaate umgeben und ließ sich von 60 adligen Pagen bedienen; 50 Hellebardiere standen als Leibwache in seinem Schloßhofe. Bei all diesem Aufwande aber lebte er für seine Person mäßig und zurückgezogen von dem Lärm der Welt; er war unermüdlich thätig und beschäftigte sich viel mit seiner Lieblingswissenschaft, der Sterndeuterei. Er hatte sich zuletzt, als die Sachsen Prag einnahmen, nach Znaim in Mähren zurückgezogen. Hierher kamen kaiserliche Gesandten, die ihn baten, neben des Kaisers Sohn Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser, das Commando zu übernehmen. Aber Wallenstein weigerte sich, er habe zuviel Undank erfahren und wolle hinfort als Privatmann in Ruhe leben; erst nach wiederholten Gesandtschaften versprach er, ein Heer zusammenzubringen. Bald standen 40,000 Mann unter den Waffen, und Wallenstein kündete dem Kaiser an, das Heer sei zusammen, er möge demselben einen Feldherrn schicken. Er wußte, daß der Kaiser ihn selbst nöthig hatte, daß das Heer nur unter ihm dienen würde. So mußte denn der Kaiser ihn wiederholt bitten,

daß er selbst das Commando übernehme. Er that es endlich, aber unter den härtesten Bedingungen: alle kaiserlichen Truppen sollten allein seinem Befehle unterworfen sein, er allein sollte alle Offizierstellen besetzen, allein strafen und begnadigen, weder der Kaiser noch sein Sohn dürften bei dem Heere erscheinen; er allein sollte über alle Eroberungen verfügen, er sollte ein kaiserliches Erbland als Pfand für künftige Belohnung erhalten, und nach dem Kriege das Herzogthum Mecklenburg oder ein anderes deutsches Reichsland. Dem Kaiser blieb keine Wahl, er gestand alle diese Forderungen zu, in der Hoffnung, sich später des gefährlichen Mannes wieder entledigen zu können.

Wallenstein zog mit seinem Heere nach Böhmen und vertrieb daraus die Sachsen mit leichter Mühe; aber er beeilte sich nicht, dem Kurfürsten von Baiern zu Hülfe zu ziehn, der einst vor allen seine Absetzung betrieben hatte. Endlich vereinigten sich beide zu Eger; doch mußte der Kurfürst dem Herzog allein den Oberbefehl überlassen. Sie zogen, 60,000 M. stark, gegen das mit Gustav Adolph verbündete mächtige Nürnberg. Dieser mußte, um Nürnberg zu schützen, seine südlichen Eroberungen aufgeben und eilte in die Nähe dieser Stadt. Er hatte Anfangs nur 16,000 M. bei sich, mit denen er sich bei Nürnberg verschanzte, ehe Wallenstein herankam. Auch dieser bezog ein befestigtes Lager in seiner Nähe. So lagen sie beinahe ein Vierteljahr sich gegenüber, bis in der Umgegend alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Als Gustav durch Zuzug seines Kanzlers Oxenstierna, Banners und Bernhards von Weimar und durch Unterstützung der Nürnberger, welche damals 30,000 Männer stellten konnten, sein Heer auf 70,000 M. gebracht hatte, unternahm er endlich einen Sturm auf die Schanzen Wallensteins. Seine Truppen fochten mit nie gesehener Tapferkeit; aber alle Anstrengungen waren gegen die festen Verschanzungen und die zahlreichen Feuerschlünde des Feindes vergebens. Am Abend lagen 3000 M. des schwedischen Heeres in ihrem Blute, und der Sturm war mißlungen. Der König blieb noch 14 Tage kampfgerüstet stehen, dann zog er ab (Sept. 1632). Er hatte

im Ganzen 20,000 M. bei Nürnberg im Kampf und durch Hunger und Krankheit verloren, Nürnberg 10,000 seiner Einwohner; Wallensteins Heer war auf 24,000 M. zusammengeschmolzen.

Gustav Adolph zog nach Baiern zurück, in der Hoffnung, der Feind werde ihm folgen. Aber es folgte ihm nur der Kurfürst von Baiern; Wallenstein brach nach Sachsen auf, um den Kurfürsten zum Verlassen des schwedischen Bündnisses zu zwingen. Nachdem zu Merseburg, von Westphalen herkommend, Pappenheim zu ihm gestoßen war, eroberte er Leipzig. Das Land wurde furchtbar verwüstet. Gustav Adolph eilte auf den Hülferuf des Kurfürsten aus Baiern herbei. Als er an das Thor von Naumburg kam, drängte sich das Volk schaarenweise zu ihm heran, kniete vor ihm nieder, indem es ihn weinend als seinen Retter begrüßte, es küßte den Saum seines Kleides und die Scheide seines Degens. Da sprach der König gerührt und zugleich mit Unwillen: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gotte machen wollte? Unsere Sachen stehen gut; aber ich befürchte, der Himmel werde mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen früh genug zeigen, daß ich ein schwacher Mensch bin."

Es war schon spät im Herbst, und Wallenstein erwartete keinen Angriff mehr. Deshalb entließ er den Pappenheim mit seinen Truppen von sich, daß er durch Westphalen nach dem Rhein ziehe. Sobald dies aber Gustav Adolph erfuhr, rückte er schnell, um noch eine Schlacht zu liefern, an Wallenstein heran. Bei Lützen, einem Städtchen westlich von Leipzig, kam es zur Schlacht, am 16. November 1632. Wallenstein hatte seine Stellung nördlich von der Straße zwischen Leipzig und Lützen genommen und in der vorhergehenden Nacht die Gräben auf beiden Seiten der Straße noch vertiefen lassen, damit sie ihm als Brustwehren dienten. Gustav Adolph ordnete am Morgen bei dichtem Nebel seine Schaaren und übernahm das Commando auf dem rechten Flügel; den linken führte Bernhard von Weimar, das Mitteltreffen Kniphausen. Erst um 11 Uhr, als der Nebel schwand, begann die

Schlacht. Der König ließ die Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott", mit Trompeten blasen und stimmte dann sein „Feldliedlein" an: „Verzage nicht, du Häuflein klein". Darauf rief er: „Jetzt wollen wir in Gottes Namen daran; Jesu, Jesu, laß uns heut zu Ehren deines Namens streiten!" und führte, den Degen schwingend, seine Regimenter gegen den Graben. Die Geschütze des Feindes spien Tod und Verderben; aber immer neue Truppen drangen vor, und die Landstraße ward genommen, während auch das schwedische Mitteltreffen in dreistündigem, blutigem Kampfe siegreich vorgedrungen war und drei feindliche Vierecke zersprengte. Auf dem linken Flügel hatte Bernhard von Weimar geringen Erfolg. Jetzt erhielt der König die Nachricht, daß sein Mitteltreffen von der feindlichen Reiterei wieder zurückgeworfen worden sei. Er sprengte an der Spitze seiner Reiter dorthin; aber der Nebel hatte sich wieder eingestellt, Gustav merkte nicht, daß seine Leute hinter ihm zurückblieben, und gerieth mitten unter die feindlichen Reiter. Nur 8 Personen blieben bei ihm. Plötzlich fährt ein Schuß seinem Pferd in den Hals, ein zweiter zerschmettert seinen linken Arm. Als er den Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der bei ihm war, bat, er möge ihn aus dem Getümmel fortbringen, schießt ihn ein kaiserlicher Offizier in den Rücken, und mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!" sinkt er vom Pferde. Der Herzog von Lauenburg*) und die übrigen Begleiter fliehen davon; nur ein 18jähriger Page, Leubelfing, bleibt bei dem verwundeten König zurück. Kaiserliche Kürassiere sprengen heran, fragen den Pagen, wer der Verwundete sei, und da der Page nur sagt: „Ein Offizier", so verwunden sie den Pagen auf den Tod. Der König wird beraubt, entkleidet. Da ruft der König noch: „Ich bin der König von Schweden!" Sie wollen ihn fortschleppen; aber schon nahen die Schweden, die Kürassiere fliehen, und der letzte schießt den König noch vor die Stirn.

---

*) Man hat diesem mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe selbst den König hinterrücks erschossen.

Als der Königs Roß, mit Blut bedeckt, durch die Reihen der Schweden dahinsprang, erkannten sie, was geschehen. Kniphausen schlug vor, sich zurückzuziehen; aber der junge Bernhard von Weimar sprengte durch die Reihen seiner Krieger und rief: „Ihr Finnen, ihr Schweden, ihr Deutsche! der Held ist gefallen, der für unsere Freiheit gestritten. Für mich gibt es kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan, wer seinen König geliebt hat, der folge mir in den Tod oder zum Sieg!" Voll Wuth und Verzweiflung drangen die schwedischen Regimenter, von Bernhard geführt, in den Feind und warfen alles vor sich nieder. Wallensteins Fußvolk und Reiter flohen in wildester Verwirrung davon, von ihren eigenen Geschützen durch die Schweden beschossen. Der Sieg ist errungen. Da erscheint auf einmal Pappenheim, den Wallenstein durch Eilboten hatte zurückrufen lassen, mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfeld und erneuert den Kampf. Pappenheim selbst fällt, von 2 Kugeln durchbohrt. Aber seine Regimenter fechten jetzt um so wüthender; doch sie können dem Andrange der Schweden nicht widerstehen. In ihrer Flucht reißen sie auch Pappenheims Fußvolk, das unterdeß auf dem Kampfplatz erschienen, mit sich fort. Mit dem Einbruch der Nacht haben die Schweden völlig den Sieg errungen.

Am folgenden Morgen fanden die Schweden nach langem Suchen die Leiche ihres Königs, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in der Nähe eines großen Feldsteines, der seitdem der „Schwedenstein" heißt und noch heute dort zu sehen ist. Seine Gemahlin Eleonore brachte die Leiche nach Stockholm. — Pappenheim war noch lebend aus der Schlacht getragen worden. Als er hörte, daß der Schwedenkönig gefallen, sprach er: „So meldet dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben daniederliege, aber mit Freuden sterbe, da ich weiß, daß der gefährlichste Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist." Pappenheim war ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit gewesen. Die Soldaten nannten ihn den „Schrammhans"; denn sein Körper war mit mehr als 100 Narben (Schrammen) bedeckt. Er

schien wie zum Kriege geboren; denn er hatte zwei Striemen auf der Stirne mit auf die Welt gebracht, die wie zwei Schwerter gekreuzt waren und, wenn er zornig ward, sich blutig roth färbten. — Wallenstein war in der Nacht und den Tag nach der Schlacht mit seinen zerstreuten Schaaren davongeflohen und zog sich, nachdem er die Trümmer des Heeres gesammelt, nach Böhmen zurück, um da zu überwintern. In Prag hielt der strenge, düstere Feldherr in seinem Zorne über die Truppen furchtbares Gericht. Elf hohe Offiziere wurden als Ausreißer vor dem Rathhause enthauptet, 7 andre gehängt; die Namen von 50 Offizieren, die nicht Muth genug bewiesen, wurden an den Galgen geschlagen und die Fahnen des Regiments, das zuerst geflohen, von dem Henker öffentlich verbrannt.

Der Tod Gustav Adolphs erregte unter den Protestanten Deutschlands große Bestürzung; der vertriebene Kurfürst von der Pfalz starb auf die Nachricht von des Königs Tod zu Mainz vor Schreck. Eben so groß war trotz ihrer Niederlage die Freude der Katholiken; in den kaiserlichen Landen feierte man den Tag von Lützen durch ein Tedeum, denn der gefährlichste Feind der katholischen Sache war todt. Der Kaiser äußerte keine laute Freude. Als ihm Wallenstein den blutigen Koller und die goldene Kette des Königs, die ihm auf dem Schlachtfelde abgenommen worden waren, überschickte, rief er gerührt: „Gern hätte ich dem Helden ein längeres Leben und eine frohe Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre.“ Gustav Adolph hinterließ nur eine Tochter, Christine, ein Kind von 8 Jahren. Während ihrer Minderjährigkeit führte die Regierung in Schweden der Kanzler Axel Oxenstierna, ein ausgezeichneter Staatsmann. Später legte sie die Regierung nieder und ward katholisch.

4. Fortsetzung des Kriegs bis zum Tode Ferdinand's II. 1632—1637.

Nach dem Tode Gustav Adolphs verlor der 30jährige Krieg, der bis dahin, wenn aus nicht durchaus, ein Religionskrieg gewesen war, den religiösen Charakter immer mehr und wurde ein politischer Krieg, in welchem es sich um Herrschaft und Besitz handelte. Der in Deutschland anwesende Reichskanzler Oxenstierna hatte die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland übernommen, während die Feldherrn, die sich unter Gustav Adolph gebildet, namentlich Bernhard von Weimar und Gustav Horn, der Schwiegersohn Oxenstiernas, den Krieg weiter führten. Oxenstierna hatte es auf die Erwerbung deutscher Reichsländer für Schweden abgesehen, Bernhard wollte für sich selbst ein Reichsland gewinnen; beide genossen für die Kriegsführung Unterstützungen von Frankreich, Deutschlands größtem Feinde. Bernhard verwandelte auch wirklich die Bisthümer Bamberg und Würzburg in ein Herzogthum Franken und ließ sich von den Einwohnern huldigen (1633). Währenddem eroberte Horn fast ganz Elsaß.

Wallenstein blieb unterdeß unthätig in Böhmen und ließ es geschehen, daß Bernhard von Weimar das wichtige Bollwerk Regensburg einnahm, obgleich ihn der Kaiser und Max von Baiern wiederholt aufgefordert hatten, die Stadt zu retten. Er war überzeugt, daß der Kaiser die Versprechungen, die er bei der Uebernahme des Commandos gemacht, ihm zu halten nicht gewillt sei, und wußte, daß zahlreiche Feinde am kaiserlichen Hofe an seinem Sturze arbeiteten. Sie beschuldigten ihn, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, daß er verrätherische Unterhandlungen mit Frankreich, mit Schweden, Sachsen und Brandenburg pflege und beabsichtige, die kaiserliche Armee dem Feinde zuzuführen. Besonders beutete man die s. g. „Rebellion von Pilsen" aus. Da Wallenstein seinen Offizieren in Pilsen geäußert hatte, er wünsche das Commando niederzulegen, weil er krank und der ewigen Verdächtigungen

müde sei, so hatten ihm 40 Obersten ein Schreiben überreicht, in welchem sie ihn baten, jenen Entschluß aufzugeben, und sich verpflichteten, ihn nicht zu verlassen, so lange er die Armee im Dienste des Kaisers verwenden würde (12. Jan. 1634). Dieser Vorgang war von dem Obersten Piccolomini, einem persönlichen Feinde Wallensteins, einem verworfenen Italiener, sofort dem Kaiser mitgetheilt worden, und so ließ sich denn der Kaiser bewegen, durch ein Patent die Absetzung Wallensteins auszusprechen. Der Graf Gallas sollte an seine Stelle treten und erhielt den Befehl, sich Wallensteins und seiner treuesten Anhänger, des Obersten Illo und Terzka, todt oder lebendig zu bemächtigen. Obgleich Gallas jenes Patent noch geheim hielt, so bekam Wallenstein doch Kunde davon und zog sich von Pilsen nach der Festung Eger (24. Februar), um sich durch Verbindung mit den Schweden und Sachsen zu behaupten.

Wallenstein hielt sich in Eger für sicher, zumal da sich dort das Regiment seines Schwagers Terzka befand und der Commandant von Eger, der Schotte Gordon, ihm zum Danke verpflichtet war. In seiner Begleitung befand sich auch der Oberst Buttler, ein Ire von Geburt, der ebenfalls von dem Herzog viele Wohlthaten genossen hatte. Dieser verabredete in der Nacht nach der Ankunft in Eger, ohne dazu ermächtigt zu sein, mit Gordon und dem Irländer Leslie, am nächsten Abend (25. Febr. 1634) den Herzog und seine Begleiter zu ermorden. Sie luden für diesen Abend die Obersten Terzka, Kinsky, Illo und den Rittmeister Neumann zu einem Fastnachtsschmause in die Burg ein. Wallenstein hatte wegen seines Podagras die Einladung ausgeschlagen, und deswegen beschloß man, ihn in seiner Wohnung zu ermorden. Während die genannten Offiziere an der Tafel saßen, drang der Hauptmann Geraldino von der einen Seite in den Saal mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Oestreich!" und von der andern der Hauptmann Deveroux mit dem Rufe: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Es folgten ihnen 36 bewaffnete Dragoner. Buttler, Gordon und Leslie erhoben sich sogleich und riefen, jeder einen brennenden Leuchter emporhaltend: „Vivat

Ferdinandus!" Nun stürzten die Dragoner über die 4 Gäste her und hieben sie nieder. Danach eilten die Mörder um die Mitternachtsstunde nach der Wohnung des Herzogs, zu dem Hause des Bürgermeisters am Markte, welches Leslie durch Besetzung des Marktes und der nächsten Straßen absperrte. Wallenstein hatte sich eben, nachdem er lange mit seinem Astrologen Seni sich unterhalten, zu Bette gelegt. Da hörte er ein Klagegeschrei im Hinterhause, wo Terzkas und Kinskys Frauen um den Tod ihrer Männer, den sie eben erfahren, jammerten, und er trat ans Fenster, um zu fragen. Da plötzlich wird die verschlossene Thür mit Gewalt aufgesprengt; Deveroux dringt mit 12 Dragonern herein und eilt auf ihn zu mit dem Rufe: „Jetzt mußt du sterben!" Der Herzog blickte mit ausgebreiteten Armen schweigend zum Himmel, und Deveroux stieß ihm die Partisane in die Brust. So sank der merkwürdige Mann durch Mörderhand, im 51. Jahre seines Lebens. Die Leiche wurde später der Herzogin von Friedland zum Begräbniß ausgeliefert. Die Mörder wurden von dem Kaiser mit Gütern und Würden und Geld belohnt.

Nach Wallensteins Tod übernahmen des Kaisers ältester Sohn Ferdinand und Gallas den Oberbefehl, und diese schlugen noch im August desselben Jahres, nachdem sie spanische Truppen und das bairische Heer unter Johann von Werth an sich gezogen, die uneinigen Generale Bernhard von Weimar und Horn bei Nördlingen. Horn ward gefangen, Bernhard floh nach dem Rhein. Die Folge dieser wichtigen Schlacht war, daß ganz Süddeutschland wieder in die Hände der Kaiserlichen fiel und die Schweden auf Norddeutschland beschränkt waren, und daß ferner der Kurfürst von Sachsen, der stets eine schwankende Politik verfolgte, sich von dem schwedischen Bündnisse lossagte und mit dem Kaiser den Frieden zu Prag abschloß (1635). Für Sachsen wurde das Restitutionsedict auf 40 Jahre hinausgeschoben. Diesem Frieden traten bald die meisten Stände des nördlichen und mittleren Deutschlands bei. Bernhard von Weimar aber schloß mit Frankreich einen Vertrag ab, nach welchem er förmlich in französische Dienste trat, und Frankreich nahm von nun an offen

Theil an dem Kampfe. So wurde der Krieg jetzt vorzugsweise von fremden Mächten auf deutschem Boden gegen den Kaiser geführt. Bernhard kämpfte im Elsaß und im Südwesten Deutschlands, während im Norden die Schweden unter Banner fochten. Dieser schlug das kaiserliche Heer, mit welchem jetzt auch die Sachsen vereinigt waren, bei Wittstock in Brandenburg (1636) und stellte das Uebergewicht Schwedens in Nord- und Mitteldeutschland wieder her. Sachsen wurde für seinen Abfall schwer bestraft.

Der Kaiser Ferdinand II., dessen fanatischer Glaubenseifer und Unterdrückungssucht hauptsächlich den verderblichen Krieg heraufbeschworen und in die Länge gezogen hatte, erlebte das Ende desselben nicht. Er starb im J. 1637, und es folgte ihm sein unbedeutender Sohn Ferdinand III., der von 1637—1657 regierte und noch 11 Jahre lang den Krieg fortführen mußte.

---

5. Die letzten Jahre des Krieges 1637—1648. Der westphälische Friede.

Am Ende der dreißiger Jahre kämpfte Bernhard von Weimar mit Glück am Oberrhein. Er erfocht einen Sieg bei Rheinfelden, wobei Johann von Werth gefangen genommen ward, und eroberte unter andern Freiburg im Breisgau und die wichtige Festung Breisach. Er gedachte sich in diesen Landen ein eigenes Fürstenthum zu gründen, starb aber plötzlich im J. 1639. Man sagte, die Franzosen hätten ihn vergiften lassen; wenigstens benutzten sie seinen Tod dazu, sein Heer und seine Eroberungen in Besitz zu nehmen.

Banner hatte währenddem den Krieg in Nord- und Mitteldeutschland fortgeführt, bis er im J. 1641 in Folge seines unmäßigen Trinkens starb. An seine Stelle trat der kühne Torstenson, der genialste Feldherr aus der Schule Gustav Adolphs, aber ein körperlich schwacher und kranker Mann, der seine Feldzüge meist in einer Sänfte machen mußte.

Dieser besiegte im J. 1642 das kaiserliche Heer unter Piccolomini bei Leipzig und Breitenfeld, auf demselben Schlachtfelde, wo Gustav Adolph seinen ersten Sieg in Deutschland erfochten hatte, und drang dann in Böhmen ein. Da ergriff der Dänenkönig Christian IV., eifersüchtig auf das Glück der Schweden, die Waffen zu Gunsten des Kaisers. Torstenson mußte umkehren; er zog in Eilmärschen nach Holstein, nach Schleswig und Jütland und verleidete den Dänen den Krieg. Dann kehrte er rasch in die kaiserlichen Erblande zurück und erfocht bei Jankau in Böhmen einen großen Sieg (1645), in Folge dessen er bis in die Nähe von Wien vordrang. Aber er hatte nicht Mittel genug, die Kaiserstadt förmlich zu belagern, und da von Ungarn aus Truppen zum Entsatz von Wien heranrückten, zog er sich zurück. Bald darauf legte er wegen Kränklichkeit den Oberbefehl nieder, welchen jetzt Gustav Wrangel übernahm.

Schon im J. 1640 waren Friedensunterhandlungen angeknüpft worden; aber sie blieben Jahre lang ohne allen Erfolg, da die Franzosen und Schweden Theile von Deutschland an sich reißen wollten, der Kaiser aber immer noch auf eine Wendung des Glückes hoffte. Torstensons kühne Feldzüge bewirkten wenigstens, daß der Kaiser mit mehr Ernst an den Frieden dachte. Seine Gesandten verhandelten mit Frankreich zu Münster in Westphalen, mit den Schweden und deutschen Protestanten in Osnabrück. Sobald aber die kaiserlichen Truppen einmal wieder einigen Vortheil errungen, machte der Kaiser Schwierigkeiten und stellte höhere Forderungen. Zuletzt vereinigten sich, des ewigen Zögerns müde, Wrangel und die französischen Feldherrn Condé und Turenne, um in Baiern einzufallen, während der schwedische General Königsmark in Böhmen eindrang und die s. g. kleine Seite von Prag eroberte. Da gab der Kaiser endlich nach, und der Westphälische Friede wurde abgeschlossen, zu Osnabrück am 8. August, zu Münster am 17. Septbr. 1648. Die Eroberung der kleinen Seite von Prag war das letzte Kriegsereigniß gewesen; der 30jährige Krieg endigte also an demselben Orte, wo er begonnen hatte.

Der westphälische Friede, am 24. Octbr. 1648 bekannt gemacht, regelte 1) die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands. Der Augsburger Religionsfriede wurde bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt; die christlichen Bekenntnisse erhielten völlige Rechtsgleichheit. Alle geistlichen Güter, welche die Protestanten bis zum J. 1624 eingezogen hatten, verblieben denselben, weshalb dies Jahr das Normaljahr genannt wurde. Auch wurde bestimmt, daß die Religionsänderungen, wie die Fürsten sie bis zu dem Normaljahre in ihren Ländern vorgenommen, Bestand haben sollten; Böhmen blieb also katholisch.

2) Gebietsveränderungen. Frankreich erhielt vom deutschen Lande das Elsaß, soweit es östreichisch war, und den südlich daranstoßenden Sundgau sowie die Anerkennung der Hoheit über die schon 1552 weggenommenen lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Schweden erhielt Vorpommern nebst Rügen und einen schmalen Strich an dem rechten Ufer der Oder, so daß die Odermündung ganz in schwedischen Händen war; ferner in Mecklenburg die Stadt Wismar und außerdem als weltliche Herzogthümer die säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden, und 5 Mill. Thlr. Kriegsentschädigung. Die an Schweden abgetretenen Länder blieben deutsches Reichsland, so daß der König von Schweden deutscher Reichsfürst ward, während die an Frankreich abgegebenen Länder völlig von Deutschland getrennt wurden. An Brandenburg, das Ansprüche auf ganz Pommern gehabt hatte, kam Hinterpommern und zur Entschädigung für Vorpommern die säcularisirten Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, Minden und Camin (in Pommern). Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hessen-Kassel, das stets Schwedens treuester Bundesgenosse gewesen, die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg (an der Weser), sowie 600,000 Thlr. Kriegskosten. Baiern behielt die Kurwürde nebst der Oberpfalz. Die Unterpfalz dagegen oder Rheinpfalz wurde dem Sohne des vertriebenen Kurfürsten Friedrich V. zurückgegeben, für welchen eine 8. Kurwürde errichtet ward. — Die

schon längst thatsächliche Unabhängigkeit der Schweiz und der vereinigten Niederlande (Holland), die sich von Spanien losgerissen, wurde rechtlich anerkannt.

3) In Betreff der deutschen Reichsverfassung wurde festgesetzt, daß der Kaiser über die wichtigsten Reichsangelegenheiten, Gesetzgebung, Steuern und Aushebungen, Krieg und Frieden u. s. f., nur nach Abstimmung des Reichstags verfügen dürfe; den Fürsten aber wurde die längst geübte Landeshoheit (Rechtspflege, Polizei, Besteuerung, Kriegsordnung) in ihren Ländern rechtlich zuerkannt, sowie das Recht, unter sich mit fremden Staaten Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich. Somit hatten die Lockerung und der Zerfall des deutschen Reiches neue Fortschritte gemacht.

Frankreich und Schweden übernahmen die Garantie des westphälischen Friedens und behielten dadurch die Gelegenheit, sich auch in Zukunft in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Deutschlands Macht und Habsburgs Uebergewicht waren seitdem gebrochen, und Frankreich und Schweden waren die ersten Mächte Europas. Der 30 jährige Krieg war der verderblichste für Deutschland, der je in demselben geführt ward. Vor dem Kriege hatte Deutschland etwa 24 Mill. Einwohner, nach demselben 12 Mill. Feuer und Schwert, Hunger und Pest hatten furchtbar unter der Bevölkerung aufgeräumt. Zahllose Städte und Dörfer waren zerstört oder verlassen worden; viele Dörfer und Flecken sind für immer verschwunden. Das ganze Land war verödet und verarmt, die blühendsten Landschaften waren in Wüsteneien verwandelt. Das übrig gebliebene Volk war durch den langen Krieg verwildert und der Arbeit entwöhnt; die entlassenen Kriegsschaaren wurden Räuber oder wußten sich nicht leicht in ein geordnetes Leben zu fügen. Der Geist des deutschen Volkes war ermattet und fühlte sich erniedrigt; alles Nationalgefühl war unterdrückt. Mehr als 100 Jahre dauerte es, bis Deutschland sich von den schlimmen Folgen dieses entsetzlichen Krieges erholt hatte.

IX. Abfall der Niederlande.

1579.

Karl V. hatte die von seinen Großeltern, Maximilian I. und Marie von Burgund, ererbten Niederlande (Belgien und Holland) im J. 1555 an seinen Sohn Philipp II., den nachmaligen König von Spanien, übergeben, und dadurch wurde dieses deutsche Land mit Spanien verbunden, von Deutschland getrennt, ohne daß die deutschen Stände dagegen Einsprache erhoben hätten. Karl V. hatte die Niederlande, obgleich er auch dort den Protestantismus, der vielfach Eingang gefunden, mit Härte zu unterdrücken gesucht, im Ganzen milde behandelt und ihre Vorrechte geachtet; er liebte das Land, weil er in demselben geboren war und die meisten Einkünfte aus demselben zog, denn die Niederländer waren durch Betriebsamkeit und Handel außerordentlich reich. Auch das niederländische Volk hing Karl V. an. Ganz anders verhielt es sich mit Philipp II. Dieser hatte kein Herz für die Niederländer und war überhaupt ein kalter und finsterer, stolzer und despotischer Mann, der nur sklavisch gesinnte Katholiken unter seinem Scepter haben wollte. Die Protestanten fürchteten für ihre Religion, das ganze Volk für seine Verfassung.

Als Philipp II. 1559 die Niederlande verließ und nach Spanien ging, ließ er seine Halbschwester Margaretha von Parma, eine große und bärtige Frau, in dem Lande als Statthalterin zurück, und ihr zur Seite als Rathgeber den Bischof von Arras, Granvella, einen schlauen und kräftigen, aber herrschsüchtigen Mann, der dem König blindlings ergeben war. Daß dieser Mann, der vom Papste zum Cardinal erhoben ward, die Zügel der Regierung erhielt, verdroß die Niederländer, die einen Statthalter aus ihrer Mitte, den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien oder den Grafen Egmont, gewünscht hätten. Grade diese beiden Männer aus dem Adel nebst dem Grafen von Hoorn waren die Lieblinge des Volkes. Größer wurde der Unwille bei Hohen und Niederen, bei Protestanten und Katholiken, als Philipp auf Betreiben

Granvellas, um der Ketzerei sogleich einen festen Damm entgegenzusetzen, die Zahl der Bisthümer, deren bisher 4 gewesen, auf 17 erhöhte und Granvella die Ketzer mit unerbittlicher Strenge verfolgte. Die Unzufriedenheit ward so groß, daß Margaretha selbst die Abberufung des Cardinals veranlaßte (1564).

Aber die Ketzerverfolgungen hörten nicht auf, Philipp führte jetzt auch in den Niederlanden die Inquisition ein, dieses fürchterliche, blutige Ketzergericht, das die Aufgabe hatte, alle die, welche den rechten katholischen Glauben nicht hatten, aufzuspüren und zu vernichten. In dem spanischen Amerika und in Spanien selbst hatte dieses geistliche Gericht schon schauderhaft gearbeitet; Tausende waren zu ewigem Kerker oder zum Feuertode verdammt worden. Große Hinrichtungsfeste, Autodafes, waren abgehalten worden, bei welchen die Ketzer in Massen zusammen unter kirchlichem Pomp feierlich verbrannt wurden; man wußte, daß Philipp selbst im königlichen Ornat solchen Verbrennungsscenen von Anfang bis zu Ende zugesehen hatte. Alles wollten sich die Niederländer gefallen lassen, nur die Inquisition nicht, vor der Hohen und Niedrigen graute. Sie beriefen sich auf ihre alten Freiheiten, welche eine Einführung der Inquisition nicht erlaubten, und an 300 der angesehensten Edelleute traten zusammen und unterzeichneten das s. g. Compromiß, eine Schrift, durch welche sie sich eidlich verpflichteten, sich der Inquisition mit aller Macht zu widersetzen und bei einer Verfolgung der Religion einander treulich beizustehen (1565). Man beschloß nach Brüssel zu ziehen und der Statthalterei eine Bittschrift um Aufhebung der Ketzergerichte zu überreichen. Sie zogen zu Pferde in die Stadt ein und gingen dann in langem Zuge, je zwei und zwei, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Brederode, durch die Straßen nach dem Schlosse. Als Margaretha den Zug sich nähern sah, erschrak sie; doch einer ihrer Räthe, der Graf von Barlaimont, sagte zu ihr: „ce n'est qu'un tas de gueux (das ist nur ein Haufe von Bettlern)!“ Einige von den Edelleuten hatten die Worte gehört, und als die Bittsteller darauf sich zu einem Gastmahle

versammelten, ließ Brederode scherzend einen Bettelsack und einen hölzernen Becher bringen und die Reihe herumgehen mit dem Toast: „Vivent les gueux!“ Die ganze Partei nahm diesen Namen gueux oder Geusen an, und sie trugen fortan als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: „Getreu bis zum Bettelsack.“

Die Statthalterin hatte die Geusen gütig empfangen und ihnen versprochen, ihre Bitte dem Könige vorzulegen, da sie nicht selbst entscheiden könne. Da der König aber mit der Antwort auf sich warten ließ, so entstand Unzufriedenheit nicht blos bei dem Adel, sondern auch bei dem Volke; ja der Pöbel, aufgeregt durch fanatische Prediger, begann in verschiedenen Städten Aufruhr und Tumult, er stürmte und zerstörte die Kirchen und Klöster und zerschlug die Heiligenbilder. Der Adel war bei diesen Tumulten wahrscheinlich nicht ohne Antheil; zuletzt aber, als das Unwesen alles Maß übenschritt, that er Einhalt und nöthigte die Statthalterei zu einem Vertrag, nach welchem die Glaubensrichter ihr Geschäft ruhen ließen. Aber Philipp war damit nicht zufrieden und ließ den Herzog Alba von Italien aus mit einem Heere von 12,000 Spaniern nach den Niederlanden ziehen.

Als man von dem Anzuge des Herzogs, dessen Härte und blutiger Haß gegen die Protestanten bekannt war, hörte, riethen die Muthigsten von dem Adel zu bewaffnetem Widerstande; aber die Gemäßigteren, unter denen auch Hoorn und Egmont, vertrauten noch auf die Gnade des Königs und entschlossen sich abzuwarten, was da kommen werde. Wilhelm von Oranien, der Verschwiegene genannt, weil er mehr dachte, als er sprach, ein Mann von großen Geistesgaben, der in den Niederlanden reich begütert und von Jugend auf ein Liebling Karls V. gewesen war, Statthalter von den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, kannte den König Philipp und seinen Diener Alba besser und war vorsichtiger und klüger als die Andern. Durch seine Spione, die er in Spanien hielt, gewarnt, entschloß er sich zur Flucht nach Deutschland. Ehe er ging, forderte er noch seine Freunde zu dem gleichen

Schritte auf, namentlich den Grafen Egmont, der allzusehr auf seine Verdienste um den König vertraute. Er hatte ja dem König in einem Kriege gegen Frankreich zwei große Siege gewonnen, bei St. Quentin und bei Gravelingen. Alle Bitten und Vorstellungen Wilhelms waren umsonst. Beim Scheiden sprach er: „Egmont, mir sagt eine traurige Ahnung, daß du die Brücke sein wirst, über welche die Spanier ins Land kommen und welche sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind.“ Gleich Wilhelm von Oranien flohen viele andere aus dem Lande; denn auch Margaretha hatte schon wieder mit ihren Verfolgungen und Hinrichtungen angefangen.

Alba zog im August 1567 in Brüssel ein und riß die Statthalterschaft an sich, welche Margaretha nur noch dem Namen nach behielt. Die Stadt war in Angst und Schrecken. Alba stellte sogleich die Inquisition wieder her und setzte ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen ein, welches das Volk den Blutrath nannte; er bestand aus Spaniern, und nur einige niederländische Verräther spielten die Angeber. Alle, welche mit den Geusen in Berührung gestanden oder an den calvinischen Predigten Theil genommen hatten, wurden für Hochverräther erklärt. Da wurden denn alle Tage viele Menschen verbrannt, geköpft, gehängt und geviertheilt; ihre sowie der Flüchtigen Güter wurden eingezogen. Gegen die beiden Grafen Hoorn, und Egmont stellte sich Anfangs Alba, um sie in sein Netz zu ziehen, äußerst freundlich. Sie erschienen in einem großen, von ihm berufenen Staatsrath. Als nach Aufhebung desselben Egmont gehen wollte, um ein mit Albas Sohn angefangenes Spiel zu beendigen, ward er von einem Haufen Soldaten umringt, und der Offizier forderte ihm den Degen ab. „O Oranien, Oranien!“ rief Egmont aus, und als er den Degen abgab, sprach er: „Weit öfter hat er des Königs Ruhm vertheidigt, als meine Brust beschützt.“ Auch Hoorn wurde beim Nachhausegehen verhaftet und gleich Egmont gefangen gesetzt. Allgemeiner Schreck ging bei dieser Nachricht durch die Stadt, und 20,000 Niederläuder flohen ins Ausland. Die beiden Grafen wurden vor den Blutrath gestellt und auf die widerrechtlichste Weise zum Tode verurtheilt. Auf dem

Markte zu Brüssel wurden sie öffentlich enthauptet, am 3. Juli 1568.

In demselben J. 1568 begann Wilhelm von Oranien den Waffenkampf mit Alba, und der jetzt anhebende Krieg zwischen den Niederlanden und Spanien dauerte mit geringer Unterbrechung 80 Jahre (1568—1648). Wilhelm hatte sich, als er vor Alba floh, nach seinem Geburtsorte Dillenburg zurückgezogen, zu seinem Bruder Johann dem Aelteren von Nassau-Dillenburg, einem der edelsten Fürsten der damaligen Zeit. Dieser unterstützte nach Kräften die Werbungen seines Bruders, der zu einem Einfall in die Niederlande entschlossen war, und auch die jüngeren Brüder, Ludwig, Adolph und Heinrich, gaben bereitwillig ihr Vermögen her und zogen vereint mit den beiden älteren zur Befreiung der Niederlande aus. Die drei jüngsten von diesen fünf edlen Heldenbrüdern starben für die Unabhängigkeit der Niederlande und die Freiheit der Gewissen auf dem Schlachtfelde, Wilhelm durch Meuchelmord. Die ersten Unternehmungen der Oranier mit ihren wenig ausgebildeten Truppen mißlangen, Alba konnte seine grausamen Bedrückungen fortsetzen; als er aber ungerechtfertigte Steuern auszuschreiben begann, da erhob sich überall im Lande ein ernster Widerstand. Die Busch- oder Waldgeusen kämpften im kleinen Kriege zu Lande, während die Wasser- oder Meergeusen, deren Zahl durch die gezwungenen Auswanderungen sich von Tag zu Tag mehrte, mit Muth und Glück zur See fochten und sich mehrerer Städte bemächtigten. Der spanische Hof sah endlich ein, daß Albas Härte und Grausamkeit nur Böses schuf, und rief ihn im J. 1573 zurück. In den 6 Jahren seiner Wirksamkeit waren 18,600 Niederländer auf dem Blutgerüste gestorben.

Unter den folgenden Statthaltern setzte sich der Kampf fort, in den südlichen wie in den nördlichen Provinzen, mit abwechselndem Glück und mit gleicher Erbitterung und Grausamkeit auf beiden Seiten, obgleich Wilhelm bemüht war, den Greueln auf seiner Seite zu steuern. Im Süden blieben die Spanier Herr, in den nördlichen Provinzen behaupteten sich die Niederländer. Diese traten im J. 1579 in ein festes Bünd-

niß zusammen, die Utrechter Union, und gründeten, von der spanischen Herrschaft sich völlig lossagend, eine vereinigte Republik von 7 freien Staaten: Geldern, Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Oberyssel und Gröningen. Sie nannten sich die Generalstaaten von Holland und wählten zu ihrem Statthalter Wilhelm von Oranien. Sie erklärten, daß sie sich durch diesen Schritt dem heil. römischen Reiche nicht entziehen wollten; da sie aber in ihrem Ringen für die Freiheit von den deutschen Fürsten völlig im Stiche gelassen wurden, so trennte sich in der Folge Holland ganz von Deutschland. Wilhelm, auf dessen Kopf Philipp einen Preis von 25,000 Ducaten gesetzt hatte, war rastlos thätig, die Freiheit des Landes fest zu begründen, und machte bei seinem Wahlspruch: „in Stürmen ruhig" stets weitere Fortschritte; da ward er am 17. Juli 1584 auf Anstiften der Jesuiten von einem verruchten Menschen, Balthasar Gerard aus der Franche Comté, in Delft mit drei Kugeln meuchlings niedergeschossen, in einem Alter von 51 Jahren. Sterbend rief er: „Gott, erbarme dich meiner und dieses armen Volkes!" Gerard ward geviertheilt; aber Philipp erhob seine Verwandten in den Adelstand.

Auf Wilhelm folgte in der Statthalterschaft sein 17jähriger Sohn Moritz von Oranien, der sich bald als einen großen Feldherrn und Staatsmann erwies und die Sache der Generalstaaten glücklich hinausführte. Im J. 1609 schlossen sie mit Spanien einen Waffenstillstand auf 12 Jahre; die Spanier erkannten sie also hiermit als einen selbständigen Staat an. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde, während des 30jährigen Krieges in Deutschland, in den Niederlanden weitergekämpft, bis sie im J. 1648 durch den westphälischen Frieden allgemein als ein freier Staat anerkannt wurden.

Die südlichen Provinzen, das heutige Belgien, blieben bei Spanien und behielten die katholische Religion, während in Holland durchgehends die calvinistische Kirche herrschte. Im Süden schwand unter der spanischen Herrschaft der Reichthum und der Bürgerstolz; Holland dagegen kam durch seine Freiheit zur schönsten Blüthe. Seine Bevölkerung mehrte

sich durch zahlreiche protestantische Auswanderer aus den spanischen Niederlanden, Frankreich und Deutschland, und ward reich und mächtig durch Fleiß und Unternehmungsgeist. Während seiner Kämpfe mit Spanien hatte sich Holland eine bedeutende Seemacht gebildet, es gründete sich Colonien in fernen Meeren, und seine Industrie und sein Handel wuchsen mit jedem Jahr. Der Handel der deutschen Hansestädte aber sank in demselben Maße, in welchem der holländische stieg.

X. Aus der englischen Geschichte.

1. Die Königin Elisabeth. 1558—1603.

Der König Heinrich VIII. von England (1509—1547) hatte sich vom Papste losgesagt und auf eigene Hand in seinem Lande die Kirche reformirt, ohne jedoch in den äußern Formen viel von der alten Kirche abzugehen. Unter seinem unmündigen Sohne und Nachfolger Eduard VI. führte der Erzbischof von Kanterbury, Thomas Cranmer, die Reformation weiter; als aber nach Eduards frühem Tode (1553) seine Halbschwester Maria (1553—1558), die dem katholischen Glauben anhing und mit Philipp II. von Spanien vermählt war, auf den Thron kam, eine finstere und grausame Königin, welche die Engländer die „blutige Marie“ nannten, da sollte der Protestantismus wieder gänzlich ausgerottet werden. Zum Glück starb Marie schon nach 5 Jahren, und nun erhob das Parlament Elisabeth, Heinrichs VIII. Tochter von seiner zweiten Gemahlin, Anna Boleyn, auf den Thron. Elisabeth hatte bisher aus Furcht vor ihrer argwöhnischen und bösartigen Stiefschwester außerhalb Londons in strengster Zurückgezogenheit gelebt, diese Zeit aber eifrig zu ihrer Ausbildung benutzt. Sie war eine Frau von hellem und aufgeklärtem Geiste und wie zum Herrschen geboren. Schön war sie nicht — sie hatte bei schlankem Wuchse etwas breite Schultern und eine zu große Nase — aber sie

war liebenswürdig und freundlich, so daß das Volk mit großer Liebe an ihr hing. Von weiblicher Eitelkeit war sie nicht frei zu sprechen; noch in ihrem Alter hörte sie es gern, wenn man sie mit Venus an Schönheit, mit Minerva an Klugheit und mit Diana an Sittsamkeit verglich. Verheirathet war sie nie, weshalb man sie die jungfräuliche Königin nannte. Sie regierte von 1558—1603.

Elisabeth war Protestantin; sie stellte daher gleich nach ihrem Regierungsantritt die Herrschaft der protestantischen Kirche in England wieder her, weshalb die Katholiken im Lande sie haßten. Doch ging sie in ihrem Reformationswerk kluger Weise nur allmählich vor. Zuletzt wurde in 39 Artikeln die Religion so festgesetzt, wie sie noch heute unter dem Namen der englischen Hochkirche oder der bischöflichen, der Episcopalkirche in England besteht. An der Spitze der Kirchenverwaltung standen Bischöfe, ähnlich wie in der katholischen Kirche; aber das Haupt ist der Monarch. Daneben bestand jedoch noch eine andere protestantische Partei, die Dissenters oder Nonconformisten (die Abweichenden), oder die Puritaner (die Reinen), weil sie die Kirche von allen katholischen Ceremonien gereinigt sehen wollten; auch heißen sie Presbyterianer, da das Kirchenregiment bei ihnen in den Händen von Aeltesten (Presbyter) war.

Eine gefürchtete und gehaßte Gegnerin von Elisabeth war die katholische Königin von Schottland, Maria Stuart, weil sie Ansprüche auf den englischen Thron machte. Sie war eine Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. und behauptete in Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche, die Ehe Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn sei nicht rechtmäßig, da Heinrichs erste Ehe von dem Papste nicht war gelöst worden, und deshalb könne Elisabeth, die Tochter jener Ehe, nicht Königin sein; der Thron von England gehöre ihr, als der nächsten Verwandtin von Heinrich VIII. Sie führte daher Titel und Wappen einer Königin von England. Maria war in Frankreich erzogen worden und hatte sich, kaum 16 Jahre alt, mit dem nachmaligen König von Frankreich, Franz II., vermählt. Sie war eine Frau von hoher Schönheit und von

gutem Herzen; aber der sittenlose französische Hof hatte sie mit seinem Leichtsinn angesteckt. Als ihr Gemahl nach einer anderthalbjährigen Regierung gestorben war, mußte sie ihr geliebtes Heimatland Frankreich verlassen und in ihr Königreich Schottland zurückkehren (1562).

Während Mariens Abwesenheit hatte in Schottland der protestantische Glaube sich ausgebreitet und feste Wurzel geschlagen, namentlich durch Johann Knox, einen Schüler Calvins. Die schöne 19jährige Königin wurde von dem Volke mit Jubel empfangen; als man aber ihre Anhänglichkeit an Frankreich und die katholische Religion erkannte, wurde man mißtrauisch und befürchtete für den Bestand der protestantischen Kirche. Kaum erlangte sie die Erlaubniß, in ihrer eigenen Kapelle Messe halten zu dürfen. Um in dieser mißlichen Lage eine Unterstützung zu haben, vermählte sich die Königin mit dem schottischen Grafen Heinrich Darnley; weil dieser aber katholisch war, so mißfiel die Ehe den Schotten. Bald kam auch Zwietracht unter die Ehegatten; Darnley war roh, trotzig und hochfahrend, und Maria schenkte ihr Vertrauen einem jungen italienischen Sänger, David Rizzio, den sie zu ihrem Geheimschreiber machte. Der Uebermuth dieses allmächtigen Günstlings reizte den schottischen Adel; es entstand eine Verschwörung, an deren Spitze Darnley selbst stand. Rizzio wurde vor den Augen der Königin erdolcht. Marie faßte nun gegen ihren Gemahl einen tödtlichen Haß und beschloß sich zu rächen. Sie schenkte ihre Gunst dem Grafen Bothwell, einem höchst ausschweifenden und lüderlichen Menschen. In einer Nacht ward das Landhaus, in welchem sich Darnley befand, durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und man fand Darnleys Leiche mit der seines Bedienten im nahen Garten liegen. Alles war überzeugt, daß Bothwell der Mörder war und daß die Königin um die Sache gewußt, zumal da sie 3 Monate nach der Ermordung ihres Gatten sich mit Bothwell vermählte. Es entstand eine Empörung; der Adel sammelte ein Heer, bemächtigte sich der Königin und setzte sie gefangen. Sie mußte zu Gunsten ihres unmündigen Sohnes dem Throne entsagen. Aber ein junger

Edelmann entführte die Königin aus dem Gefängniß, und ihre Anhänger sammelten ein Heer. Das Heer ward geschlagen, und Marie mußte fliehen; sie suchte Schutz in England (1568).

Maria hatte in einem Briefe die englische Königin um Aufnahme und Hülfe gebeten und dadurch in große Verlegenheit gebracht; denn sie hatte ihre Ansprüche auf den englischen Thron noch nicht aufgegeben und wurde von den Katholiken, die noch immer eine nicht zu unterschätzende Partei im Lande bildeten, für die rechtmäßige Königin von England gehalten. Maria konnte also für Elisabeth gefährlich werden. Daher beschloß man in ihrem Rathe, Maria in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet sei. Es wurde ein Gericht niedergesetzt, vor welchem die schottische Regierung die Königin der Theilnahme an dem Morde Darnleys anklagte und ihre Anklage durch Briefe bewies, Maria aber erklärte, daß es wider ihre Würde sei, gegen solche Beschuldigungen sich zu vertheidigen. Maria wurde auf ein festes Schloß in Haft gebracht und blieb 19 Jahre lang, bis an ihren Tod, im Gefängniß. Die Katholiken versuchten mehrmals sie zu befreien und stifteten Verschwörungen und Mordversuche gegen Elisabeth an. Die letzte Verschwörung zur Befreiung Mariens und zur Ermordung der Elisabeth war die eines jungen Edelmannes, Namens Babington. Nachdem sie entdeckt und aus Briefen Mariens erkannt worden war, daß sie um den verbrecherischen Plan gewußt, ward sie vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Elisabeth unterschrieb das Urtheil, und zwei ihrer Räthe ließen es am 8. Februar 1587 auf dem Schlosse Fotheringhay vollziehen. Maria Stuart ward enthauptet, in einem Alter von 45 Jahren. Schuldlos war Maria nicht, aber sie hat ihre Vergehungen mehr als genügend gebüßt.

Ob Elisabeth um die Hinrichtung gewußt, oder ihre Räthe, wie behauptet wird, ohne ihren Befehl gehandelt hatten, bleibt ungewiß. Sie zeigte sich wenigstens, als ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Gegnerin überbracht wurde,

sehr erschrocken und betrübt und entsetzte die Räthe ihres Amtes.

Elisabeth hat sich um England die größten Verdienste erworben; sie ist die Begründerin von Englands Seemacht und belebte die Gewerbthätigkeit und den Handel ihrer Unterthanen in hohem Maße. Die Protestanten, welche wegen ihres Glaubens aus Frankreich und den Niederlanden flüchtig gehen mußten, fanden in England eine bereitwillige Aufnahme und lohnten dem neuen Vaterlande mit ihrem Fleiß und ihrer gewerblichen Geschicklichkeit. Von ihrer Königin aufgemuntert, fuhren die englischen Seeleute, den Portugiesen und den Spaniern nacheifernd, auf allen Meeren umher und brachten reiche Schätze mit nach Hause. Der Seeheld Franz Drake, derselbe, welcher die Kartoffeln nach Europa brachte, war der erste Engländer, der die Welt umsegelte (1580). Für den Seehandel wurden neue Wege eröffnet; es bildeten sich Handelsgesellschaften, die mit Rußland, mit der Levante in Verkehr traten. Im J. 1600 wurde die erste Handelsgesellschaft nach Ostindien gestiftet. In Nordamerika gründete Walter Raleigh die erste Colonie; er nannte das in Besitz genommene Land nach seiner jungfräulichen Königin Virginia, Jungfrauenland.

Die Engländer bildeten sich zugleich mit den Holländern zu tüchtigen Seehelden heran in den Kämpfen mit den Spaniern. Philipp II. von Spanien haßte die Königin von England. Er war der Gemahl ihrer Schwester und Vorgängerin Marie gewesen und hatte nach deren Tode um ihre Hand geworben, um sich zum Herrn von England zu machen; aber er war zurückgewiesen worden. Als eifriger Katholik sah er es mit Schmerz, wie Elisabeth in England den Katholicismus immer mehr unterdrückte und wie unter ihrer Regierung dies protestantische Land einen schönen Aufschwung nahm. Dazu kam, daß Elisabeth die Niederländer gegen ihn unterstützte, daß die englischen Seefahrer die spanischen Besitzungen in den fremden Welttheilen überfielen und ausplünderten, die spanischen Schiffe auf dem Meere wegnahmen, beraubten und zerstörten. Da entschloß sich endlich Philipp,

zu der Zeit, wo Maria Stuart hingerichtet ward, mit einem gewaltigen Schlage England zu vernichten. In aller Stille rüstete er in den spanischen Häfen eine ungeheuere Flotte. Sie bestand aus 138 riesigen Linienschiffen, die zum Theil schwimmenden Burgen und Festungen ähnlich waren und 2600 Geschütze und 20,000 Mann Soldaten an Bord hatten. Die ganze Bemannung betrug mehr als 30,000 Menschen; unter ihnen waren gegen 700 Mönche und Geistliche und an ihrer Spitze der Großinquisitor, der das Ketzergericht in dem protestantischen Lande einrichten sollte. Man nannte die Flotte die „unüberwindliche", die „katholische", die „glückliche".

Am 29. Mai 1588 lief die unüberwindliche Flotte unter Anführung des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Lissabon (denn Philipp hatte sich auch der Herrschaft in Portugal bemächtigt) gegen die von dem Papste mit dem Bannfluch belegte Königin von England aus. Langsam und drohend segelte sie in einem großen Halbkreis in den Kanal zwischen Frankreich und England ein. Die Engländer waren nicht unvorbereitet. Sie wußten, daß es sich um ihre Freiheit und ihre Religion handelte, und die heldenmüthige Königin unterließ nichts, was ihren Muth und ihre Opferfreudigkeit anfeuern konnte. Nachdem die spanische Armada in den Kanal eingefahren war, griffen die Engländer, unterstützt von den Holländern, welche vor Kurzem sich von Spanien losgesagt hatten, in ihren kleinen, leicht beweglichen Schiffen die schwerfälligen Schiffe der Spanier muthig an und setzten ihnen täglich zu, daß sie einen Verlust nach dem andern erlitten. Stürme und widrige Winde thaten das Ihrige; die unbehüflichen spanischen Kolosse stießen in dem unbekannten Meere auf Klippen und Untiefen. Zuletzt vollendete eine Schlacht, die von Morgen bis Abend dauerte, die Niederlage der Spanier. Der Rest der Armada flüchtete, da ein heftiger Südwind den Rückzug durch den Kanal nicht gestattete, durch die Nordsee hinauf und um Schottland herum der Heimat zu. In Spanien war große Trauer; denn die meisten Familien hatten Verluste aus ihrer Mitte zu be-

klagen. Philipp aber unterdrückte seinen Schmerz, und als Medina Sidonia, für sein Leben fürchtend, sich bei seiner Rückkehr ihm zu Füßen stürzte, sprach er ruhig: „Steht auf; ich habe euch zum Kampfe gegen Menschen, nicht aber gegen Sturm und Klippen gesandt.“

Nach dieser Niederlage der unüberwindlichen Flotte stieg der Ruhm der englischen Seeleute immer mehr. Spanien aber, das bisher die erste Macht Europas gewesen, sank in demselben Maße, wie die protestantischen Seemächte sich hoben.

---

2. Die Stuarts auf dem englischen Thron. Cromwell. 1603—1689.

Mit dem Tode der Elisabeth (1603) erlosch das Haus Tudor auf dem englischen Thron, und es folgte der nächste Verwandte, der König Jacob VI. von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart Er nannte sich als König von England Jacob I. (1603—1625). Da er eine überschwängliche Ansicht von den Rechten der königlichen Macht hatte und eine Vorliebe für den Katholismus zeigte, aber doch durch das Parlament*) gehindert war, die weitgehenden Erwartungen der Katholiken zu erfüllen, so verdarb er es mit allen Parteien. Unter den Katholiken entstand sogar die s. g. Pulververschwörung, die zum Zweck hatte, den König mit dem Parlamente in die Luft zu sprengen, aber noch rechtzeitig entdeckt ward. Jacob hinterließ seinem Sohne Karl I. (1625—1649) das Reich in der größten Aufregung, und dieser besaß die Kraft nicht, dieselbe zu beschwichtigen; im Gegentheil, der Riß zwischen dem König und seinem Volke wurde immer größer und erweiterte sich zu einem Abgrund, der ihn verschlang.

---

*) Das Parlament bestand aus dem Oberhaus, der Vertretung des hohen Adels und der Geistlichkeit, und dem Unterhaus, der Vertretung des niederen Adels, der Bürger und Bauern.

Karl begünstigte die Katholiken in seinem Lande offener als sein Vater und hatte mit diesem die gleiche Ansicht von der unumschränkten Macht der Könige, die er mit unkluger Rücksichtslosigkeit und Gewalt durchzusetzen suchte. Dadurch kam er in einen verderblichen Zwiespalt mit dem Unterhause, das sich mit großer Zähigkeit seinen Angriffen auf die Verfassung widersetzte. Dreimal schon hatte er das Parlament aufgelöst und dabei die heftigsten Gegner wegen ihres Ungehorsams mit Geld und Gefängniß bestraft, und versuchte nun 11 Jahre ohne Parlament zu regieren. Während dieser Zeit erlaubte er sich, unbefugt hohe Steuern aufzulegen; er verfolgte die Puritaner und führte eine neue, durch den Bischof Laud entworfene, der katholischen Kirche sich nähernde Liturgie mit strengen Maßregeln ein. Das rief aber in Schottland einen Aufruhr hervor, der zum förmlichen Krieg zwischen dem König und den Schotten ausartete. Dadurch sah sich der König genöthigt, in England das Parlament zu berufen (1640). Man nennt dieses, da es bis zum J. 1648 zusammenblieb, das lange Parlament.

Da Karl I. auch gegen dieses Parlament bald wieder verfassungswidrige Maßregeln ergriff, so riß dieses alle Gewalt an sich und stellte sogar zu seinem Schutze ein Heer auf. Es kam zu einem Kriege zwischen dem Parlament und dem König, zu einem Bürgerkrieg, der sich verderblich über das ganze Land ausbreitete. Anfangs war das Glück auf des Königs Seite; als aber die Schotten sich mit den Engländern verbanden und im J. 1644 ein Heer von 20,000 Mann zu Hülfe schickten, wurde er in zwei Schlachten entscheidend geschlagen, so daß er in das Lager der Schotten floh und sich in deren Hand gab (1646). Im folgenden Jahre lieferten die Schotten gegen Zahlung von 400,000 Pfund Kriegskosten den König an das englische Parlament aus, welches ihn in enge Haft nahm.

In diesem Kriege hatte sich besonders Oliver Cromwell als Unterfeldherr des gegen den König kämpfenden Generals Fairfax ausgezeichnet, ein exaltirter Puritaner, der hinter seinem religiösen Eifer eine maßlose Herrschsucht barg.

In einem Alter von 29 Jahren war er in das Unterhaus gewählt worden, wo er seine streng puritanische Richtung geltend machte, ohne jedoch einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen. Sein Aeußeres war häßlich und abstoßend, er war unsauber in seiner Kleidung, grob in seinen Sitten. Mit größerem Erfolg trat er im Felde auf, als ihm das Parlament den Auftrag gab, eine Reiterschwadron zu werben. Hier erwies er sich als einen äußerst tüchtigen Feldherrn, der in seiner Truppe die strengste Mannszucht handhabte und sie mit religiöser Begeisterung und großer Tapferkeit zu erfüllen wußte. Aus den Puritanern hatte sich eine religiöse Partei herausgebildet, die Independenten (die Unabhängigen), welche keine Kirchenältesten mehr anerkannten und verlangten, daß Christus allein das Haupt der Gemeinde sein sollte. Auch im Staate wollten sie kein Oberhaupt; sie waren Republikaner. An diese Secte schloß sich Cromwell an, um sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Die Independenten herrschten im Heere und Cromwell war ihr Haupt. Im Parlament hatten die Presbyterianer noch die Ueberhand; aber die Independenten entrissen ihnen die Gewalt. Das Heer bemächtigte sich der Hauptstadt, und die Offiziere sprengten das Parlament auseinander (December 1648); es blieben nur noch 60 Mitglieder in demselben zurück, und diese waren alle eifrige Independenten. Man nannte sie das Rumpfparlament.

Die Independenten und Cromwell hatten sich auch des unglücklichen Königs bemächtigt und klagten ihn nun als einen Verräther und Feind des englischen Volkes auf den Tod an. Es ward ein Gerichtshof eingesetzt, zu dem auch Cromwell gehörte, und der König wurde verurtheilt. Am 30. Januar 1649 fiel sein Haupt unter dem Beile des Henkers. Cromwell hatte von einem Fenster aus der Hinrichtung zugesehen und sagte, als man das blutige Haupt „des Verräthers“ dem Volke gezeigt, ruhig zu den Umstehenden: „Jetzt ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten.“

Gleich nach der Hinrichtung des Königs erklärte das Rumpfparlament England zur Republik, welche von 1649—1660 dauerte. Anfangs führte in derselben ein Staatsrath aus 41 Mitgliedern die Regierung; aber die Seele der jungen Republik war Cromwell, der seine Herrschaft auf die Armee stützte. Als die Irländer und die Schotten den flüchtigen Sohn des hingerichteten Karl I., Karl II., als König anerkannten und seine Wiederherstellung mit den Waffen erzwingen wollten, warf Cromwell beide nieder und erstickte den Aufstand in Strömen Blutes. Auch in England wurden die königlich Gesinnten mit blutiger Härte verfolgt. Das Volk litt unter dem militärischen Drucke Cromwells weit mehr, als unter den Königen; aber sein Herrschergeist erhob doch England zu großer Macht und Blüthe. Kaum waren Karl und die Schotten besiegt und der Prätendent zur Flucht gezwungen, so erließ das Parlament auf Cromwells Antrieb die Schifffahrtsacte (1651), wonach bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung andre seefahrende Nationen fortan keine Waaren, außer solchen, welche in ihrem Lande erzeugt waren, auf eigenen Schiffen nach England bringen durften. Dieses Gesetz war besonders gegen die Holländer gerichtet, die damals die ersten Frachtfahrer der Welt waren und durch den Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Nationen großen Reichthum gewannen. Die Holländer erklärten England den Krieg (1652); aber das gerade wollte Cromwell. England führte den Krieg außerordentlich glücklich; sein Admiral Blake schlug die berühmten Seehelden Ruyter und Tromp im J. 1653 in einer dreitägigen Seeschlacht so schwer aufs Haupt, daß die Holländer die Ueberlegenheit Englands zur See anerkennen mußten und den Frieden suchten (1654). Sie hatten während dieses Krieges 1700 Kauffahrteischiffe eingebüßt, mußten im Friedensschluß die Schifffahrtsacte (Navigationsacte) anerkennen und die Stuarts, welche bisher dort Schutz gefunden, aus ihrem Lande entfernen. Auch die Spanier, von welchen die Republik freien Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition forderte, wurden in einem Kriege hart mitgenommen.

So gelangte England durch Cromwell nach außen zu hohem Ansehen; aber im Innern herrschte der Despotismus. Noch vor dem Friedensschluß mit Holland hatte er das Rumpfparlament mit Gewalt geschlossen und ein anderes Parlament nach seinem Sinne aus lauter gottesfürchtigen, höchst gläubigen Leuten von der größten Sittenstrenge wählen lassen; er hatte sich die höchste Gewalt auf Lebenszeit zuerkennen lassen unter dem Titel eines Lord-Protektors der Republik. Als auch das neue Parlament sich nicht gefügig genug erwies, wurde es gleichfalls auseinandergejagt; und nun herrschte Cromwell unumschränkt und mit solchem Drucke, daß die größte Unzufriedenheit, Aufstände und Verschwörungen entstanden, die jedoch alle unschädlich gemacht wurden. In den letzten Jahren fühlte der mächtige Alleinherrscher sich unsicher und unglücklich. Er lebte in trauriger Einsamkeit in steter Furcht vor Angriffen auf sein Leben, mit tief verdüstertem Gemüthe. So starb er im J. 1658, in einem Alter von 59 Jahren.

Nach Cromwells Tode erhielt sein Sohn Richard die Würde eines Protektors; aber er legte sie, im Gefühl seiner Schwäche, schon im nächsten Jahre nieder, und im J. 1660 wurde durch den General Monk zur Zufriedenheit des größten Theils des Volkes die Monarchie wieder hergestellt. Der Sohn des hingerichteten Karl, Karl II., wurde König (1660 bis 1685), und nach diesem sein Bruder Jacob II. (1685 bis 1688). Da dieser die Verfassung mißachtete und den Katholicismus wieder zur Herrschaft bringen wollte, so riefen die Engländer den Gemahl seiner ältesten Tochter Maria, Wilhelm von Oranien, den Statthalter der Niederlande, herbei und übergaben ihm, nachdem er die Freiheiten der Nation beschworen hatte, die Regierung. Er regierte als König Wilhelm III. von 1689—1702.

XI. Aus der französischen Geschichte.

1. Die Pariser Bluthochzeit. 1572.

Der König Heinrich II. von Frankreich (1547—1559), von welchem zur Zeit Karls V. dem deutschen Reiche Metz, Toul und Verdun entrissen worden waren (S. 56), hatte 4 Söhne, von denen die 3 ältesten schnell hinter einander Könige wurden, weil keiner lange lebte. Der älteste, Franz II., der Gemahl der Maria Stuart, regierte nur von 1559—1560, der nächste, Karl IX., der als Knabe von 10 Jahren den Thron erhielt, von 1560—1574, und der dritte, Heinrich III., von 1574—1589. Schon unter ihrem Vater und Großvater hatte sich trotz aller Verfolgung die reformirte Lehre des Calvin in Frankreich verbreitet; man nannte ihre Anhänger Hugenotten, ein Name, der von Tours ausgegangen sein soll. Dort herrschte nämlich der Aberglaube, daß ein Gespenst, das man den König Hugo nannte, Nachts durch die Straßen wandle, und da die Reformirten nur zur Nachtzeit ihre Versammlungen zu halten wagten, so gaben ihnen die Katholiken den Spottnamen Huguenots.

Die blutigen Verfolgungen, welche die Hugenotten zu erleiden hatten, mehrten nur ihre Zahl. Zur Zeit, wo der 15½jährige Franz II. zur Regierung kam, bildeten sie schon eine mächtige Partei, an deren Spitze zwei königliche Prinzen standen: Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, welcher durch Heirath zu dem Titel eines Königs von Navarra und zum Besitze von Bearn gelangt war, und sein Bruder Ludwig von Condé. An der Spitze der katholischen Partei stand der Herzog Franz von Guise, aus dem Hause Lothringen, und die Königin Mutter, Katharina von Medicis, eine Italienerin, ausschweifend und herrschsüchtig, voll Arglist und Tücke, erfüllt von fanatischem Hasse gegen die Protestanten. Sie und die Familie der Guisen beherrschten vollständig den jungen, schwachen König und benutzten ihre

Macht zur Unterdrückung der Hugenotten; der protestantische Gottesdienst wurde bei Lebensstrafe verboten, Hohe und Niedere starben auf dem Blutgerüste und dem Scheiterhaufen. Als nach Franzens Tod die Königin Mutter sich die Vormundschaft über Karl IX. angeeignet hatte, wurden die religiösen Verfolgungen in gesteigertem Maße fortgesetzt, so daß die Hugenotten endlich unter Anführung des Prinzen Condé und des Admirals Coligny die Waffen ergriffen. Ein gräuelvoller Religions- und Bürgerkrieg verbreitete sich über alle Provinzen und entbrannte, kaum beschwichtigt, immer aufs neue. Die Katholiken vermochten nichts gegen die Hugenotten auszurichten; als man im J. 1570 zum drittenmal Frieden schloß, mußte diesen freie Religionsübung in allen Städten außer Paris und außer der Stadt, wo sich der Hof aufhielt, zugestanden werden; auch räumte man ihnen zu ihrer Sicherheit 4 feste Plätze ein, darunter das starke La Rochelle.

Da durch Gewalt nichts zu erreichen gewesen war, so suchte Katharina von Medicis durch List ihre Feinde zu verderben. Sie verlobte ihre Tochter Margaretha, des Königs Schwester, mit dem jungen Heinrich von Navarra, dem Sohne des 1562 verstorbenen Anton von Navarra, der als eins der Häupter der reformirten Partei an seines Vaters Stelle getreten war. Die Vermählung geschah am 18. Aug. 1572. Kurz vorher starb plötzlich Heinrichs Mutter, die sich durch die verstellte Freundlichkeit Katharinens nach Paris hatte locken lassen. Man sagte, sie sei an vergifteten Handschuhen gestorben, und hielt Katharina für die Urheberin; denn diese verstand sich gut auf Giftmischerei. Auch der junge Prinz Heinrich von Condé, der Vetter Heinrichs von Navarra, und der Admiral Coligny waren nach Paris zu der Hochzeitsfeier eingeladen und mit vielen Freundlichkeiten überhäuft worden, so daß sie vermeinten, alle Feindseligkeit sei geschwunden. Der junge König selbst scheint auch nichts Arges gedacht zu haben; ja Coligny stieg sichtlich von Tag zu Tag in seiner Gunst, so daß Katharina befürchtete, allen Antheil an der Regierung zu verlieren. Daher beschloß sie, Coligny rasch aus dem Wege zu schaffen. Als dieser am 22.

August arglos durch die Straßen von Paris ging, trafen ihn aus einem mit einem Vorhange versehenen Fenster zwei Kugeln eines von Katharina und ihrem Anhange gedungenen Meuchelmörders. Dem Admiral wurde ein Theil des Zeigefingers der rechten Hand weggerissen und der linke Arm schwer verwundet. Bei der Nachricht über diese That zeigte der König den größten Unwillen, und er versicherte dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé, welche Paris sogleich verlassen wollten, daß er die Anstifter, Ausführer und Mitwisser der That aufs strengste bestrafen werde. Auch Katharina stellte sich höchst entrüstet. Sie machte noch an demselben Tage mit dem König und den nächsten Verwandten dem Admiral einen Besuch; aber schon in der Nacht vom 23. auf den 24. August brachte sie ihren schwarzen Plan in der furchtbarsten Weise zur Ausführung. Nicht blos Coligny, sondern auch die andern Häupter der Reformirten sollten durch einen Schlag vernichtet werden.

Nach dem Besuche bei Coligny begaben sich Katharina und ihre Vertrauten zu dem König und brachten ihm die Meinung bei, die reformirte Partei rüste sich wegen der Verwundung Colignys zum Kampfe gegen ihn; man müsse der Gefahr durch rasches Handeln zuvorkommen und in einer Nacht die Führer der Hugenotten nebst allen andern, deren man habhaft werden könne, ermorden. Der schwache König gerieth in Schrecken und Zorn und schwur zuletzt nach seiner Gewohnheit mit starken Flüchen, er wolle, daß alle Hugenotten in Frankreich getödtet würden und daß man sogleich für die Ausführung sorge. Der junge Herzog von Guise erhielt den Auftrag, den Admiral Coligny ermorden zu lassen, der Marschall von Tavannes übernahm es, die Anführer der Bürgermiliz, welche um Mitternacht auf dem Stadthause versammelt wurden, für die Theilnahme an dem Mordplane zu gewinnen. Am nächsten Abend um 9 Uhr sollte mit der Glocke des Louvre das Zeichen zum Morde gegeben werden; zur Unterscheidung von den Hugenotten sollten die Katholiken während des Gemetzels ein weißes Tuch am Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen. Nur der König von

Navara und Condé sollten als Prinzen königlichen Geblütes verschont werden.

Die Vorkehrungen zu dem furchtbaren Ueberfall wurden mit solcher Verschwiegenheit getroffen, daß kein Hugenott etwas davon erfuhr. Als der verhängnißvolle Abend erschien und es zu dunkeln begann, erwartete der König mit bangem Herzklopfen die bestimmte Stunde. Die Mutter blieb stets an seiner Seite und sprach ihm Muth zu; sie mußte ihm zuletzt den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. Darauf ging er in höchster Unruhe aus seinem Cabinet in ein Vorzimmer und sah zitternd zum Fenster hinaus. Auch hier wichen seine Mutter und sein Bruder, der Herzog von Anjou, nicht von ihm. Sie wünschten den Befehl wieder zurücknehmen zu können; aber schon hatte das Blutbad begonnen. Guise hatte sich mit Bewaffneten zu der Wohnung Colignys begeben; das Haus ward besetzt, und einige der Bewaffneten stürmten die Treppe hinauf und drangen unter dem Rufe: „Mord und Tod!“ mit gezücktem Schwert in das Schlafzimmer des verwundeten Admirals. Coligny hatte sich sogleich bei dem Lärmen vom Lager erhoben und stand da, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Einer der Mörder rief ihn an: „Bist du Coligny?“ Er antwortete: „Junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinem grauen Haar.“ In demselben Augenblick stieß ihm jener den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus und hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, bis der Unglückliche kein Lebenszeichen mehr gab. Dann trat er ans Fenster und rief hinaus: „Es ist geschehen!“ Aber Guise schrie herauf: „Der Graf von Angoulème will es nicht eher glauben, als bis er den Leichnam vor seinen Füßen sieht!“ Der Gemordete ward zum Fenster hinausgeworfen. Angoulème wischte ihm das Blut aus dem Gesicht und überzeugte sich, daß es der rechte Mann war, und gab ihm dann einen Tritt mit dem Fuße. Die verstümmelte Leiche wurde durch die Straßen geschleift und zuletzt an den Galgen gehängt.

Unterdeß hatten sich auch die katholischen Bürger mit dem weißen Band am Arm durch die Straßen verbreitet, während die Protestanten, durch den Tumult und den Lärm

aufgeschreckt, zum Theil noch schlaftrunken und unbekleidet, an die Fenster, vor die Thüren stürzten und, die ungeahnte Gefahr erkennend, sich zu retten suchten, wie und wo sie konnten. Die Mörder, durch die Leute des Hofes zur Wuth entflammt, stießen nieder, wer ihnen auf der Straße begegnete, sie drangen in die Häuser ein und würgten und plünderten. Hauswirthe stachen ihre Miethsleute nieder, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften. Kein Alter, kein Geschlecht ward geschont. Eine furchtbare Nacht! Durch ganz Paris tobte der Mord; überall Knallen der Flinten, Gebrüll der Mörder, Geschrei und Klagen der Gemordeten. Schrecklicher konnte ein fremder Eroberer nicht wüthen in einer erstürmten feindlichen Stadt, wie hier Bürger gegen Bürger derselben Gemeinde, desselben Vaterlandes. Der König, Anfangs so muthlos und ängstlich, gerieth unter dem allgemeinen Toben selbst in eine Art von Wuth; er rief wiederholt zum Fenster hinaus: „Tödte, tödte!" und schoß mit einer Flinte unter einen Haufen von Hugenotten, die sich über den Fluß retten wollten. Als der Morgen anbrach, waren die Straßen und die Häuser angefüllt mit Blut und Leichen und röchelnden Sterbenden. Ueber 3000 hatten den Tod gefunden; ein großer Theil derselben wurde mit eisernen Haken in die Seine geschleppt. Noch drei Tage dauerte das Morden fort und verbreitete sich über die meisten Provinzen. Im Ganzen sollen 30,000 Hugenotten getödtet worden sein, nach andern Angaben sogar 100,000.

Heinrich von Navarra und Condé waren während der Schlächterei zu dem König gerufen worden, und dieser hatte sie mit wilder Miene angeschrien: „Messe, Tod oder Bastille!" Heinrich trat, um sich zu retten, sogleich zur katholischen Religion über, später auch auf längeres Zureden Condé; beide kehrten jedoch bald wieder zu ihrer früheren Religion zurück. Auch viele von den übrigen Protestanten nahmen damals die katholische Religion an; nur wenige wagten noch offen ihren Glauben zu bekennen.

Das war die schreckliche Pariser Bluthochzeit, wie man sie nannte, weil sie bald auf die Hochzeit Heinrichs von

Navarra folgte. Sie heißt auch die Bartholomäusnacht wegen des darauffolgenden Bartholomäustages. Mit Abscheu hörten die Protestanten und die redlich Denkenden unter den Katholiken Europas die Kunde von dieser verruchten, unmenschlichen That. Aber Philipp II. von Spanien stellte Freudenfeste an; der Papst Gregor XIII. hielt eine feierliche Danksagungsmesse, ließ Kanonen lösen und Freudenfeuer abbrennen.

Karl IX. wurde seit der Bartholomäusnacht unaufhörlich von den Qualen des Gewissens verfolgt; schlafend und wachend glaubte er, die blutigen Leichen der Gemordeten zu sehen, und beklagte weinend, leichtsinnig dem bösen Rathe gefolgt zu sein. Er starb an einer versiegenden Krankheit schon nach 2 Jahren (1574), in einem Alter von nicht ganz 24 Jahren. Unter seinem Bruder und Nachfolger, Heinrich III. (1574—1589), erneuerten sich die Religionskriege wieder. Er ward, während er das aufständische Paris belagerte, von einem Dominikanermönch ermordet. Mit ihm starb das Haus Valois aus, und es folgte ihm sein nächster Verwandter, Heinrich von Navarra, als Heinrich IV., der erste französische König aus dem Hause Bourbon.

---

2. Heinrich IV., König von Frankreich. 1589—1610.

Heinrich IV., von den Franzosen auch „der Große" genannt, war ein ritterlicher, tapferer Mann, an welchem seine Krieger mit Begeisterung hingen, aber von mildem, heiterem Wesen und von den reinsten Absichten für das Wohl seiner Unterthanen beseelt, großmüthig gegen den besiegten Feind, wacker und stets thätig. Er mußte sich erst den ererbten Thron erkämpfen; denn die katholische Partei, an deren Spitze der Herzog von Mayenne, aus dem Hause der Guisen, stand, wollte den protestantischen König nicht anerkennen und einen Andern auf den Thron setzen. Heinrich erfocht im J. 1590

einen herrlichen Sieg bei Ivry, bei welchem aber auf der gegnerischen Seite wenig französisches Blut floß; denn Heinrich rief seinen Truppen zu: „Schont die Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ So blieben fast alle Spanier auf dem Schlachtfeld. Philipp II. von Spanien nämlich hatte den Katholiken gegen Heinrich ein Hülfsheer zugeschickt. Nach dem Siege bei Ivry zog Heinrich gegen Paris, das ihm die Thore verschlossen hatte. Er belagerte es und brachte die Stadt in die größte Noth — fast 13,000 Menschen sollen vor Hunger gestorben sein — aber er vermochte sie nicht zu nehmen. Da er befürchten mußte, daß der Bürgerkrieg sich noch lange hinausziehen würde, so entschloß er sich im J. 1593, zur katholischen Kirche überzutreten. Paris öffnete ihm jetzt die Thore, und die Katholiken im ganzen Reiche ließen allmählich von ihrem Widerstande ab. Sie vertrauten auf seine Großmuth. Bei seinem Einzuge in Paris hatte er gesprochen: „Ich will alles vergessen. Meine Siege kommen von Gott; er vergibt uns, wenn wir es auch nicht verdienen, wie sollte ich meinen Unterthanen nicht verzeihen?“

Nachdem Heinrich seine katholischen Unterthanen gewonnen hatte, sorgte er auch für seine alten Glaubensgenossen, die Protestanten, welche durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht wenig beunruhigt worden waren. Im J. 1598 unterzeichnete er das Edict von Nantes, welches dem 36jährigen Religionskriege ein Ende machte. Das Edict gewährte den Reformirten mit geringer Einschränkung freie Religionsübung und bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken, so daß sie zu allen öffentlichen Aemtern Zugang hatten. Auch bekamen sie einige feste Sicherheitsplätze.

Während seiner ganzen Regierung war Heinrich unermüdlich thätig für die Wohlfahrt seines Landes. Die überflüssigen Soldaten wurden abgeschafft und gezwungen, unangebaute Felder urbar zu machen. Er sorgte für die öffentliche Sicherheit, indem er dem Räuberwesen steuerte, das durch die langen innern Unruhen sehr zugenommen hatte. Vornehmlich wandte er dem Ackerbau, als der Grundlage alles Wohlstandes, seine Aufmerksamkeit zu. Noch heute erinnert

sich der französische Bauer gern seines Wortes: „Ich wollte, daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe hätte.“ Auch für Hebung des Handels und des Gewerbfleißes wurde mit Eifer gesorgt; Kanäle wurden gebaut, Flüsse schiffbar gemacht, Landstraßen wurden angelegt und verbessert, die Zölle verringert. Um das Geld, welches für Luxuswaaren über die Grenze ging, im Lande zu behalten, munterte der König zum Anbau des Maulbeerbaums auf, den er selbst in seinen Gärten pflanzte, und zur Errichtung von Seidenmanufakturen, sowie zur Gründung von Gold- und Silberstofffabriken. Diese Gewerbthätigkeit fand besonders Boden zu Lyon und wurde später eine Hauptquelle des Reichthums von Frankreich.

Bei allen diesen Bestrebungen bediente sich der König vornehmlich der Hülfe seines Ministers und treuen, edlen Freundes, des Herzogs von Sully, eines klugen, einsichtsvollen Staatsmannes, von festem und ausdauerndem Willen und unermüdlicher Thätigkeit. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte der König mit Unterstützung Sullys das durch die Bürgerkriege zerrüttete und tief verschuldete Frankreich, in welchem Ackerbau, Industrie und Handel völlig darniederlagen, wieder zu glänzender Blüthe erhoben.

Die großen Verdienste Heinrichs um sein Reich wurden von vielen seiner Unterthanen nicht anerkannt; namentlich hielt ihn ein großer Theil der Katholiken für einen verkappten Protestanten, der die Ketzer allzusehr begünstige. Schon 1594 hatte ihn ein verführter Katholik in seinem Zimmer ermorden wollen, aber fehlgeschossen. Später wiederholten sich Verschwörungen gegen sein Leben. Ja auch seine Gemahlin, Maria von Medicis, soll es mehr mit seinen Feinden gehalten und ihn gehaßt haben. Als der König im Frühjahr 1610 gegen die Niederlande ausziehen wollte, zu einem Angriffskriege gegen das östreich-spanische Haus, wurde die Königin auf ihr eigenes Drängen vorher noch, am 13. Mai, feierlich zu St. Denys gekrönt, damit sie im Nothfalle die Regierung des Reiches übernehmen könnte. Heinrich selbst war wenig damit einverstanden ge-

wesen. „Wie sehr mißfällt mir diese Krönung“, hatte er zu Sully geäußert, „mein Herz sagt mir, daß ein Unglück bevorsteht; ich werde in Paris sterben.“ Am Tage nach der Krönung fuhr der König mit mehreren Begleitern in einem offenen Wagen durch die Straßen von Paris. Als man in einer engen Straße wegen mehrerer entgegenkommender Wagen still halten mußte, sprang Franz Ravaillac, ein unbekannter Mensch, plötzlich auf das Hinterrad des königlichen Wagens und versetzte dem König, ohne daß es seine Begleiter merkten, zwei Dolchstiche in die Brust. Mit dem Ausrufe: „Mein Gott, ich bin verwundet!“ sank der König todt zusammen. Er war ins Herz getroffen. Heinrich IV. starb in einem Alter von 57 Jahren (14. Mai 1610).

Ravaillac war nach seiner That am Wagen stehen geblieben und hatte sich ruhig ergreifen lassen. Er erklärte im Verhör, er habe einen Tyrannen, Heuchler und Feind des Papstes ermorden wollen; Mitverschworene habe er nicht. Doch soll er geäußert haben, man würde wie angedonnert sein, wenn er solche nenne; des Königs Beichtvater, der Jesuit Cotten, besuchte ihn im Gefängniß und ermahnte ihn, keine ehrlichen Leute anzugeben und mit sich ins Unglück zu ziehn. Der Mörder wurde auf entsetzliche Weise hingerichtet. Er ward mit glühenden Zangen am ganzen Leibe zerrissen, dann goß man geschmolzenes Blei und Schwefel in die Wunden und ließ ihn von vier schwachen Pferden, an welche seine Arme und Beine gebunden waren, in vier Stücke zerreißen. Die Pferde hatten eine volle Stunde zu arbeiten, bis das blutige Werk geschehen war. Aber das Volk ergötzte sich an den Martern des Bösewichts, der ihm den geliebten König gemordet hatte. Noch heute gedenkt das französische Volk mit Liebe seines großen, edlen Königs.

Heinrichs ältester Sohn, Ludwig XIII., war beim Tode seines Vaters noch nicht 9 Jahre alt. Die Mutter, Maria von Medicis, bemächtigte sich sogleich der Vormundschaft. Nachdem der König, sein Leben lang ein kraftloser, unthätiger Mann, volljährig geworden, regierte das Reich an seiner Statt Armand Johann du Plessis, Cardinal und

Herzog von Richelieu, von den Franzosen der „blutige Cardinal“ genannt, aber ein Staatsmann von großem Geiste und starkem Willen. Dieser hob im Innern die königliche Gewalt, indem er rücksichtslos die Macht des Adels sowie die politische Macht der protestantischen Partei vernichtete; nach außen befolgte er die Politik Heinrichs IV., die habsburgische Macht zu brechen. Darum betheiligte sich, wie wir gesehen, Frankreich an dem 30jährigen Kriege in Deutschland. Richelieu starb im J. 1642, und bald nach ihm, im J. 1643, auch sein König Ludwig XIII.

Zweiter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

1648—1789.

XII. Ludwig XIV., König von Frankreich.

1643—1715.

Der Sohn und Nachfolger Ludwigs XIII. war Ludwig XIV. Er zählte bei dem Tode seines Vaters erst fünf Jahre und hat 72 Jahre, länger als irgend ein anderer Monarch, den königlichen Namen getragen. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter, Anna von Spanien, die Vormundschaft; aber sie überließ die Regierung ganz dem von Richelieu empfohlenen Cardinal Mazarin, der in Allem den Grundsätzen Richelieus folgte. Erst nach Mazarins Tod (1661) übernahm Ludwig XIV. die Leitung des Staates selbst.

Die Zeit, in welcher Ludwig XIV. regierte, heißt in der Geschichte gewöhnlich das Zeitalter Ludwigs XIV.; denn er war damals die hervorragendste Persönlichkeit, nach der

in Europa sich alles richtete, um die wie um ihren Mittelpunkt alle Verhältnisse sich drehten. Ludwig war ein selbstsüchtiger, herzloser Despot, der allein in seinem Lande herrschen wollte; keine Größe sollte neben ihm bis zu der Nähe seiner stolzen Höhe emporragen. Deswegen schaffte er die mächtigsten Aemter im Reiche ab und vertheilte ihre Gewalt unter mehrere Personen, die als gefügige Diener des allmächtigen Herrschers die Geschäfte nach dessen Willen führten. Der hohe und niedere Adel des Landes hatten schon durch Richelieu und Mazarin alle Macht verloren und standen ganz im Dienste des königlichen Hofes, dessen Glanz sie erhöhen mußten. Der Grundsatz des Königs war: l' état c'est moi, „der Staat bin ich." Ganz Frankreich und das französische Volk mit seinem Vermögen und seiner Kraft gehörte nach seiner Meinung ihm allein; kein Recht galt ihm gegenüber, er konnte nach Willkür über alles verfügen. Das Volk, eine rechtlose Heerde, sollte nur für seine Zwecke, für sein Vergnügen arbeiten und wurde schonungslos bis zur äußersten Erschöpfung mit Steuern belegt. Denn er brauchte ungeheures Geld. Zur Verherrlichung seiner Person umgab er sich mit einer glänzenden Pracht. An seinem Hofe herrschte eine maßlose Verschwendung, Feste und Lustbarkeiten wechselten bei seinem Hange nach Vergnügen in der ausgesuchtesten Mannigfaltigkeit. Aber hinter der feinsten, abgemessensten Etiquette und dem blendenden Scheine barg sich eine tiefe Unsittlichkeit; jede Tugend war nur Maske, Selbstsucht und niederer Genuß beherrschte alle Kreise.

Die Neigung für Pracht und Glanz veranlaßte den König auch zu kostspieligen Bauten. Er verschönerte Paris, und außerhalb desselben wurde eine Menge von Lustschlössern vergrößert und verschönert oder neu erbaut, und alle mit großem Luxus ausgeschmückt. Seine gewöhnliche Residenz war das Schloß zu Versailles, das er aus einem kleinen Jagdschloß in ein großartiges Bauwerk umwandelte, im Innern mit verschwenderischer Pracht ausstattete und mit einem Parke umgab, der 10 Dörfer in sich schloß. Durch die Nähe des Hofes war Versailles, bisher ein kleines Dorf,

bald zu einer Stadt von 30,000 Einwohnern erwachsen. Durch solche Anlagen wurden die verschiedenen Künste, namentlich Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, mächtig gefördert. Auch die Dichtkunst und die Wissenschaften hatten an Ludwig XIV. einen freigebigen Beschützer, so daß unter ihm die französische Literatur ihr goldenes Zeitalter hatte. Aber diese Unterstützung der Kunst und Wissenschaft entsprang bei dem König nicht aus einer besonderen Vorliebe für diese höhere Thätigkeit des menschlichen Geistes — bei der feinen und würdevollen Außenseite war er innerlich roh — sondern er begünstigte sie aus Selbstsucht und Prachtliebe. Die Dichter, wie Corneille und Racine, wurden an den Hof gezogen und unterstützt, damit sie ihm schmeichelten und seine Größe, seine Weisheit und Tugend priesen.

Die Franzosen nannten Ludwig XIV. „Ludwig den Großen", und wenn er auch kein wahrhaft großer Mann gewesen ist, so muß er doch, da er so Außerordentliches erreicht, nicht gewöhnliche Herrschereigenschaften besessen haben. Namentlich besaß er eine Eigenschaft, die bei einem Herrscher von großer Wichtigkeit ist; er verstand es, für seine Dienste die richtigen Männer herauszufinden. So hatte er unter seinen Feldherrn eine Menge tüchtiger Kriegsleute, wie Turenne, Condé, Luxembourg, Vauban, den Kriegsminister Louvois u. A. Der inneren Verwaltung und besonders dem Finanzwesen stand 22 Jahre Colbert vor, der, allerdings oft durch ungerechte und gewaltsame Maßregeln, stets Geld zu schaffen wußte, aber dadurch auch viel zum Ruin der Unterthanen beitrug. In den ersten 11 Jahren seiner Verwaltung (1661—1672) hatte er eine fast unumschränkte Macht, da er es verstand, seinen Einfluß dem König zu verbergen und ihm scheinbar die volle Selbstregierung zu belassen. Nach ihm hatte der Kriegsminister Louvois einen nicht geringeren Einfluß.

Es schmeichelte dem Ehrgeiz des französischen Königs nicht wenig, daß die französische Sitte und Sprache und die Etiquette seines Hofes sich in den meisten Ländern Europas verbreitete, daß er das Vorbild für die übrigen Fürsten

wurde und Frankreich durch seine Sitte und Mode die andern Länder beherrschte. Besonders ist dies von Deutschland zu sagen. Jeder kleine deutsche Fürst wollte ein zweiter Ludwig XIV. sein; überall wurde der Hof von Versailles nachgeahmt, in seinem Glanz, seiner Verschwendung, seiner Schlechtigkeit, und das Volk ward ausgesogen zur Bezahlung der Schulden. Aber auch in politischer Hinsicht ward Frankreich der erste und mächtigste Staat Europas; der stolze und herrschsüchtige König ging darauf aus, alle Nachbarstaaten durch seine Kriegsmacht zu demüthigen und von Frankreich abhängig zu machen. Das gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß die spanische Macht in Schwäche versunken war, daß Deutschland seit den Schrecken des 30jährigen Krieges ohnmächtig darniederlag, zerrissen und getheilt unter eine Menge Fürsten, welche die Reichseinheit und die kaiserliche Gewalt kaum noch anerkannten. Ein einmüthiger Widerstand gegen die Anmaßungen und Eroberungssucht des französischen Königs war daher nicht möglich, und an der Spitze stand von 1657—1705 ein Kaiser ohne Geist und Thatkraft, Leopold I., welchem sein Schwager Ludwig XIV. viel Noth und Ungemach bereitet hat.

Man nennt die Kriege, welche Ludwig XIV. geführt, zum Theil „Raubkriege"; denn sie wurden ohne gerechten Grund aus bloser Raub- und Eroberungssucht unternommen. Der erste Raubkrieg, 1666—1668 galt den spanischen Niederlanden. Mazarin hatte im J. 1659 einen Krieg mit Spanien beendet durch den pyrenäischen Frieden, in welchem Frankreich von Spanien die Grafschaft Rousillon und mehrere Landschaften in den Niederlanden erhielt. Zugleich wurde damals eine Heirath verabredet zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresia, der ältesten Tochter des spanischen Königs Philipp IV.; doch mußte dieselbe allen Erbansprüchen auf die spanische Monarchie im Ganzen wie im Einzelnen für sich und ihre Erben förmlich entsagen. Als jedoch Philipp IV. im J. 1665 starb, beanspruchte Ludwig mehrere Landschaften in den spanischen Niederlanden, indem er das in denselben geltende Heimfallsrecht (Devolutionsrecht) vorschützte, wo-

nach den Töchtern erster Ehe ein Erbrecht vor den Söhnen zweiter Ehe zustand. Philipps IV. Sohn und Nachfolger aber, Karl II., stammte aus zweiter Ehe. Ludwig unternahm also den s. g. Devolutionskrieg und ließ im J. 1666 seinen Feldherrn Turenne mit 35,000 Mann in die Niederlande einrücken. Turenne fand von Seiten der Spanier geringen Widerstand; allein die Holländer, welche lieber die schwachen Spanier als das mächtige Frankreich auf dieser Seite zu Nachbarn haben wollten, schlossen mit England und Schweden die s. g. Tripelallianz, um den Vergrößerungsplänen Frankreichs entgegen zu treten. Ludwig mußte nachgeben und schloß den Frieden zu Aachen (1668), worin er sich mit der Besitznahme von 12 niederländischen Städten begnügte.

Zweiter Raubkrieg (1672—1678). Ludwig XIV. zürnte den Holländern, dieser ihm ohnedies verhaßten Republik, die es gewagt hatte, seine Pläne zu durchkreuzen, und sann auf Rache. Es wurde ihm leicht, die Tripelallianz zu sprengen und England und Schweden sogar auf seine Seite zu ziehen. Auch der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster wurden gewonnen, daß sie ihm Hülfstruppen versprachen. Nachdem er die Republik isolirt hatte, rückte er plötzlich mit 200,000 M. in das überraschte Holland ein, während von der andern Seite der Bischof von Münster mit 20,000 M. einfiel und eine englische Flotte zum Angriff der Küste nahete. Damals entstand das Sprüchwort: „Holland in Noth.“ Die Holländer waren zur Abwehr gänzlich unvorbereitet und entmuthigt. Die englische Flotte wurde zwar, nachdem sie die holländische Flotte durch ein mörderisches Treffen zum Rückzug gezwungen, durch eine ungewöhnlich lange Ebbe und dann durch einen Sturm an der beabsichtigten Landung gehindert; aber das französische Heer hatte fast die Hälfte von Holland besetzt. Johann de Witt, der damals an der Spitze der Republik stand, machte kleinmüthig den Vorschlag, mit Frankreich zu unterhandeln; da aber entstand durch den entschiedenen Widerspruch der Deputirten mehrerer Städte

ein plötzlicher Umschlag in der Stimmung des Volkes. De Witt wurde fälschlich beschuldigt, im Einverständnisse mit Frankreich zu stehn, und gestürzt, und das Volk erhob mit Begeisterung den 22jährigen Prinzen Wilhelm von Oranien zu seinem Führer. Dieser nahm sich der holländischen Sache trefflich an, durch seine Aufmunterung und Anordnungen stieg der Muth. Die belagerten Städte hielten sich; man durchstach die Dämme und überschwemmte weithin das Land. Ludwig XIV. zog sich in sein Land zurück, und nur Turenne behielt eine beobachtende Stellung inne. Holland war gerettet.

Zu dem Rückzug der Franzosen trug auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst, wesentlich bei. Er trat als Bundesgenosse der Holländer auf, weil er für seine clevischen Länder fürchtete und in Ludwig XIV. den schlimmsten Feind von Deutschland erkannte. Bei der Lässigkeit und Gleichgültigkeit der übrigen deutschen Fürsten war er allein von edlem Patriotismus erfüllt und zu muthigem Kampfe entschlossen. Auch brachte er durch seine Vorstellungen den Kaiser dahin, daß er mit ihm gegen Frankreich ein Bündniß einging, dem später auch Spanien beitrat. Der Kaiser schickte den Montecuculi, einen trefflichen Feldherrn, nach dem Rhein, damit er den Holländern beistehe und sich mit dem großen Kurfürsten vereinige. Aber des Kaisers Minister, der Fürst Lobkowitz, der mit französischem Gelde bestochen war, wußte den Montecuculi durch Befehle und Gegenbefehle geschickt abzuhalten, weshalb dieser in seiner sarkastischen Weise sagte, er wolle sich seine Befehle lieber gleich aus Paris kommen lassen, statt auf dem langen Umweg über Wien. So wurde denn der Krieg allerdings von Holland weg an den Mittelrhein gezogen, aber von den Deutschen ohne Erfolg geführt, so daß der große Kurfürst, erbittert über die Zweideutigkeit des kaiserlichen Hofes, sich für eine Zeitlang vom Kampfe zurückzog, und um Cleve zu retten, zu Vossem einen Frieden mit Frankreich schloß (1673).

Im J. 1674 schloß England mit Holland Frieden,

dem auch Köln und Münster beitraten; Ludwig XIV. aber machte in diesem Jahre bedeutende Anstrengungen. Er selbst besetzte mit einem Heere die Franche-Comté; ein zweites Heer kämpfte unter Condé in den spanischen Niederlanden gegen Wilhelm von Oranien, ein drittes am Oberrhein unter Turenne gegen die Kaiserlichen und die deutschen Reichsvölker unter dem alten Herzog Karl von Lothringen und dem von Frankreich bestochenen Bournonville. In den Niederlanden behielt Wilhelm von Oranien die Oberhand; er siegte bei Senef unweit Charleroi. Am Oberrhein kämpfte Turenne glücklich gegen die zwieträchtigen und auf einander eifersüchtigen deutschen Anführer, bis er sich nach Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg, der die Waffen wieder ergriffen hatte, nach Lothringen zurückziehen mußte. Im folgenden J. 1675 wurde Turenne, der die deutschen Länder überall aufs unmenschlichste behandelte, am Oberrhein bei dem Dorfe Sasbach, als er einen Platz zur Errichtung einer Batterie suchte, von einer Kanonenkugel getödtet und die Franzosen von Montecuculi wieder zurückgetrieben.

Damals hatte der große Kurfürst den Kriegsschauplatz am Rhein schon wieder verlassen. Ludwig XIV. hatte ihm, um seinen gefährlichsten Gegner zu entfernen, einen neuen Feind in seinem Rücken erweckt; er hatte die Schweden vermocht, daß sie von Vorpommern aus in Brandenburg einfielen. Die Schweden hausten zügellos in dem Lande, so daß an mehreren Orten das Landvolk zu den Waffen griff und einen ungleichen Kampf gegen seine Bedränger begann. Ihre Schaaren führten auf ihren Fahnen den rothen brandenburgischen Adler und die Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“ Der Kurfürst hatte in Franken Winterlager gehalten; im Juni 1675 erschien er nach raschen Märschen plötzlich in Brandenburg, während die Schweden ihn noch in Franken glaubten. Die Schweden standen unter ihrem Feldherrn Wrangel (dem Bruder des vom 30jährigen Kriege her bekannten Gustav Wrangel) bei Fehrbellin, 7800 M. stark. Der Kurfürst hatte den feurigen Prinzen

Friedrich von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern vorausgeschickt, um den Feind festzuhalten. Der Prinz griff ohne Erlaubniß des Kurfürsten an, während dieser mit den übrigen Truppen noch eine Meile entfernt war. Da mußte der Kurfürst das Fußvolk dahinten lassen und eilte allein mit 5600 Reitern und 13 Geschützen zum Schlachtfeld. Es kam zu einem harten Kampfe, in welchem der Kurfürst selbst in Lebensgefahr kam. Die Schweden zielten stets nach ihm und seinem weißen Schimmel; da bot ihm, der nichts von der Gefahr ahnte, sein treuer Stallmeister Froben sein eigenes Pferd an und bestieg den Schimmel. Nach wenigen Augenblicken lag Froben, von einer Kanonenkugel getroffen, todt am Boden. Die Brandenburger erfochten einen vollständigen Sieg, wozu der tapfere Marschall Derflinger, der früher Schneidergeselle gewesen sein soll, viel beitrug (28. Juni 1675). Das war die erste offene Feldschlacht, welche die Brandenburger für sich allein gewannen, und zwar gegen ein Kriegsvolk, das seit dem 30jährigen Kriege für das tapferste in Europa galt.

In den nächsten Jahren nahm der große Kurfürst den Schweden ganz Vorpommern ab. Der Krieg gegen Frankreich aber wurde während dieser Zeit in den Niederlanden und am Oberrhein lässig und mit geringem Erfolge geführt. Schon seit 1675 waren die Abgeordneten aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zu Friedensunterhandlungen zusammengetreten, die sich aber fruchtlos drei Jahre lang hinzogen. Endlich kam im J. 1678 der Friede zu Nimwegen zu Stande. Ludwig schloß kluger Weise den Frieden mit jedem einzelnen seiner Gegner und erreichte dadurch, daß die später Abschließenden sich härtere Bedingungen gefallen lassen mußten. Holland, das sich zuerst zum Frieden verstand, verlor nichts. Spanien erhielt in den Niederlanden 4 im Aachener Frieden abgetretene Städte zurück und überließ dagegen 14 andere zum Theil feste Städte an Frankreich, sowie die Franche-Comté, die jetzt vom deutschen Reiche getrennt wurde. Der Kaiser verlor Freiburg im Breisgau und Hüningen. Zuletzt blieb nur noch der Kurfürst von Bran-

denburg übrig. Von seinen Bundesgenossen verlassen, mußte er in dem Frieden zu St. Germain en Laye 1679 alle seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurückgeben, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs am rechten Oderufer. Er unterzeichnete den Friedensvertrag mit blutendem Herzen, indem er die Worte der Dido in Virgils Aeneis sprach: „Einst ersteht aus meinen Gebeinen ein Rächer."

Die Reunionen 1680—1684. Der König der Franzosen ließ nach dem Nimweger Frieden eine Statue verfertigen, die ihn selbst darstellte, wie er auf den Nacken von 4 Sklaven trat, und diese Sklaven wurden durch Attribute als der Kaiser, Spanien, Holland und der Kurfürst von Brandenburg bezeichnet. In seinem Uebermuth hielt er sich für den Gebieter der Welt, der sich alles erlauben dürfe. So behielt er nicht blos 10 Reichsstädte im Elsaß, die er früher sich angeeignet, aber nach dem Nimweger Frieden wieder herausgeben sollte, sondern er setzte auch im J. 1680 zu Metz, Breisach und Besançon Gerichtshöfe, die s. g. Reunionskammern ein, welche untersuchen sollten, was jemals zu den ihm in den letzten 4 Friedensschlüssen abgetretenen Ländern und Plätzen gehört habe. Was nun die Gerichte als solche „Dependenzen" aufgefunden hatten, das wurde ohne Weiteres von Ludwig mit Gewalt in Besitz genommen, viele Städte, Dörfer und Klöster im Elsaß, in der Pfalz, in den Niederlanden.

Auch die freie Reichsstadt Straßburg nahm er im J. 1681 weg. Diese Stadt war schon seit dem 30jährigen Kriege in steter Besorgniß gewesen, von Frankreich unterdrückt zu werden, und die Bürger hatten alle Kräfte angestrengt, um ihre Freiheit zu behaupten und beim Reiche zu verbleiben. Frankreich hingegen hatte nichts unterlassen, die Stadt zu schwächen und zu bedrängen; Ludwig verwendete an 300,000 Rthlr. zur Bestechung, um sich eine französische Partei unter den Bürgern zu verschaffen und Uneinigkeit in die Stadt zu bringen. Zuletzt umringte er in der Stille die Stadt mit Truppen; die erschreckten Bürger wurden durch Drohungen eingeschüchtert, durch Versprechungen gelockt, und entschlossen

sich, da sie sich vo dem deutschen Reiche gänzlich im Stiche gelassen sahen, am 13. Octbr. schweren Herzens zur Uebergabe. Als Ludwig selbst seinen siegprangenden Einzug hielt, begrüßte ihn der Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg, der schon lange Jahre mit seinen zwei Brüdern für französisches Geld an Deutschlands Zerrüttung gearbeitet hatte, mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" Straßburg erhielt eine starke Besatzung und wurde in kurzer Zeit zum festesten Bollwerk in Europa gemacht. Der den Protestanten gehörige Dom wurde sogleich auf Verlangen des Bischofs den Katholiken übergeben, die freie Religionsübung wurde beschränkt, obgleich sie bei der Besitznahme feierlich zugesichert worden war. Nur mit Mühe entging die protestantische Kirche der völligen Ausrottung. So führte Ludwig XIV. mitten im Frieden Krieg gegen Deutschland und nahm ihm eine seiner bedeutendsten Städte weg, die ein stetes Ausfallthor für die Franzosen gegen Süddeutschland blieb bis zu dem letzten Kriege von 1870 und 1871, in welchem wir den Franzosen den Raub wieder abgenommen haben. Das deutsche Reich hatte dem Raube unthätig zugesehen; der Kaiser hatte im Osten mit den Türken zu schaffen, die ihm der französische König auf den Hals geschickt hatte, und gab im Westen, wie dies Oestreich so oft gethan, die deutschen Interessen preis. Endlich, im J. 1684, entschloß er sich zur Annahme des von Ludwig angebotenen Waffenstillstandes auf 20 Jahre, in welchem den Franzosen die reunirten Besitzungen belassen wurden.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685. Wie Ludwig gegen das Ausland ohne Rücksicht auf Treue und Vertrag verfuhr, so auch gegen seine Unterthanen. Seine Selbstsucht ertrug es nicht, daß seine Unterthanen andere religiöse Vorstellungen hatten, als die er für die richtigen hielt. Innerhalb der katholischen Kirche unterdrückte er jede selbständige Regung, und von den Protestanten forderte er zuletzt, daß sie ihrem Glauben entsagen und zu der von ihm beliebten Hof- und Staatsreligion übertreten sollten. Abgeschwächt

und übersättigt von den sündhaften Genüssen seiner Jugend, hatte er eine frömmelnde Richtung angenommen. Die Frau von Maintenon, mit der er heimlich vermählt war, im Bunde mit Louvois und den Jesuiten, die auf den König durch seinen Beichtvater La Chaise wirkten, benutzte diese Neigung, um ihn zur Aufhebung des von Heinrich IV. gegebenen Edikts von Nantes zu veranlassen, das den Protestanten Freiheit ihrer Religionsübung und ihre politischen Rechte garantirte. So ergriff er denn gegen die Protestanten die härtesten Maßregeln, indem er sagte: „Mein Großvater liebte die Protestanten, mein Vater fürchtete sie, ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie.“ Aller öffentliche und Privatgottesdienst wurde ihnen untersagt, ihre Schulen geschlossen, ihre Kinder katholisch getauft; das Auswandern wurde bei Strafe der Galeeren und des Güterverlustes verboten. Schon vorher hatte der Kriegsminister Louvois das Bekehrungswerk unter den Protestanten im Lande durch Dragoner unterstützt, die zu den härtesten Mißhandlungen berechtigt waren; jetzt wurde diese Art der Bekehrung in erhöhtem Maße fortgesetzt. Männer und Frauen wurden aufs Blut geprügelt, Greise unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an den Altar geschleppt, um das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen; wer rückfällig wurde, kam ins Gefängniß oder auf das Blutgerüst. Tausende ließen sich auf diese Weise bekehren; aber viele wanderten auch trotz der strengsten Bewachung der Grenze ins Ausland. So verlor Frankreich an 50,000 fleißige Familien, die in Holland, England, Deutschland, namentlich bei dem Kurfürsten von Brandenburg, eine Zufluchtsstätte fanden. Diese Länder zogen aus dem Kunstfleiß und der Gewerbthätigkeit der Einwanderer einen nicht geringen Nutzen; Frankreich aber erlitt nicht nur durch ihren Verlust eine erhebliche materielle Einbuße, sondern knickte auch durch den religiösen Druck die geistige Entwickelung.

Der dritte Raubkrieg, 1688—1697. Ludwig XIV. hielt den im J. 1684 geschlossenen Waffenstillstand nicht. Nachdem mit dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz die männliche Linie von Pfalz-Simmern ausgestorben und

die verwandte Linie Pfalz-Neuburg gefolgt war, machte Ludwig für seinen Bruder Philipp von Orleans, der mit einer Prinzessin von Pfalz-Simmern, Charlotte, vermählt war, Erbansprüche auf einen Theil der pfälzischen Länder. Während der Kaiser noch mit dem Türkenkrieg beschäftigt war, erklärte Ludwig im J. 1688 an Deutschland den Krieg und ließ sogleich, ohne daß er Widerstand fand, ein Heer von 50,000 M. in die Pfalz und die benachbarten Rheinlande einfallen. Bald darauf erging auf Louvois' Veranlassung der Befehl, alle Dörfer und Städte in denjenigen Gebieten, deren Fürsten es mit dem Kaiser hielten, niederzubrennen, und die französischen Generale, Crequi, Monclas und der unter diesem stehende Melac, ein Wütherich, der sich öffentlich rühmte, für seinen König selbst gegen Jesus Christus und alle Teufel zu fechten, vollführten den Befehl auf die schauderhafteste Weise. Speier, Worms, Mannheim, Rastadt, Oppenheim, Baden, später auch Heidelberg mit dem kurfürstlichen Residenzschloß, Hunderte von Städten und Dörfern wurden in Asche und Trümmer gelegt, die Einwohner ausgeplündert nnd barbarisch mißhandelt oder nach Frankreich geschleppt und mit Gewalt katholisch gemacht. In Speier wurden die Gräber der Kaiser aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut. Als Crequi das Heidelberger Schloß in die Luft sprengte, wies er seinen Offizieren ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die noch zerstört werden sollten. Alle diese Landschaften sollten, weil man sie nicht behaupten konnte, in eine Wüste verwandelt werden, in welcher den deutschen Heeren der Aufenthalt unmöglich wäre.

Eine solche Mißhandlung deutschen Reichslandes trieb denn doch die deutschen Fürsten vereint zu den Waffen, und dem deutschen Reiche schlossen sich Spanien und Savoyen, Holland und England an. An der Spitze der beiden letzten Länder stand damals Wilhelm von Oranien, der vor Kurzem König von England geworden war. (S. 109.) Der Krieg zog sich Jahre lang hin in einem langsamen, unentschiedenen Gange, doch so, daß Frankreich im Ganzen im Vortheil war. Luxembourg besiegte die Holländer bei Fleurus, den König

Wilhelm bei Neerwinden; dagegen wurde die französische Flotte bei La Hogue von der englisch-holländischen vernichtet. Catinat eroberte Savoyen. Im J. 1697 schloß man den Frieden zu Ryswick*), einem Dorfe beim Haag. Ludwig wünschte den Frieden, weil seine Finanzen erschöpft waren und nach nicht langer Zeit vielleicht ein Krieg um die ganze spanische Monarchie geführt werden mußte, und die Verbündeten, unter einander mißtrauisch und des Krieges müde, nahmen ihn gerne an. Ludwig gab alle reunirten Länder außerhalb des Elsasses an die rechtmäßigen Besitzer zurück; dagegen behielt er das ganze Elsaß und 82 den Spaniern entrissene, meist unbedeutende Orte in den Niederlanden. Die Holländer erhielten bedeutende Handelsvortheile, England ward durch die Anerkennung seines Königs Wilhelm zufrieden gestellt.

XIII. Der spanische Erbfolgekrieg.

1701—1714.

In Spanien war das Haus Habsburg auf den Thron gekommen mit Philipp I. († 1506), dem Sohn des Kaisers Maximilian I.; ihm folgten seine Nachkommen: Karl I. (der deutsche Kaiser Karl V.), Philipp II., III. und IV. und Karl II. Dieser (1665—1700), ein an Körper und Geist schwacher Mann nnd ohne Kinder, war gegen das J. 1700 seinem Ende nah, und es fragte sich, wer nun die spanische Monarchie erben sollte. Es erhoben Ansprüche auf dieselbe 1) Ludwig XIV. von Frankreich, als Gemahl der ältesten Schwester Karls II., für seinen zweiten Enkel Philipp von Anjou; aber Ludwig hatte bei seiner Vermählung für sich und seine Nachkommen auf Spanien im Ganzen und Einzelnen Verzicht geleistet. 2) Der Kaiser Leopold I., als Gemahl der zweiten Schwester Karls II., für seinen zweiten Sohn Karl; aber dieser stammte nicht aus der spanischen, sondern aus der dritten Ehe des Kaisers. 3) Der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, der mit einer Tochter aus jener spanischen

*) „Reiß weg!" — „Nimm weg!" sagte das deutsche Volk, erbittert über den französischen Raub.

Ehe des Kaisers vermählt war, für seinen Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand. Dieser Knabe hatte die gerechtesten Ansprüche auf den spanischen Thron; er stammte direkt von den spanischen Königen ab, und seine Voreltern hatten keinen Verzicht geleistet.

Damals saß auf dem englischen Thron der uns schon bekannte große Staatsmann Wilhelm III. von Oranien, der auch Statthalter von Holland war. Dieser hatte in der spanischen Angelegenheit hauptsächlich das politische Gleichgewicht im Auge, den Grundsatz, wonach kein Staat in Europa eine allzu große Macht und ein Uebergewicht über die andern Staaten besitzen durfte, was geschehen wäre, wenn Frankreich oder Oestreich die ganze spanische Monarchie mit sich vereinigt hätte. Auch war es im Interesse der Seemächte (England und Holland), an deren Spitze er stand, daß Belgien nicht an Frankreich kam. Er verabredete daher mit Ludwig XIV., der geringe Hoffnung hatte, alle spanischen Länder zu erwerben, einen Theilungsvertrag, wonach der Kurprinz von Baiern Spanien und die Niederlande, der Oestreicher Mailand, und Frankreich Neapel und Sicilien erhalten sollten. Als jedoch Karl II. erfuhr, daß fremde Fürsten, ohne ihn zu fragen, zu seinen Lebzeiten über sein Reich verfügten und es zu theilen beabsichtigten, zürnte er und setzte durch ein Testament den Kurprinzen von Baiern zu seinem Universalerben ein. Der Kurprinz aber starb kurze Zeit nachher an den Pocken (1699). Nun schlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen neuen Theilungvertrag, und Karl II. machte ein neues Testament, in welchem Philipp von Anjou als Universalerbe eingesetzt war. Dieses für Frankreich günstige Resultat hatte die Gewandtheit des französischen Gesandten, des Marquis von Harcourt, am spanischen Hofe zu Stande gebracht, während der östreichische Gesandte, der steife und auf Oestreichs Recht pochende Graf von Harach, den Kürzeren zog.

Karl II. starb am 1. Novbr. 1700. Nachdem sein Testament eröffnet war, mußte Ludwig XIV. sich entscheiden, ob er den mit Wilhelm III. geschlossenen Vertrag halten oder

das Testament annehmen wollte. Er that das Letztere. Dadurch kam es zum Krieg. In demselben waren die beiden Hauptparteien Frankreich und Oestreich. Frankreich erwarb sich die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten von Baiern, der mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser, wegen der spanischen Erbschaft gänzlich zerfallen war, und seines Bruders, des Erzbischofs von Köln, sowie des Herzogs von Savoyen. Auf Oestreichs Seite traten England und Holland und zwei deutsche Fürsten, welche der Kaiser durch Standeserhöhung sich verpflichtet hatte, der von Hannover und von Brandenburg-Preußen. Später schloß auch das deutsche Reich sich dem Bunde an.

Ludwig XIV. hatte seinen Enkel Philipp sogleich nach Spanien geschickt, und die Spanier erkannten diesen, als einen Nachkommen ihres Königs Philipp IV., bereitwillig als rechtmäßigen Herrscher an. Er nannte sich Philipp V. In Spanien fand daher vor der Hand kein Kampf statt. Der Krieg hatte zunächst seinen Schauplatz in Italien, den Niederlanden und dem südlichen Deutschland.

In Italien führte den Krieg auf östreichischer Seite der Prinz Eugen von Savoyen, der größte Feldherr seiner Zeit. Er stammte aus einer Seitenlinie der Herzöge von Savoyen und war eigentlich Franzose, in Paris geboren. Wegen seines schwächlichen Körpers war er in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt worden; aber diese friedliche Beschäftigung gefiel seinem hochstrebenden Geiste nicht. Er erbat sich von Ludwig XIV. ein Regiment. Da dieser aber den Einfall wunderlich fand und ihm sagen ließ, er möge nur Geistlicher werden, so wandte Eugen gekränkt Frankreich den Rücken und trat als 20jähriger Jüngling in die Dienste des Kaisers; und er ist bis an sein Ende der treueste Diener Oestreichs gewesen. Es dauerte nur wenige Jahre, so hatte sich Eugen durch seine Tapferkeit und sein glänzendes Feldherrntalent zum Generalfeldmarschall emporgeschwungen und war der bewunderte Held Europas. Ludwig XIV. kränkte sich nicht wenig, ihn von sich gewiesen zu haben, und suchte den Mann, der ihm so viel schadete, durch die glänzendsten Aner-

bietungen wieder an sich zu ziehn; aber vergebens. Das Aeußere dieses Helden war unscheinbar. Er war klein von Gestalt und hatte durchaus kein kriegerisches Aussehen; aber trotzdem wußte er in kurzer Zeit seine Truppen zu einer unbegrenzten Liebe und Anhänglichkeit an seine Person zu begeistern und sie zu der Ueberzeugung zu führen, daß sie unter seiner Leitung unbesiegbar seien. Und nicht blos als Feldherr, sondern auch als Staatsmann war Prinz Eugen groß. Dabei war er eine durchaus ehrliche und offene Natur, uneigennützig und von reinen Sitten.

Im J. 1701 zog Prinz Eugen mit einem Heere nach Italien, wo sich die Franzosen unter Catinat schon festgesetzt hatten und die Alpenpässe bewachten. Eugen bahnte sich mit Hülfe des Gebirgsvolkes, welches die Felsen sprengte und die Kanonen ziehen half, neue Wege über die Alpen und schlug die überraschten Franzosen nach hartnäckigem Kampfe bei Carpi, daß sie sich bis nach Mailand zurückzogen. Catinat ward abberufen, und an seine Stelle trat Villeroi, ein tapferer Mann, aber ohne militärische Kenntnisse. Dieser warf sich sogleich auf die Kaiserlichen bei Chiari, wurde aber besiegt und in Cremona von Eugen gefangen genommen. Nun folgte der Herzog von Vendome, ein Urenkel Heinrichs IV., im Oberbefehl. Da er bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, so vermochte er sich gegen Eugen in der Defensive zu behaupten.

Zu gleicher Zeit kämpfte in den spanischen Niederlanden der englische Herzog von Marlborough an der Spitze von 60,000 M. englischer, holländischer und deutscher Truppen. Marlborough, ein Mann von großer Schönheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers, lebhaft und von feinen Manieren, gab dem Prinzen Eugen an Feldherrntalent wenig nach. Er hatte seine Kriegskunst bei den Franzosen unter Turenne, Condé und Vauban gelernt und gebrauchte sie mit Glück gegen den französischen König. Er hat nie eine Schlacht verloren. In den Jahren 1702 und 1703 focht er in den Niederlanden und im Kurfürstenthum Köln und eroberte manche

feste Stadt (auch Bonn), während die Franzosen sich in der Defensive hielten.

Der dritte Kriegsschauplatz war Süddeutschland. Hier war im Mai 1703 ein französisches Heer unter Villars über den Rhein gegangen und hatte sich in Schwaben mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigt. Während Villars die obere und mittlere Donau behauptete, unternahm der Kurfürst einen Einfall in Tyrol, auf welches er Ansprüche machte. Er drang glücklich bis nach Insbruck vor und bis zu den Schanzen am Brenner. Da aber mußte er wieder zurück; denn das Volk der Tyroler, getrieben von nachbarlichem Hasse und dem angestammten Fürstenhause treu ergeben, hatte sich unter Anführung eines wackeren Beamten, Martin Sterzinger, gegen die Baiern erhoben und bekämpfte sie von seinen Bergen und in seinen Schluchten mit hinabgestürzten Baumstämmen und Rollsteinen und den sicheren Büchsen, so daß sie unter großen Verlusten das Land räumen mußten. Nach Baiern zurückgekehrt, führte aber der Kurfürst den Krieg mit solchem Geschick und Energie, daß man sogar in Wien sich nicht mehr sicher glaubte. Prinz Eugen, der damals die Leitung des Heerwesens übernahm, erkannte, daß die Entscheidung des ganzen Krieges nur in Baiern liege, und setzte es bei dem Hofe durch, daß er selbst mit einem Heere nach Baiern geschickt und auch Marlborough eingeladen wurde, dorthin zu kommen. Marlborough und Eugen vereinigten sich hier im J. 1704 mit dem Markgrafen Ludwig von Baden, der vorher in den Türkenkriegen sich großen Ruhm erworben hatte.

Die drei Feldherrn verabredeten, daß Eugen den Rhein decke und den Uebergang eines zweiten französischen Heeres unter Tallard verhindere, während Marlborough und Ludwig von Baden sich auf die Baiern und das mit ihnen vereinigte Heer der Franzosen unter Marsin, dem Nachfolger Villars, stürzten. Ein Theil der bairischen Truppen unter dem Grafen Arco hatte sich bei Donauwörth am Schellenberg verschanzt, um den Uebergang über die Donau zu decken. Sie wurden in einem mörderischen Kampfe überwältigt, und

der Kurfürst und Marsin mußten sich nach Augsburg zurückziehen. Unterdessen war Tallard, ohne daß Eugen es verhindern konnte, über den Rhein gegangen und traf zu Augsburg bei dem Kurfürsten ein. Eugen war ebenfalls nach Osten gezogen und stieß bei Donauwörth zu Marlborough, der den Markgrafen von Baden zur Belagerung von Ingolstadt abgeschickt hatte. Ohne Säumen näherten sich die beiderseitigen Heere und stellten sich am 15. August 1704 bei Hochstädt und Blindheim zur Schlacht gegenüber. Die Baiern und Franzosen zählten 56,000 M., Eugen und Marlborough etwas über 52,000 M. Auf dem einen Flügel stand Marlborough dem Marschall Tallard gegenüber, auf dem andern Eugen dem Kurfürsten und Marsin; zwischen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Centrum. Es war eine mörderische Schlacht. Eugen vermochte die Baiern nicht aus ihrer Stellung zu vertreiben; kaum hielten auf dieser Seite die Preußen unter Leopold von Dessau den Kampf im Gleichgewicht. Zuletzt zersprengte Marlborough im Centrum durch einen mächtigen Gesammtsturm die französische Reiterei, umzingelte dann Tallards Fußvolk und trieb es so zusammen, daß es sich ergeben mußte. Jetzt war auch der Kurfürst mit seinen Baiern genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen; aber er that es mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe. Die Sieger hatten 11,000 M. Todte und Verwundete verloren, die Besiegten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene und 164 Geschütze. Tallard nebst seinem Sohne war gefangen. Kaum ein Drittel des französischen Heeres erreichte den Rhein. Der Kurfürst flüchtete mit ihnen, und ganz Baiern wurde von den Oestreichern besetzt, die es schwer bedrückten und aussaugten. Ein versuchter Aufstand der Bauern wurde niedergeschlagen.

Im Mai des folgenden J. 1705 starb der alte Kaiser Leopold nach einer fast 50jährigen schlaffen Regierung. Es folgte ihm sein Sohn Joseph I. (1705—1711), ein jugendlicher, stattlicher Fürst, der den Krieg mit Eifer betrieb und das Gute hatte, sich von dem einsichtsvollen Prinzen Eugen leiten zu lassen. Er erst setzte die Kurfürsten von Baiern und

Köln ab und erklärte sie mit Zustimmung des Kurfürstencollegiums in die Reichsacht. Sein Vater hatte noch immer damit gezögert.

Nach der Schlacht bei Höchstädt war der Kriegsschauplatz in Süddeutschland geschlossen, und Marlborough und Eugen konnten beide wieder auf ihre früheren Posten zurückkehren, jener nach den Niederlanden, dieser nach Italien. Im J. 1705 geschah nichts von Bedeutung. Dagegen schlug Marlborough im Sommer 1706 die Franzosen unter Villeroi bei Ramillies auf dem Felde bei Waterloo, worauf die französische Armee sich auflöste und ein großer Theil der Niederlande dem östreichischen Erzherzoge als König Karl III. huldigte. Größer noch waren die Erfolge Eugens in Italien. Der Herzog von Savoyen wurde in seinem Lande hart von den Franzosen bedrängt, weil er auf die kaiserliche Seite übergetreten war. Sie belagerten seine Hauptstadt Turin. Prinz Eugen mußte eilen, sie zu retten. Während die Franzosen in der nördlich vom Po gelegenen Ebene, welche von starken Nebenflüssen des Po durchschnitten ist, ihre Vorbereitungen zum Empfang des Feindes gemacht hatten, setzte Eugen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung unter ihren Augen über die untere Etsch und den unteren Po und zog in raschen Märschen ohne ein erhebliches Hinderniß gen Westen, vereinigte sich mit dem Herzog von Savoyen und griff sofort (8. Septbr. 1706) die Franzosen in ihren starken Verschanzungen vor Turin an. Der Sturm begann auf dem linken Flügel, wo die Preußen unter Leopold von Dessau, „dem Bullenbeißer", wie Eugen ihn nannte, mit ausgezeichneter Tapferkeit fochten und zuletzt, als Eugen selbst an ihre Spitze eilte, in wildem Handgemenge die Verschanzungen nahmen. Die andern Regimenter drangen nach, und bald war die Niederlage der Franzosen vollständig. Was übrig blieb, eilte über die Grenze. „Italien ist unser", rief Eugen, „seine Eroberung wird uns nicht mehr viel kosten." Er ließ in Mailand dem König Karl III. huldigen und schickte den Grafen Daun mit einem Heere nach Neapel, das die Kaiserlichen

mit Jubel empfing. Auch in Italien ist jetzt der Krieg beendigt.

Da Eugen in Italien nicht mehr nöthig war, so zog er nach den Niederlanden dem Herzog von Marlborough zu Hülfe, der von einem neuen französischen Heere unter dem Herzog von Bourgogne, dem ältesten Sohne des Dauphin, und Vendome bedrängt ward. Eugen war seinem Heere vorausgeeilt und bestimmte den Herzog, die Franzosen, welche Oudenarde an der Schelde berannten, sofort anzugreifen, ehe die heranziehenden Baiern unter Berwick sich mit ihnen vereinigt hätten. Die Schlacht wurde mit Leichtigkeit gewonnen, da der vorsichtige Bourgogne und der feurige Vendome über das Eingehen einer Schlacht in Streit waren (11. Juli 1708). Als darauf Eugens Truppen angekommen waren, eroberten die Verbündeten noch mehrere bedeutende Städte, darunter das für unüberwindlich gehaltene Lille (Ryssel), Vaubans Meisterwerk, und unterwarfen wieder den größten Theil der Niederlande.

In dem folgenden Winter 1708 auf 1709 trat eine so strenge Kälte ein, wie sie seit einem Jahrhundert in Frankreich nicht erlebt worden war. Der Weinstock und die Fruchtbäume erfroren, es erfror die Saat in dem Boden. Dadurch entstanden große Theuerung, Hungersnoth und Seuchen; es war dem ohnedies erschöpften französischen König nicht möglich, die nöthigen Mittel für den nächsten Feldzug zusammenzubringen. Er knüpfte daher Friedensunterhandlungen an und erklärte sich bereit, auf Spanien und den größten Theil der spanischen Monarchie zu verzichten. Aber die Verbündeten waren so im Vortheil, daß sie die ganze spanische Monarchie für Karl III. forderten und obendrein verlangten, Ludwig solle Truppen stellen, um seinen eigenen Enkel aus Spanien vertreiben zu helfen. Diese Zumuthung war zu stark; Ludwig versuchte noch einmal das Kriegsglück. Aber sein Heer wurde bei Malplaket unweit Mons von Eugen und Marlborough geschlagen (11. Septbr. 1709). Diese Schlacht war die mörderischeste in dem ganzen Kriege. Von Morgens 8 bis gegen 3 Uhr Nachmittags rangen die 110,000 Franzo-

sen unter Villars gegen den 120,000 M. starken Feind in entsetzlichem Gemetzel, bis sie zuletzt, nachdem Villars verwundet worden war, sich aus dem Kampfe zurückzogen. Im Ganzen waren 33,000 M. gefallen, aber die Sieger hatten 3000 M. mehr Verlust als die Besiegten.

Ludwig XIV. befand sich in der größten Noth, zumal da jetzt auch in Spanien die französische Sache eine unglückliche Wendung nahm. Dort hatte der Krieg erst im J. 1704 seinen Anfang genommen, nachdem der Erzherzog Karl auf einer englisch-holländischen Flotte an der Küste von Portugal, das sich den Engländern anschloß, gelandet war. Im J. 1705 nahmen die Engländer durch Ueberrumpelung die Felsenfestung Gibraltar. In nächsten Jahre erklärten sich die Catalonier, stets in feindlicher Spannung mit den Castilianern, im Verein mit Valencia, Aragonien und Navarra, also die Landschaften im Gebiete des Ebro, für den König Karl III., und nun entstand in Spanien ein gräuelvoller Bürgerkrieg, in welchem bald die eine Partei bald die andere die Oberhand hatte. Madrid war bald in der Hand des einen, bald in der des andern Königs. Im J. 1710 stand die Sache des Königs Philipp V. so schlecht, daß alle Hoffnung verloren schien; sein Großvater aber, der König Ludwig XIV., fühlte sich nach der Schlacht bei Malplaket außer Stande, ihm Unterstützung zu schicken. Er drang daher in seinen Enkel, die Königskrone von Spanien aufzugeben, und da dieser sich weigerte, so versprach er in den Friedensunterhandlungen mit den Verbündeten, bedeutende Hülfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zahlen zu wollen.

Der stolze, übermüthige König von Frankreich konnte tiefer nicht gedemüthigt werden. Aber plötzlich traten Ereignisse ein, welche ihn aus seiner verzweifelten Lage retteten. In Spanien stellte der dorthin geschickte Vendome das französische Kriegsglück wieder her, so daß Karl auf einen kleinen Küstenstrich von Catalonien beschränkt war: Ein Vierteljahr nachher (17. April 1711) starb Kaiser Joseph I. an den

Pocken, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Deshalb verließ sein Bruder Karl Spanien, um die östreichischen Erblande in Besitz zu nehmen und sich zum deutschen Kaiser wählen zu lassen. Dazu kam dann noch als drittes wichtiges Ereigniß in England der Sturz des Ministeriums Marlborough.

Der König Wilhelm III. von England war im J. 1702 gestorben, und es war auf ihn seine Schwägerin Anna, aus dem Hause Stuart, gefolgt. Unter ihrer Regierung hatte bisher Marlborough einen unumschränkten Einfluß gehabt. Er war das Haupt der s. g. Whigspartei und stand an der Spitze des Ministeriums, obgleich die Königin in ihrem Herzen der entgegenstehenden Partei, den Tories, zugethan war; aber der große Kriegsruhm des Herzogs, der einen glänzenden Sieg nach dem andern erfocht, hatte seine Stellung so befestigt, daß die Königin nicht umhin konnte, sich ganz seinem Willen unterzuordnen. Der Königin erste Ehrendame war die Herzogin von Marlborough, und diese, eine Frau von großen Reizen und außergewöhnlichen Talenten, aber ehrgeizig, hochmüthig und herrschsüchtig, erlaubte sich, stolz auf den Ruhm und die Macht ihres Gemahls, an dem Hofe selbst der Königin gegenüber unerträgliche Anmaßungen. Sie lebte mit der Königin fast in einem beständigen Krieg. Man erzählt, die Königin habe ein Paar schöner Handschuhe, welche die Marlborough besaß, für sich gewünscht; aber die Herzogin schlug ihr dieselben ab und trug sie, gerade um die Königin zu ärgern, oft bei Hof. Die Königin nun wollte der Herzogin zu Gemüthe führen, daß sie nur ihre Dienerin sei, und forderte einst bei Tisch, daß sie ihr ein Glas Wasser bringe. Die Herzogin mußte ihr gehorchen; aber in ihrem Aerger goß sie, wie durch einen Fehltritt, absichtlich das Wasser einer bei der Königin beliebten Dame Masham über ihr prächtiges Kleid. Diese Geschichte soll hauptsächlich die Veranlassung gewesen sein zum Sturze Marlboroughs. Die Herzogin wurde vom Hofe entlassen und bald darauf auch das Ministerium Marlborough aufgelöst. An seine Stelle trat ein Toriministerium. Der Herzog behielt zwar noch das Commando bei

dem Heere, aber nicht mehr mit der uneingeschränkten Vollmacht, die er bisher gehabt.

Die Tories, welche jetzt in England das Ruder in der Hand hatten, wünschten den Frieden, um Marlborough, ihren politischen Gegner, nicht mehr nöthig zu haben. Auch mochte man nicht mehr für die Rechte Karls von Oestreich kämpfen; denn wenn dieser zu seinen östreichischen Landen und der deutschen Kaiserkrone noch die spanische Monarchie erhielt, so wuchs das Haus Habsburg wieder zu einer gefährlichen Macht empor. So erlangte denn Ludwig XIV. nach all seinem Unglück noch einen unerwartet günstigen Frieden. Nach längeren Unterhandlungen schloß er mit England und Holland zu Utrecht im J. 1713 den Frieden auf folgende Bedingungen hin: Philipp V. wird König von Spanien und dessen außereuropäischen Besitzungen; doch dürfen die Kronen von Spanien und Frankreich nie vereinigt werden. England erhält von Frankreich Neufoundland, Neuschottland und die Hudsonsbai, von Spanien Gibraltar und Minorca sowie das Recht des Negerhandels nach dem spanischen Amerika. Preußen, dessen neue Königswürde allgemein anerkannt wird, erhält von den niederländischen Besitzungen das Quartier von Obergeldern. Savoyen bekommt Sicilien und den Königstitel von Sicilien, sowie die Anwartschaft auf den spanischen Thron beim Aussterben der Bourbonen. Die Holländer, von England im Stiche gelassen, erhielten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder herausgeben und sich mit diesen und jenen Handelsvergünstigungen zufrieden geben.

Nach dem Utrechter Frieden sollten an Oestreich kommen: die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien. Aber der Kaiser Karl VI. war damit nicht zufrieden und setzte den Krieg fort. Da er allein nichts ausrichtete, so mußte er sich im J. 1714 im Frieden zu Rastadt zur Annahme der oben gestellten Bedingungen bequemen. Das deutsche Reich trat diesem Frieden bei zu Baden im Aargau. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden wieder in ihre Länder eingesetzt.

Zwischen Philipp V. und Karl von Oestreich war kein Vertrag geschlossen worden; beide erkannten sich gegenseitig noch nicht in ihrem spanischen Besitze an. Deshalb griff im Jahre 1718 Philipp V. die früheren spanischen Länder in Italien an, um sie wieder mit der spanischen Krone zu vereinigen; er wurde aber durch die s. g. Quadrupelallianz, einen zur Aufrechthaltung des Utrechter Friedens geschlossenen Bund von Oestreich, Frankreich, England und Holland, daran verhindert. Savoyen, welches auf die spanische Seite getreten war, mußte dem Kaiser Sicilien gegen Sardinien überlassen. Seitdem gab es einen König von Sardinien.

Ein Jahr nach dem Utrechter Frieden (1715) starb Ludwig XIV. und hinterließ seinem erschöpften Lande eine Schuldenlast von 3000 Mill. Livres. Das Volk jubelte und hoffte den Anbruch einer besseren Zeit. Seine Leiche wurde unter Verwünschungen und Schimpfreden in die Gruft gebracht.

XIV. Der nordische Krieg.

1700—1721.

Während im Westen Europas um die Vertheilung der spanische Monarchie gekämpft wurde, war der Osten von dem großen nordischen Kriege heimgesucht, der die Beraubung und Erniedrigung des schwedischen Reiches zum Zweck und zur Folge hatte. Schweden gehörte seit dem 30jährigen Kriege zu den ersten Mächten Europas; es besaß fast alle Länder an der Ostküste des baltischen Meeres und mehrere für Handel und Schifffahrt wichtige Landschaften und Städte in Deutschland und herrschte über die Ostsee. Im J. 1697 kam Karl XII., ein Urenkel von der Schwester Gustav Adolphs, auf den schwedischen Thron, ein 15jähriger Jüngling, verschlossen und träumerisch und, wie man wenigstens glaubte, von geringen Gaben. Dies wollten seine Nachbarn, der Czar von Rußland, Peter I. der Große, der König

von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II.*), und der König von Dänemark, Friedrich IV., benutzen, um die Länder, welche sie früher an Schweden verloren, wieder an sich zu reißen. Sie schlossen im J. 1699 einen Bund zum Kriege gegen Schweden.

Der bei weitem bedeutendste unter diesen drei Fürsten war Peter der Große, der 1689 auf den russischen Thron gekommen war, zu derselben Zeit, wo der große Staatsmann Wilhelm von Oranien den englischen Thron bestieg. Peter war eine gewaltige Herrschernatur, allerdings roh und voll wilder Leidenschaft, aber erfüllt von dem hohen Streben, sein barbarisches Volk zu europäischer Gesittung zu führen, sein asiatisches Reich nach europäischem Muster durchgreifend umzugestalten und unter die gesitteten Staaten Europas einzureihen. Zu dem Ende machte er selbst Reisen nach Deutschland, Holland, England, um selbst zu sehen und zu lernen und die erworbenen Kenntnisse zum Wohl seines Landes anzuwenden; zu Saardam in Holland lernte er das Zimmerhandwerk und den Schiffbau. Er zog, um Betriebsamkeit und Wohlstand in sein Land zu bringen, eine Menge von fremden Gewerbtreibenden, Handwerker, Künstler und Kaufleute, herein und gab ihnen mancherlei Vorrechte; er verwendete viele Fremde in seinem Staats- und Militärdienst. Für den Seehandel trug er eine besondere Sorge, damit seine Unterthanen durch den Verkehr mit dem Auslande zu Bildung und Gesittung angeregt würden; im Innern unterstützte er Handel und Verkehr durch Anlegung neuer Wege und Kanäle, er gründete Manufacturen und hob den Bergbau. Er stiftete eine Menge von Schulen. Auch in Kleidung und Tracht sollten die Russen den andern europäischen Nationen gleich werden; statt der langen altrussischen Röcke wurde die deutsche Tracht eingeführt, und der Bart mußte abgeschoren werden. Bei all diesen Neuerungen fand Peter bei seinem Volke, das nicht durch Vernunft, sondern durch rohe Triebe

*) Er hatte den Beinamen „der Starke"; er konnte Hufeisen und harte Thaler in der Hand zerbrechen.

geleitet ward und der Einsicht des Besseren ermangelte, einen zähen Widerstand, er mußte daher mit unnachsichtiger Strenge und roher Gewalt vorgehen. Aufstände und Verschwörungen wurden mit den härtesten und grausamsten Mitteln unschädlich gemacht. So wurden die Strelitzen, die altrussische Adelsmiliz, die sich mehrmals gegen sein Leben verschworen hatten, nach blutiger Bestrafung aufgelöst und ein Heer nach europäischem Muster organisirt. Auch schuf er eine Kriegsflotte. Bei seinem Regierungsantritte hatte Rußland nur einen einzigen Hafen, Archangel am weißen Meer; aber dieses dem Norden zugekehrte Meer war zur Schifffahrt nicht geeignet. Peter hatte daher im Süden die Festung Asow, den Schlüssel zum schwarzen Meere, den Türken abgenommen und beabsichtigte jetzt im Bunde mit Polen und Dänemark durch Eroberung der schwedischen Ostseeprovinzen Ingermannland und Karelien sein Reich auch mit den westlichen Meeren in Verbindung zu bringen. Polen hatte es auf Esthland und Liefland abgesehen, Dänemark auf Schonen, den südlichen Theil von Schweden, und auf den Theil von Schleswig, der dem Herzog von Holstein-Gottorp gehörte, einem Schwager und Schützling des Schwedenkönigs.

Als die Kunde von den Rüstungen der feindlichen Nachbarn nach Schweden kam, entstand eine große Bestürzung, und im Reichsrathe sprach man schon über die Opfer, womit man die Feinde beschwichtigen könne. Der 18jährige König aber, der lange wie gedankenlos dagesessen hatte, erhob sich plötzlich und sprach zu Aller Verwunderung fest und entschieden: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu endigen.“ So ward denn der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte, dem jungen König von seinem Vater Karl XI. in bestem Zustande zurückgelassen, wurden in Bereitschaft gesetzt.

Die Dänen begannen den Krieg im J. 1700 durch einen Einfall in Schleswig, während August von Polen mit einem sächsischen Heer in Liefland eindrang. Karl XII. wandte sich zuerst gegen die Dänen. Mit bewundernswürdiger Rasch-

heit erschien er an der Küste von Seeland in der Nähe von Kopenhagen und erzwang unter dem heftigsten Feuer der Dänen die Landung. Allen voran sprang er mit dem Degen in der Hand ins Wasser und stürmte gegen die Schanzen, welche unter dem Jubel der Seinen erobert wurden. Die Kugeln pfiffen dem jungen Helden um die Ohren. Er fragte seine Begleiter, was das für ein Pfeifen sei. Man antwortete: „Das sind Flintenkugeln." „Nun," rief Karl, „das soll in Zukunft meine Leibmusik sein!" Rasch marschirte jetzt Karl gegen Kopenhagen und brachte den Dänenkönig in solchen Schrecken, daß er sofort um Frieden bat. Im August 1700 ward der Friede zu Travendahl bei Lübeck geschlossen, in welchem Friedrich IV. dem Herzog von Holstein-Gottorp das Eroberte zurückgab und dem Bündnisse gegen Schweden entsagte.

Unterdessen war Peter der Große mit einem zahlreichen Heere dem in Liefland eingerückten August von Polen zu Hülfe gezogen und belagerte die schwedische Festung Narwa auf der Grenze von Esthland und Ingermannland. Mit derselben Schnelligkeit wie vor Kopenhagen erschien Karl noch in demselben Herbste mit einem kleinen Heere von 15,000 M. vor Narwa und griff am 21. Nov. 1700 das 40,000 M. starke Heer der Russen an. Andere geben die Schweden auf 8000, die Russen auf 80,000 Mann an. Während eines wüsten Schneegestöbers begann die Schlacht. Karl selbst focht wieder mit ungestümer Tollkühnheit. Gleich beim Anfang der Schlacht wurde ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen. Nachdem er sich auf ein anderes geworfen, verlor er dieses in einem Moraste und den Stiefel dazu. Er kämpfte weiter ohne Stiefel und erstürmte die russischen Schanzen, innerhalb deren es zu einem wilden Kampfgewühl kam. Die Russen waren schlecht disciplinirt und mißtrauten ihren fremden Offizieren. Nach dreistündigem Kampfe schrien sie über Verrath und wandten sich gegen ihre eigenen Offiziere, von denen mehrere niedergemacht wurden, andere zu den Schweden flohen. Jetzt kapitulirte der linke Flügel, und am andern Morgen auch noch der 30,000 M. starke rechte Flügel. Die

Offiziere wurden Gefangene und übergaben alles Gepäck und Geschütz; die Gemeinen jagte Karl fort, weil er sie kaum als Soldaten achtete und er sie doch nicht alle ernähren konnte. Als der junge königliche Held unter dem Jubel der Menge in Narwa einzog, war sein erster Gang in die Kirche, wo er kniend Gott für seinen Sieg dankte; denn er war gleich seinem Ahnen Gustav Adolph von frommem, gottesfürchtigem Sinn.

Peter tröstete sich über seine Niederlage mit den Worten: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden; aber endlich werden sie uns auch siegen lehren."

Karl hätte den Krieg mit Rußland vielleicht eben so schnell beendigen können, wie den mit Dänemark, wenn er seinen Sieg sofort gegen Peter verfolgt hätte. Aber der Haß gegen August von Polen trieb ihn, den Hauptfeind entkommen zu lassen und sich nach Liefland gegen August zu wenden. Im Sommer 1701 landete er in Liefland, vertrieb die Sachsen, eroberte den größten Theil Litthauens und drang dann siegreich in Polen selbst ein, alle Friedensvorschläge des Königs von sich weisend. August sollte büßen mit dem Verlust seiner Königskrone. Nach mehreren siegreichen Schlachten zwang er die Polen, auf einem Reichstag seine Entsetzung auszusprechen (1704), worauf ein neuer König nach langen Streitigkeiten gewählt ward in der Person des Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinski, eines jungen Mannes von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, der sich bei Karl in große Gunst gesetzt hatte (1706).

Im J. 1706 trieb sich Karl seit Februar in den Sümpfen und Wäldern von Litthauen herum, um die zum Schutze Augusts II. eingerückten Russen zu vertreiben. In der schlimmen Winterzeit hatten seine Soldaten unsägliche Mühen und Strapazen zu erdulden. Sie mußten bei der härtesten Kälte unter freiem Himmel lagern, so daß viele erstarrten. Als im Frühjahr das Thauwetter kam, waren die morastigen Wege so bodenlos, daß Pferde und Wagen stecken blieben, daß man die Wagen mit Winden aus dem Schlamm herausheben mußte. Aber Karl ließ sich durch all diese Widerwärtigkeiten nicht abschrecken. Tagelang watete er, bis an die Knie, ja biswei-

len bis unter die Arme im Wasser, seinen Truppen voran; keiner übertraf ihn in Ertragung der Beschwerden, er schlief wenig und aß schlechtes schwarzes Brod. In Wolhynien endlich kehrte er um und ging nach Polen zurück, um in Sachsen einzudringen, wohin sich August II. zurückgezogen hatte. Ohne Widerstand zu finden, drang er bis Leipzig vor. August leitete sogleich Unterhandlungen ein und schloß den Frieden zu Altranstädt ab (Septbr. 1706), in welchem er für sich und seine Nachkommen auf den polnischen Thron verzichtete, den Stanislaus Lesczinski als König von Polen anerkannte und allen Bündnissen gegen Schweden entsagte.

Nachdem Karl seinen zweiten Feind gedemüthigt hatte, wandte er sich endlich im J. 1707 gegen den dritten, Peter von Rußland, um auch diesen völlig niederzuwerfen. Peter hatte, während Karl sich planlos in den polnischen Ländern umhertrieb, die Zeit trefflich benutzt, er hatte die schwedischen Besitzungen an der Ostsee, Ingermannland, Esthland und Liefland, zum größten Theil erobert und im J. 1703 am Ausfluß der Newa in den finnischen Meerbusen auf schwedischem Boden den Grund zu seiner neuen Hauptstadt, St. Petersburg, gelegt, und den Zugang zu derselben von der Land- und Seeseite befestigt. Hunderttausende von Menschen waren aus dem ganzen Reiche zusammengetrieben worden, um unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen den morastigen Boden mit herbeigeschleppter Erde auszufüllen und die Befestigungen und hölzernen Häuser aufzubauen. Schon im zweiten Jahre war die Stadt bewohnbar, und viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker in Moskau und andern Städten wurden gezwungen, sich in derselben niederzulassen; aber die jetzt so prächtige Stadt hatte damals noch ein gar unscheinbares Ansehen, und mehrmals noch zu Peters Lebzeiten war sie in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer verzehrt zu werden.

Karl von Schweden rückte von Polen in Rußland ein und marschirte gen Osten, auf Moskau zu. Peter machte ihm wiederholt Friedensanerbietungen; aber Karl antwortete, er werde ihm in Moskau, seiner alten Hauptstadt, den Frie-

den dictiren. Aber plötzlich wandte er sich zu Aller Ueberraschung gegen Süden. Mazeppa, der 70jährige Hetman der Kosaken, der Fürst der Ukräne, der sich von der Oberherrschaft der Russen frei machen wollte, lud ihn ein, in die Ukräne zu kommen; er versprach, ihm 30,000 M. zuzuführen und dann von der Ukräne aus mit ihm gegen Moskau zu ziehn. Karl, der überhaupt seine Kriege planlos führte, ging auf den verderblichen Vorschlag ein und verharrte bei seinem Vorsatze um so hartnäckiger, je mehr ihm seine Offiziere abriethen. Dadurch wurde der General Löwenhaupt, der auf Karls Befehl von Liefland aus ihm 11,000 M. nebst Geschütz und Munition, Pferden und Lebensmitteln zuführen und an der Beresina zu ihm stoßen sollte, im Stiche gelassen. Durch Wüsten und Wälder kam Löwenhaupt, obgleich stets von den Russen umschwärmt, glücklich bis zu der ihm angegebenen Stelle; aber er fand den König nicht, sondern wurde von 40,000 Russen angegriffen. Sechsmal in drei Tagen warf er die Angriffe des übermächtigen Feindes zurück und schlug sich tapfer durch. Aber er brachte kaum 6000 M. zu dem König und hatte Pferde und Geschütz und alles Gepäck zurücklassen müssen.

Mazeppa erschien in dem Lager in nicht viel besserem Zustand. Seine Truppen hatten, als sie seine Absicht merkten, ihn größtentheils verlassen, so daß er nur mit 7000 M. zu den Schweden kam. Auch brachte er weder Geld noch Lebensmittel. Karl setzte, alle Warnungen verschmähend, eigensinnig seinen beschwerlichen Marsch fort und kam, beständig von den Schwärmen der Russen beunruhigt, im November 1708 in Baturin, der Residenz Mazeppas, an. Aber die Stadt war von dem russischen Fürsten Menzikow zerstört, Mazeppas Bildniß an den Galgen gehängt und ein anderer Hetman ernannt worden. Der Winter von 1708 auf 9 war, wie wir schon gehört (S. 138), außerordentlich streng; aber trotz der fürchterlichsten Kälte setzte Karl seine Märsche in der Ukräne fort, um die Hauptstadt Pultawa zu erreichen. Die Soldaten erfroren auf den Posten, die Reiter mußten absitzen, um nicht auf den Pferden zu erfrieren, Tau=

senden erstarrten Hände und Füße; und unter solchen Umständen mußte man sich noch mit dem Feinde schlagen. Auf den Frost folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege bodenlos machte und den kleinsten Bach zum Strome anschwellte. Viele Menschen und Pferde fanden in den Gewässern ihren Tod, viele Wagen versanken, andere mußten, da man sie nicht fortbringen konnte, verbrannt werden. So ging es vorwärts ohne Rast und Ruh, und nirgends fand man Erholung; denn die Russen hatten alles niedergebrannt. Man nährte sich mit schwarzem, verschimmeltem Brot. Ein Soldat gab dem König ein Stück davon; er aß es und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen."

Endlich kam das ermattete und zusammengeschmolzene Heer vor dem befestigten Pultawa an; aber es war zu schwach, um die Festung gehörig zu belagern. Bald auch erschien Peter mit 65,000 M. Die Schlacht war unvermeidlich. Karl ließ sich in der Schlacht in einer Sänfte umhertragen, da er eine gefährliche Wunde am Fuße hatte, und mußte die Leitung des Treffens einem seiner Generale überlassen. Die Schweden kämpften mit bewundernswürdiger Tapferkeit; aber sie hatten es mit einer großen Uebermacht zu thun, und es fehlte ihnen sogar an Pulver und Blei. Nach zweistündigem furchtbarem Ringen war die Niederlage der Schweden entschieden. Mehr als 8000 M. fielen; 14—15,000 M. zogen sich unter Löwenhaupt aus der Schlacht, mußten sich aber nach einigen Tagen gegen das Versprechen anständiger Gefangenschaft ergeben. Aber Peter hielt sein Wort nicht. Sie wurden durch das ganze russische Reich zerstreut; viele starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler auf den Landstraßen.

Die Schlacht bei Pultawa (8. Juli 1709) war von der größten Wichtigkeit. Die Schweden verloren das Uebergewicht im Norden und Osten Europas, und Rußland trat an ihre Stelle.

In der Verwirrung der Schlacht waren Peter sowohl wie Karl in Lebensgefahr gekommen. Dem Czaren flog eine

Kugel durch den Hut, eine andere durch den Rock; dem König wurde das Vorderpferd an seiner Sänfte erschossen und eine Tragstange an derselben durch eine Kugel zerschmettert. Man half ihm auf ein Pferd, und auch dieses ward erschossen. Zuletzt floh er in einer Kutsche nach dem Dniepr zu und kam mit etwa 2000 Begleitern unter großen Entbehrungen und Gefahren nach einigen Tagen über den Bog in das türkische Gebiet, wo er von dem Pascha von Bender gastlich aufgenommen ward. Der Sultan Achmed III., ein großmüthiger Mann, gab den Befehl, den Schweden bei Bender ein Lager zu errichten. Hier baute sich Karl ein Haus, das später von ihm zu einer Art Festung umgewandelt ward. Es wurde ihm eine Bedeckung zur Rückkehr in seine Staaten angeboten; aber es widerstrebte seinem Stolze, unter seinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer zu erscheinen, er hoffte an der Spitze eines türkischen Heeres mitten durch Rußland in sein Reich zurückzukehren. Darum sollte die Türkei zum Kriege gegen Rußland gebracht werden. Und wirklich gelang es seinem Abgeordneten in Constantinopel, Poniatowsky, einem gewandten Unterhändler, durch Geld und unermüdliche Cabalen, daß die Pforte im J. 1711 an Rußland den Krieg erklärte. Peter suchte dem Angriff der Türken zuvorzukommen, wurde aber am Pruth mit seinem Heere eingeschlossen, so daß kein Entkommen mehr war. Da rettete ihn seine Gemahlin Katharina, die mit in den Krieg gezogen war. Sie bestach mit ihrem Juwelenschmuck den Großvezier, daß er Frieden mit den Russen schloß (Juli 1711). Peter gab Asow an die Türken zurück und mußte versprechen, Karls Rückkehr nach Schweden nicht zu hindern.

Aber Karl war zur Rückkehr nicht zu bewegen. Der Friede am Pruth hatte ihn mit Zorn und Grimm erfüllt, und sein Trotz und Starrsinn wuchs, als alle Versuche, einen neuen Krieg zwischen der Türkei und Rußland herbeizuführen, mißglückten. Nachdem der Sultan wiederholt in ihn gedrungen war, seine Abreise zu beschleunigen, erklärte er zuletzt, er bedürfe einer halben Million Thaler, um seine Schulden zu bezahlen. Der Sultan gab ihm noch 100,000 Thlr.

mehr; aber Karl blieb und machte eine neue Forderung. Da ward endlich in Constantinopel beschlossen, den beschwerlichen Gast mit Gewalt zu vertreiben. Es wurden 2000 Janitscharen und 12,000 Tataren gegen sein Lager geschickt, das er mit seinen 300 Schweden zu vertheidigen entschlossen war. Denn die Polen und Kosaken, die noch bei ihm gewesen, hatten ihn verlassen. Die türkischen Kanonen zersprengten die schwedische Mannschaft vor Karls verschanztem Hause; Karl aber vertheidigte sich mit etwa 60 M. in seiner Wohnung mit solcher Tapferkeit, daß die Türken zuletzt Feuer anlegten, um ihn herauszutreiben. Karl kämpfte mit den eingedrungenen Feinden in dem brennenden Hause, bis die glühenden Balken über ihnen zusammenbrachen; dann stürzte er mit seiner Schaar heraus, um sich in ein anderes noch unversehrtes Haus zu werfen. Aber in der Thüre verwickelte er sich mit seinen langen Sporen und fiel zu Boden. Die Janitscharen stürzten sich über ihn und entwaffneten ihn (1713).

Die bei diesem Kampfe bewiesene tollkühne Tapferkeit des „Sultan Eisenkopf", wie die Türken den König nannten, erwarb ihm bei den Türken eine solche Achtung, daß man vorläufig von einer gewaltsamen Fortschaffung desselben abstand. Er ward nach Demotika bei Adrianopel gebracht, und dort blieb er noch bis zum Herbst 1714. Damals erschien bei ihm ein Abgesandter des schwedischen Reichsraths mit der Meldung, wenn er noch länger von seinen Staaten fern bleibe, so sei in Schweden ein Aufstand und die Erwählung eines Reichsvorstehers zu befürchten. Das bewog ihn zur Rückkehr. Am 1. Octbr. machte er sich auf und zog, von einer türkischen Ehrenwache begleitet, nach der walachischen Grenze. Aber dieser Zug ging ihm zu langsam. Nach 5 Tagen entließ er die Ehrenwache; bald auch ließ er sein schwedisches Gefolge zurück und ritt, blos von den Obersten Düring und Rosen begleitet, unter fremdem Namen weiter, mit solcher Schnelligkeit, daß auch Rosen bald zurückbleiben mußte. Tags zu Pferd, des Nachts im Wagen, legten sie durch Ungarn und Deutschland in 14 Tagen 280 deutsche Meilen zurück und langten endlich in der Nacht vor dem Thore von

Stralsund an. Dies war bekanntlich damals eine schwedische Stadt. Der wachhabende Offizier machte Schwierigkeiten, sie einzulassen; da aber der angebliche Courier gleich mit Aufhängen drohte, ließ man ihn ein. Trotz seiner Vermummung wurde der König erkannt, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Obgleich man ihm die Stiefeln von seinen geschwollenen Füßen hatte abschneiden müssen, und er in 16 Nächten in keinem Bette gewesen war, hielt er doch am folgenden Morgen eine Musterung der Truppen.

Karls Feinde hatten seinen 5jährigen Aufenthalt in der Türkei zu nutzen gewußt. August II. hatte den König Stanislaus aus Polen vertrieben und dieses Reich wieder in Besitz genommen. Die Dänen hatten zwar bei einem Einfall in das südliche Schweden zwei schimpfliche Niederlagen erlitten, aber dem Herzog von Holstein-Gottorp Schleswig weggenommen und das Herzogthum Bremen erobert. Den größten Vortheil hatte Peter der Große davongetragen, indem er Liefland, Esthland, Ingermannland, Carelien und einen Theil von Finnland eroberte und durch die Heirath seiner Bruderstochter mit dem Herzog von Kurland, der bald starb, auch diese Provinz gewann. Zu diesen drei alten Feinden Schwedens kamen noch zwei neue hinzu, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, und der Kurfürst Georg I. von Hannover. Der letztere kaufte von den Dänen die von ihnen eroberten schwedischen Besitzungen Bremen und Verden; der König von Preußen hatte einen großen Theil von Schwedisch-Pommern und die Festung Stettin besetzt und eroberte im J. 1715 in Verbindung mit Sachsen und Dänen auch Stralsund, aus welchem Karl nur mit Lebensgefahr entkam, um nach 16jähriger Abwesenheit in sein Heimatland zurückzukehren. Im nächsten Jahr verlor er auch Wismar.

Schweden war durch die langen Kriege und den Verlust der auswärtigen Besitzungen völlig erschöpft; es fehlte an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges, und das Heer selbst war im elendsten Zustande. Aber die Anwesenheit des Königs ermuthigte die Nation zu neuen Anstrengungen, so daß Karl aufs neue das Kriegsglück versuchen konnte. Während

er durch den Grafen von Görz mit Peter I. unterhandeln ließ und ihn durch die Aussicht auf Abtretung der Ostseeprovinzen unthätig machte, unternahm er in den Jahren 1716 und 1717 zwei Feldzüge nach Norwegen, um dies den Dänen zu entreißen. Beide Züge mißlangen. Im J. 1718 rückte er aufs neue in Norwegen ein. Den General Armfeld schickte er mit 10,000 M. über das Gebirg gegen Drontheim, er selbst belagerte im Süden die Festung Friedrichshall. Hier fand er am 11. Decbr. 1718 in den Laufgräben vor der Festung seinen Tod, wahrscheinlich durch Meuchelmord. Er war um 9 Uhr Abends mit zwei Offizieren, Megret und Siquier, Franzosen von Geburt, hinausgegangen, um die Arbeiten zu besichtigen; um 10 Uhr hieß es, der König sei erschossen. Man fand ihn todt, den Kopf auf die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degen, Kopf und Handschuh blutig; eine Kugel war ihm durch die rechte Schläfe gedrungen. Siquier sagte kalt: „Das Spiel ist aus, wir wollen zu Tische gehen." In einem hitzigen Fieber soll derselbe später gesagt haben, er habe den König erschossen. Und dies war die allgemeine Meinung. Als Anstifter des Mordes aber wurde der hohe Adel angesehen, der mit dem Thun des Königs unzufrieden war und nach Erweiterung seiner Macht strebte.

Bald nach dem Tode des Königs ging das schwedische Heer, welches vor Drontheim gestanden, auf eine unerhört traurige Weise zu Grunde. Armfeld wollte während einer fürchterlichen Kälte im Januar 1719 über die nördlichen Gebirge nach Schweden zurückkehren, über Höhen, die im Winter kein menschlicher Fuß betrat. Ohne Nahrung und hinlängliche Kleidung kletterten 10,000 abgemattete Schweden unter Sturm und Schneegewirbel in der schneeigen Oede umher und zogen noch ihr Geschütz hinter sich her. In einem solchen Kampfe ging die menschliche Kraft aus. Sie schickten einige gefangene Dänen nach Drontheim zurück, um den dortigen Befehlshaber von ihrer Noth zu unterrichten. Der sandte sogleich 300 Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten hin; allein die Hülfe kam zu spät. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen zum Tode erstarrt, ganze Hau-

sen lagen im Schnee verschüttet, andere, von eisigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Armfeld selbst erreichte mit 500 Mann nur mit Mühe und durch den Frost verstümmelt die bewohnten Gegenden Schwedens wieder.

Karl XII. war nur Kriegsmann, nicht Staatsmann, wie sein großer Gegner Peter. Und auch als Kriegsmann war er nur groß durch Tollkühnheit und die Verachtung jeglicher Gefahr sowie durch die Fähigkeit, jegliche Beschwerde und Entbehrung zu ertragen; dagegen fehlte ihm die Gabe einer umfassenden Berechnung und der planmäßigen Verfolgung eines letzten Zieles, dessen Erreichung die Entscheidung bringt. Ein großer Fehler war sein unbegrenzter Eigensinn, der keiner Vernunft zugänglich war. So hat er denn verschuldet, daß Schweden von der Höhe seiner Macht herabstürzte und fast alle seine auswärtigen Besitzungen verlor. Nach seinem Tode erhob der schwedische Adel mit Uebergehung seines Neffen, des Herzogs von Holstein-Gottorp, seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Kassel, und später diesen selbst auf den Thron; beide mußten aber der Unbeschränktheit der königlichen Macht entsagen und die Regierung fast ganz in die Hände von wenigen Adelsfamilien geben.

Die neue Regierung schloß mit den Gegnern Schwedens Frieden, indem sie die auswärtigen Besitzungen zum Theil gegen Geld abgab. Hannover erhielt Bremen und Verden gegen 1 Mill. Thlr., Preußen Vorpommern bis zur Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin gegen 2 Mill. Thlr. Dänemark behielt das im Kriege eroberte Schleswig, mit Ausnahme der Glücksburgischen Lande. Die Russen erlangten im Frieden zu Nystädt (1721) die Abtretung von Liefland, Esthland, Ingermannland und eines Theils von Carelien, wogegen sie Finnland zurückgaben.

XV. Die Kriege zwischen Oestreich und der Türkei.
1664—1739.

Um eine Uebersicht über die Türkenkriege zu geben, müssen wir noch einmal in die Zeiten des Kaisers Leopold I. und Ludwigs XIV. von Frankreich zurückgehen. Die Türken hatten sich seit dem Sultan Soliman, der zur Zeit Karls V. sogar Wien belagert hatte (1529), in Niederungarn festgesetzt und versuchten von da aus ihre Herrschaft im östlichen Europa weiter auszudehnen. Namentlich hatten sie es auf Siebenbürgen und das übrige Ungarn, das in östreichischem Besitze war, abgesehen. Im J. 1664 kamen sie wegen Siebenbürgens mit Oestreich in Krieg und unternahmen einen Zug gegen Oberungarn, erlitten aber durch Montecuculi bei der Abtei St. Gotthardt eine furchtbare Niederlage, in Folge deren Siebenbürgen seine Selbständigkeit behielt und die Türken eine Zeitlang Ruhe hielten.

In dem österreichischen Ungarn entstand im J. 1670 durch die wiederholte Bedrückung der Protestanten eine Verschwörung der Magnaten gegen die deutsche Herrschaft. Sie wurde aber entdeckt und die Häupter blutig bestraft (1671). Da die Protestanten jetzt noch schonungsloser verfolgt wurden und der Kaiser Leopold eine Abänderung der ungarischen Verfassung wagte, so entstand im J. 1678 ein neuer Aufstand, an dessen Spitze sich der Graf Tököly stellte. Fast ganz Ungarn erhob sich für seine gerechte Sache, warf sich aber, um sich gegen Oestreichs Macht zu behaupten, den Türken in die Arme, diesen brutalen Eroberern, die nur Ketten für Ketten bringen konnten. Der Sultan, zugleich auch von dem Gesandten Ludwigs XIV., der sich des Elsasses bemächtigen wollte, gegen Oestreich aufgereizt, war zum Kriege bereit und schickte seinen Großvezier Kara Mustapha mit mehr als 200,000 M. grades Weges gegen Wien (1683).

Furcht und Schrecken ging dem türkischen Heere voraus, das langsam und ohne Widerstand zu finden gegen die östreichische Hauptstadt heranzog. Der Kaiser mit seinem Hofe

flüchtete nach Linz; viele Einwohner der geängsteten Stadt folgten seinem Beispiel. Der kaiserliche Feldherr Karl von Lothringen warf noch eine Besatzung von 14,000 M. in die Stadt und zog sich dann auf die Seite, um die Hülfe der Bundesgenossen, der deutschen Reichsfürsten und des Königs Sobiesky von Polen, abzuwarten. Der Graf Rüdiger von Stahremberg führte in Wien den Oberbefehl; unter ihm organisirte sich der zurückgebliebene Theil der Bürgerschaft, um die Besatzung bei der Vertheidigung der Stadt nach Kräften zu unterstützen. Als gegen Ende des Juli die türkischen Reiter sich vor der Stadt zeigten, ließ Stahremberg die Vorstädte niederbrennen und machte sich mit seinen 21,000 M. Bewaffneten und 200 Kanonen zum Kampf auf den Mauern und Wällen bereit. Kara Mustapha lagerte sich mit seinem ungeheuren Heere vor der Stadt, in einem Umfang von sechs Stunden, er hatte geschworen, die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Sofort eröffnete er die Laufgräben und ließ seine Geschütze gegen die Mauern und in die Stadt donnern; er legte unter den Mauern und Basteien gewaltige Minen an, und so oft eine Mine aufflog, stürmten die Türken unter furchtbarem Geschrei gegen die Breschen. Aber die Vertheidiger schlugen mit verzweifelter Tapferkeit jeden Sturm zurück. So ging es wochenlang, Mine auf Mine flog empor, ein Sturm folgte dem andern; aber die Vertheidiger behaupteten ihre Mauern, und was am Tage zerstört worden war, bauten sie in der Nacht wieder auf. Doch die Minen und Breschen wurden immer gefährlicher, die Besatzung schmolz durch Gefechte und Anstrengung und Krankheiten immer mehr zusammen; es war hohe Zeit, daß Entsatz kam. Am 10. Sept. war die Burgbastei durch eine Mine in die Luft gesprengt, und man erwartete mit Zittern einen neuen Sturm; da, in der äußersten Noth, eilte Stahremberg auf den Stephansthurm und ließ in der Nacht einen Fächer von Raketen aufsteigen, dem erwarteten Hülfsheer ein Zeichen der höchsten Gefahr. Und zum Glück waren die Hülfsvölker versammelt und in der Nähe. Karl von Lothringen hatte 20,000 M., die Kurfürsten von Baiern und Sachsen jeder 12,000 M.,

Schwaben und Franken hatten 9000 M. gestellt, und von Norden war der ritterliche Polenkönig Sobiesky mit 18,000 Polen gekommen, um, wie er geschworen, das Kreuz gegen den Halbmond zu vertheidigen. Ihm übertrugen die Verbündeten den Oberbefehl, und Sonnabend am 11. Septbr. erstieg er den Kahlenberg und gab durch drei Kanonenschüsse den Belagerten das Zeichen der Erlösung. Jauchzende Freude erfüllte jetzt die Stadt; das Volk strömte zum Dankgebet in die Kirchen, die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Tage.

Am nächsten Morgen, den 12. Septbr., stieg das christliche Heer von den Höhen herab zum Angriff auf das türkische Lager. Die Türken vertrauten so sehr auf ihre Stärke, daß sie sogar die Belagerung der Stadt fortsetzten und dem anrückenden Feinde nur einen Theil ihrer Streitkräfte entgegenstellten. Die Polen auf dem rechten Flügel mußten trotz den Beweisen des glänzendsten Muthes zurückweichen; aber in demselben Augenblick befahl Karl von Lothringen mit der ihm eigenen Energie das Vorrücken des ganzen linken Flügels; eine feindliche Batterie ward genommen und die Kanonen gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen fragte den sächsischen Feldmarschall Götz, ob man für heute sich mit den errungenen Vortheilen begnügen solle. Götz antwortete: „Ich bin ein alter Mann, ich möchte heute gern in Wien ausruhen.“ So ward denn die Schlacht fortgesetzt. Während Sobiesky in einen Haufen von 20,000 türkischen Reitern einbrach und ihn zersprengte, drangen die Deutschen im Centrum und auf dem linken Flügel mit neuem Ungestüm vor und stürmten das türkische Lager. Der Großvezier ließ in seiner Wuth 30,000 christliche Gefangene niedermetzeln und Wien mit einem Hagel von Bomben und Kugeln überschütten; aber eben dadurch versäumte er die Abwehr des Hauptangriffs. Um 6 Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Zuletzt gab es nur noch in den Laufgräben einen hartnäckigen Kampf; aber auch hier zerstäubte bald alles in wilder Flucht. Erst am nächsten Morgen erhielt man eine Uebersicht über die unge-

heure Beute. Man fand 370 Kanonen und die Kriegskasse mit mehr als 2 Mill. Thlr., 15,000 Zelte, darunter das des Großveziers im Werthe von 400,000 Thlr., 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe und ungeheure Massen von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art. Kaffee fand sich in solcher Menge vor, daß der Gebrauch damals allgemein wurde. Auch die geheime Correspondenz Ludwigs XIV. mit der Pforte fiel den Siegern in die Hände. Ludwig soll sich aus Aerger 3 Tage eingeschlossen haben.

In dem geretteten Wien war die Freude groß; mit lautem Jubel wurde das einziehende Heer und vor allen der Held Sobiesky begrüßt. Zwei Tage nachher kam auch der Kaiser Leopold zurück; aber das Volk bekümmerte sich wenig um ihn. Bei seinem förmlichen und abgemessenen Wesen hatte er große Bedenklichkeit über die Formen bei dem Zusammentreffen eines Kaisers mit einem Wahlkönig, wie Sobiesky war. Der Herzog von Lothringen meinte: „Mit offenen Armen ist er zu empfangen, denn er hat das Reich gerettet"; aber Leopold begrüßte den König doch sehr kalt und abgemessen, steif auf seinem Pferde sitzend, und blieb während der ganzen Unterredung wortkarg wie gewöhnlich.

Die Türken flohen unaufhaltsam und erlitten nochmals von den nacheilenden Polen und Kaiserlichen eine schwere Niederlage bei Parkany. Bald darauf zog Sobiesky nach Polen zurück und überließ den Oestreichern allein die Fortsetzung des Krieges. Kara Mustapha wurde zu Belgrad, wo er Winterlager halten wollte, auf Befehl des Sultans strangulirt.

In den nächsten Jahren befreite Karl von Lothringen, unterstützt von Ludwig von Baden, fast ganz Ungarn von dem türkischen Joch. Ofen, das 145 Jahre in den Händen der Türken gewesen, fiel erst 1686 nach hartnäckiger Belagerung. Die Ungarn, welche sich der Empörung schuldig gemacht, fühlten schwer die Rache des Kaisers. Der General Caraffa eröffnete ein Blutgericht, die „Fleischbank von Eperies" genannt, und ließ jeden Ungar, der verdächtig war, es mit Tököly gehalten zu haben, einkerkern, aufs grausamste

foltern und eine Menge hinrichten. Auch benutzte der Kaiser seinen Sieg zur Abänderung der Verfassung. Auf einem Reichstage zu Preßburg (1687) wurde das Wahlrecht der Nation aufgehoben und die Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn proclamirt. 150 Jahre waren die Kämpfe zwischen Oestreich und den Türken auf ungarischem Boden ausgefochten wurden; jetzt brachen Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, der Kurfürst von Baiern und Prinz Eugen von Savoyen, alle sehr ausgezeichnete Feldherrn, in die türkischen Provinzen Bosnien und Serbien ein, und die Türken wären vielleicht ganz aus Europa vertrieben worden, wenn nicht Ludwig XIV. durch seinen dritten Raubkrieg die deutschen Waffen wieder nach dem Westen gezogen hätte. Dadurch konnten die Türken im Osten wieder vordringen; sie erlitten aber im J. 1691 durch Ludwig von Baden bei Salankemen und besonders im J. 1697 durch Eugen von Savoyen bei Zentha so schwere Niederlagen, daß sie sich 1699 zu dem ungünstigen Frieden zu Carlowitz verstehen mußten. Oestreich erhielt Siebenbürgen, Slavonien und Ungarn mit Ausnahme des Theils auf der linken Seite der Maros und der Theiß (des Temeswarer Banats).

Im J. 1714, zur Zeit des Kaisers Karl VI., begann ein neuer Krieg mit den Türken, in welchem Prinz Eugen glänzende Waffenthaten verrichtete. Er schlug die Türken bei Peterwardein (1716), eroberte in Folge davon die für uneinnehmbar gehaltene Festung Temeswar und im folgenden Jahre die Festung Belgrad. Im Frieden zu Passarowitz (1718), dem vortheilhaftesten, den Oestreich je mit der Türkei geschlossen, erhielt es den ganzen Banat und einen Theil von Serbien und der Walachei. Dagegen führten die Oestreicher, deren großer Feldherr Eugen im J. 1736 gestorben war, einen Krieg in den Jahren 1736—1739 gegen die Türken so unglücklich, daß sie im Belgrader Frieden (1739) einen großen Theil der früheren Erwerbungen wieder zurückgeben mußten und die Donau und Sau als Grenze zwischen Oestreich und der Türkei festgesetzt ward.

XVI. Kaiser Karl VI.

1711—1740.

Karl VI., Leopolds I. zweiter Sohn, der in seinen jüngeren Jahren für den spanischen Thron bestimmt gewesen war, folgte im J. 1711 seinem Bruder Joseph I. als deutscher Kaiser und als Herr aller östreichischen Länder. Er war voraussichtlich der letzte Habsburger; denn er hatte keine männlichen Nachkommen. Um seiner ältesten Tochter Maria Theresia, die später mit dem jungen Herzog Franz von Lothringen, einem Sohne des berühmten Türkensiegers, vermählt ward, die habsburgischen Länder zu erhalten und diese vor dem Schicksal der spanischen Monarchie, vor Trennung und Zerreißung zu bewahren, erließ er im J. 1713 unter dem Namen pragmatische Sanction eine Erbfolgeordnung, welche folgende drei Punkte enthielt: 1) Die sämmtlichen zur östreichischen Monarchie gehörigen Länder sollen nie getheilt werden. 2) Diese fallen in Ermangelung männlicher Nachkommen an Karls Töchter und deren Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt. 3) Stirbt diese Linie aus, so erben die Töchter Josephs I. und deren Nachkommen.

Die Bestimmungen der pragmatischen Sanction bedurften nicht blos der Zustimmung der Landstände in den einzelne Kronlanden und der Genehmigung des deutschen Reiches, sondern man mußte sich auch bei den auswärtigen Mächten einen festen Rückhalt suchen gegenüber der zu erwartenden Feindseligkeiten der andern Prätendenten. Denn das Haus Baiern sowie das Haus Sachsen, in welche Töchter des vorigen Kaisers Joseph verheirathet waren, machten Ansprüche auf die östreichischen Länder. Die landständische Einwilligung wurde leicht erlangt, und nun meinte Eugen von Savoyen mit Recht, man solle das Heil in die eigene Kraft und nicht auf die Garantien fremder Mächte setzen, man solle vor allem ein starkes Heer und einen reichen Schatz schaffen und dann in fester Ruhe abwarten, wer einen Widerspruch wagen würde. Aber Karl war andrer Ansicht; er war mit größtem Eifer auf auswär-

tige Garantien bedacht, auf die denn doch bei der damals so trüglichen Politik kein Verlaß war. Diese erlangte er auch zum Theil durch mancherlei Zugeständnisse. Sachsen suchte er durch seine Unterstützung bei der Bewerbung um die polnische Krone zu gewinnen, verwickelte sich aber dadurch in einen Krieg, der ihn theuer zu stehen kam.

Als im J. 1733 in dem zerrütteten Wahlreiche Polen durch den Tod Königs August II., Kurfürsten von Sachsen, der Thron erledigt wurde, entstanden über die Wahl des neuen Königs unter dem polnischen Adel zwei Parteien, von denen jede durch auswärtige Mächte unterstützt wurde. Die eine Partei erhob den früher von August II. und den Russen verdrängten Stanislaus Lesczinsky auf den Thron, und sie hatte eine besondere Stütze an Frankreich, dessen König Ludwig XV. ein Schwiegersohn Lesczinskys war, die andere den Sohn des verstorbenen Königs, den neuen Kurfürsten von Sachsen, August III., und diese hatte ihren Rückhalt an Rußland. Auch der Kaiser Karl trat als Bundesgenosse Augusts auf, als dieser versprach, die pragmatische Sanktion anzuerkennen und allen Erbansprüchen auf östreichische Länder zu entsagen. Als Stanislaus durch ein russisch-sächsisches Heer aus Polen vertrieben ward und der Kaiser ein Heer an der polnischen Grenze aufstellte, erklärte Ludwig XV. und die ihm verwandten Könige von Spanien und Sardinien an den Kaiser den Krieg. Die Franzosen besetzten Lothringen, dessen Herzog Franz der Gemahl der Maria Theresia werden sollte, und drangen über den Rhein vor, in Italien eroberten sie die östreichische Lombardei bis auf Mantua; die Spanier bemächtigten sich des Königreichs Neapel und Sicilien. An keiner Stelle waren die Oestreicher zum Widerstande gerüstet, und nirgends hatten sie Glück. Nach langen Unterhandlungen kam der Friede zu Wien zu Stande (1738). Stanislaus verzichtete auf den polnischen Thron und erhielt als Entschädigung das Herzogthum Lothringen, mit der Bestimmung, daß dasselbe nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Franz von Lothringen erhielt dagegen das Großherzogthum Toscana, welches seit 1737

durch das Aussterben des Hauses Medici erledigt war. Der Kaiser trat das Königreich beider Sicilien an den spanischen Prinzen Don Carlos ab und mußte sich mit Parma und Piacenza als Entschädigung begnügen. Dafür verstand sich Frankreich zur Garantie der pragmatischen Sanction.

Der Kaiser hatte zwar die Genugthuung, Polen einen König gegeben zu haben und die pragmatische Sanction von den meisten europäischen Mächten anerkannt zu sehen; aber wie unzuverlässig diese Anerkennung war, werden wir später sehen. Er hatte ferner für sein Haus das Königreich Neapel und Sicilien, sowie für sich und für Deutschland das wichtige Herzogthum Lothringen verloren. Als Stanislaus im J. 1766 starb, kamen die Lothringer, die sich unter ihren alten Herzögen lange rühmlich gegen die Franzosen gewehrt hatten, an Frankreich. Vom deutschen Reiche im Stiche gelassen, wurden sie der Familienpolitik schmählich geopfert.

XVII. Brandenburg-Preußen.

1. Die Mark Brandenburg bis zum 30jährigen Kriege.

Die Wiege des preußischen Staates war die s. g. Nordmark auf der linken Seite der Elbe zwischen dem Harz und der Havelmündung mit dem Hauptort Salzwedel. Der deutsche König Heinrich I. hatte, nachdem er die Hauptfeste der wendischen Heveller an der Havel, Brannibor (jetzt Brandenburg) erobert, diese Markgrafschaft zum Schutze der Grenze gegen die heidnischen Wenden gegründet. Aber das Havelland jenseits der Elbe ging in der Folge für lange Zeit wieder den Deutschen verloren, bis Albrecht der Bär von Ballenstädt (von Askanien, von Anhalt) von dem Kaiser Lothar III. mit der Mark Nordsachsen oder der Nordmark belehnt ward (1133). Albrecht eroberte wieder die Länder jenseits der Elbe und nannte sich Markgraf von Brandenburg; der

Kaiser Konrad III. ertheilte ihm die Erzkämmererwürde des deutschen Reiches. Seitdem wurde die Nordmark die Altmark genannt; die neu erworbenen Lande aber am rechten Ufer der Elbe hießen Priegnitz und Neumark. Später, als durch die Nachkommen Albrechts des Bären noch Besitzungen jenseits der Oder gewonnen wurden, erhielten diese den Namen Neumark, und die bisherige Neumark wurde die Mittelmark.

Albrecht der Bär zwang die unterworfenen Slaven zur Annahme des Christenthums und siedelte, um die Cultur zu heben, in seinen Landen viele Deutsche an. Damals hatte die Cultur in Deutschland, besonders am Rhein, schon bedeutende Fortschritte gemacht und die Bevölkerung an Zahl und Unternehmungslust so zugenommen, daß viele Bauern, Handwerker und Kaufleute, namentlich aus den Niederlanden, nach dem Osten auswanderten, wo Grund und Boden und mancherlei sonstige Vortheile leicht zu haben waren. So entstand denn in der Mark Brandenburg eine Menge deutscher Dörfer und Städte; Ackerbau, Gewerbe und Handel blühten auf, und es dauerte nicht lange, so waren das Christenthum und deutsche Art und Sitte in dem Lande fest gegründet. Die Nachkommen Albrechts, die Ballenstädter (Askanier, Anhaltiner), fuhren in seinem Geiste zu wirken fort, erweiterten ihr Gebiet und erhoben das von der Natur nicht sehr begünstigte Land zu schönster Blüthe. Unter Waldemar dem Großen (1308—1319), dem vorletzten Askanier, war die Mark Brandenburg der größte und mächtigste Staat in Norddeutschland und das Ansehen der Markgrafen so hoch gestiegen, daß sie allein unter den Markgrafen mit den sechs mächtigsten Reichsfürsten das ausschließliche Wahlrecht bei der Kaiserwahl übten.

Nach dem Aussterben der Askanier (1320), zu einer Zeit, wo Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich um die deutsche Kaiserkrone stritten, trat in Brandenburg ein vierjähriges Interregnum ein, worauf Ludwig von Baiern, der den Sieg über Friedrich errungen, die Mark als ein erledigtes Reichslehen einzog und mit Uebergehung der nächsten Verwandten der Askanier an seinen ältesten Sohn Ludwig

11*

gab (1324). Denn damals waren die deutschen Kaiser weniger auf das Wohl des Reiches als auf die Erweiterung ihrer Hausmacht bedacht. Aber das bairische Haus wurde von dem folgenden Kaiser, Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, genöthigt, die Mark nebst der Kurwürde gegen eine geringe Entschädigung an seinen Sohn Wenzel abzutreten; von diesem erhielt es sein Bruder Sigismund. Diese beiden Luxemburger besaßen die Mark von 1373—1417.

Unter den bairischen oder wittelsbacher Fürsten und mehr noch unter den Luxemburgern wurde die Mark wie ein Nebenland behandelt und befand sich in trauriger Lage. Das Land wurde beraubt und verheert durch die Nachbarn und durch Raubritter und Wegelagerer im Innern. Das änderte sich, als der vorgenannte Kaiser Sigismund im J. 1411 dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, aus der fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern, die Statthalterschaft mit landesherrlichen Rechten über die Mark Brandenburg übergab. Die Grafen von Hohenzollern, die Ahnherrn der preußischen Könige, stammten von dem Schlosse Hohenzollern in Schwaben zwischen der oberen Donau und dem oberen Neckar und hatten Besitzungen in Schwaben und Franken. Im J. 1292 wurde Friedrich I., Graf von Zolre, des Kaisers Burggraf in Nürnberg, als welcher er an des Kaisers Statt die höchste Gerichtsbarkeit und den obersten Kriegsbefehl über eine beträchtliche Anzahl von Städten und Aemtern zwischen Main und Donau ausübte. Seine Nachkommen theilten sich in eine schwäbische Linie (Hechingen und Sigmaringen) und eine fränkische, welche die Burggrafschaft von Nürnberg behielt und die Fürstenthümer Baireuth und Onolzbach (Ansbach) gewann. Die Burggrafen von Nürnberg gehörten zu den bedeutenderen Fürsten des Reiches und haben sich immer durch treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich ausgezeichnet. Friedrich VI., hervorragend durch seine Weisheit und feine Bildung, tapfer und staatsklug, hatte dem Kaiser Sigismund die wichtigsten Dienste geleistet und sogar seine Wahl zum Kaiser durchgesetzt. Dafür belohnte ihn Sigismund mit der Statthalterschaft in Brandenburg.

Friedrich stellte zunächst die alten Grenzen der Mark Brandenburg wieder her und ließ sich dann die hauptsächlichste Sorge sein, der Unordnung und dem Raubwesen im Innern zu steuern. Die frechsten Räuber im Lande waren die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow, welche 24 Burgen im Besitze hatten und von da aus Dörfer und Städte verheerten und ausplünderten. Als der Statthalter Friedrich ins Land kam, verhöhnten sie „den Nürnberger Tand" und meinten, wenn's auch ein ganzes Jahr sollt' Burggrafen regnen, so würden sie solche doch nicht in der Mark aufkommen lassen. Sie verweigerten ihm den Eid. Aber Friedrich ging frisch und ungesäumt ans Werk. Er bot die wohlgesinnten Städte und Nachbarn auf, lieh von dem thüringer Landgrafen schweres Geschütz, unter anderm die berühmte, schwer fortzuschaffende „faule Grete", und schoß die Raubburgen in Schutt und Trümmer. Die Quitzows flohen aus dem Lande, die andern Raubritter baten um Gnade.

Im J. 1415 trat Sigismund dem Burggrafen die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramte förmlich als erblichen Besitz ab und im J. 1417 belehnte er ihn damit feierlich zu Kostnitz vor dem versammelten Concil und dem Reichstage. Als Kurfürst heißt er Friedrich I. — Das Haus Hohenzollern gab der Mark Brandenburg eine Reihe von 12 Kurfürsten, von denen der zwölfte sich die Königskrone von Preußen aufsetzte. Bis zum Anfang des 30jährigen Krieges regierten deren 9, meist kluge und thatkräftige Männer, welche das Gebiet nach außen vergrößerten und im Innern ihre Macht befestigten und erweiterten. Wie Friedrich I. die Macht des Adels gebrochen hatte, so demüthigte sein Sohn

2. Friedrich II., „der Eiserne", (1440—1470) die Städte, welche in den Zeiten der Unordnung ihre Rechte und Freiheiten sehr erweitert hatten. Er machte das vereinigte Berlin-Köln zur fürstlichen Residenz und Hauptstadt des Kurstaats. Dessen Bruder

3. Albrecht Achilles (1470—1486) vereinigte sämmtliche fränkische und brandenburgische Besitzungen des

Hauses Hohenzollern und suchte einer abermaligen Zersplitterung durch ein Hausgesetz (dispositio Achillea) vorzubeugen, nach welchem die Mark Brandenburg, als Kurland, stets ungetheilt bleiben und nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie forterben, die fränkischen Fürstenthümer zwar fortan von Brandenburg getrennt, jedoch höchstens unter zwei Nebenlinien getheilt werden sollten. Sein Sohn

4. Johann Cicero (1486—1499), ein gelehrter und beredter Mann, stiftete, um Wissenschaft und Bildung zu heben, die Universität Frankfurt a. d. O. Seine beiden Stiefbrüder theilten die fränkischen Besitzungen unter sich, die nun bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts von dem Kurlande getrennt blieben. Sein Sohn

5. Joachim I. Nestor (1499—1535), hochangesehen unter den deutschen Fürsten wegen seiner gelehrten Bildung und Beredtsamkeit, war bei seinem Regierungsantritt erst 15 Jahre alt. Deshalb erhob der Adel des Landes wieder sein Haupt und verfiel in das alte Raubwesen. „Vor Köckeritz und Lüderitz", hieß es damals im Volksmund, „vor Krachten und vor Itzenplitz behüt' uns, lieber Herr Gott!" Der Ritter von Otterstädt schrieb dem jungen Kurfürsten an die Thür: „Jochimken, Jochimken, höde di; fangen wi di, so hangen wi di"! und lauerte ihm auch wirklich auf. Aber Joachim ging scharf gegen die Landschädiger vor und säuberte in Kurzem das Land. An einem Tage ließ er 70 Raubritter hängen. Sein Lebenlang sorgte er aus allen Kräften für die Sicherheit und Wohlfahrt seines Landes. Seine Regierung fällt in die Zeit der Reformation, und die neue Lehre fand bei einem großen Theil seiner Unterthanen Eingang, selbst in seinem Hause, bei seiner Gemahlin Elisabeth; er selbst aber erwies sich als einen heftigen Gegner der Reformation, die nicht von einem Mönchlein ausgehen dürfe, sondern von dem Papste, dem Kaiser und den Kurfürsten. Seine Gemahlin floh heimlich vor seinem Zorne nach Sachsen; seinen Söhnen, Joachim und Johann, befahl er auf seinem Todesbette, päpstlich zu bleiben. Aber beide gingen nach seinem Tode zur lutherischen Kirche über. Der älteste,

6. Joachim II. Hektor (1535—1571), wurde Kurfürst. Seit seinem Uebertritt zur lutherischen Kirche (1539) wurde das protestantische Princip, das Recht der Vernunft über Menschensatzung und die Freiheit des Gewissens, ein Hauptelement der brandenburgischen Politik, und als später (1697) das kurfürstliche Haus von Sachsen, um die polnische Krone zu erlangen, zum Katholicismus übertrat, ging die Führerschaft des Protestantismus in Deutschland von Sachsen allein auf Brandenburg-Preußen über. Im J. 1537 schloß Joachim einen Erbvertrag mit dem schlesischen Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, nach welchem im Fall des Erlöschens des herzoglichen Mannesstamms diese Lande an Brandenburg fallen sollten, und zur Befestigung dieses Vertrags wurde eine Doppelheirath zwischen den Kindern beider Fürsten vollzogen. Ferdinand I. aber, König von Böhmen, erklärte den Vertrag für nichtig, weil der Herzog von Liegnitz ein Lehnsmann der Krone Böhmen und der Vertrag ohne des Kaisers Genehmigung geschlossen sei. Erst Friedrich der Große wußte seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Auch die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen erwarb Joachim seinem Hause durch einen Vertrag mit dem König von Polen, welcher Lehnsherr von Preußen war. Um diese Erbfolge zu sichern, vermählte der folgende Kurfürst,

7. Johann Georg (1571—1598), seinen Enkel Johann Sigmund mit Anna, der ältesten Tochter des schwachsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, von dem vorauszusehen war, daß er ohne männliche Erben sterben werde, und Johann Georgs Sohn, der Kurfürst

8. Joachim Friedrich (1598—1608) heirathete noch als ein Mann von fast 60 Jahren desselben Herzogs zweite Tochter Eleonore. Er übernahm bereits 1605 die vormundschaftliche Regierung in Preußen. Sein Sohn

9. Johann Sigmund (1608—1619) vereinigte endlich nach dem Tode des Herzogs Albrecht Friedrich das Herzogthum Preußen im J. 1618 mit der Mark Brandenburg.

Durch die Vermählung mit Anna, der Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, machte Johann Sigmund auch Erwerbungen im Westen Deutschlands. Annas Mutter nämlich war die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, der, ebenfalls geisteskrank, im J. 1609 ohne männliche Erben starb. Johann Sigmund war also der nächstberechtigte Erbe. Aber auch der Sohn der jüngeren Schwester des Herzogs Johann Wilhelm, der Prinz von Pfalz-Neuburg, machte Ansprüche auf die Hinterlassenschaft. So entstand der Jülich'sche Erbfolgestreit, der nach der damaligen Lage der Dinge einen confessionellen Charakter annahm. Der Prinz von Pfalz-Neuburg trat zur katholischen Religion über, um die Katholiken in den streitigen Landen, den Kaiser und die Spanier sowie die damals gestiftete Liga auf seine Seite zu bekommen; der Kurfürst von Brandenburg wurde reformirt, um die reformirten Holländer unter Moritz von Oranien und die zahlreichen Reformirten im Jülich'schen für sich zu gewinnen. Es drohte ein allgemeiner Krieg. Um den Ausbruch desselben zu verhindern, schlugen sich England und Frankreich ins Mittel, und so kam es zwischen den beiden Prätendenten zu dem Vergleich zu Xanten (1614), wonach die eine Hälfte der Erbschaft, Cleve, Mark und die Hälfte von Ravensberg und Ravenstein an Brandenburg, die andere, aus den Herzogthümern Jülich und Berg bestehend, an Pfalz-Neuburg kam. Erst 1666, zur Zeit des großen Kurfürsten, wurde der Erbstreit durch den Vergleich zu Cleve endgültig entschieden. Brandenburg erhielt das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und ganz Ravensberg.

Durch die eben erwähnten Erwerbungen im Osten und Westen stieg der Länderbesitz des Brandenburger Hauses auf mehr als das doppelte, von 716 auf 1471 Quadratmeilen. Der brandenburg-preußische Staat war jetzt der bedeutendste in Norddeutschland, und da das Herzogthum Preußen nicht zum deutschen Reiche gehörte, so hörte er auf ein bloßes deutsches Reichslehen zu sein. Durch den Uebertritt des Fürstenhauses aber zur reformirten Kirche, während der größte Theil

der Unterthanen lutherisch war, wurden die Hohenzollern dahin geführt, bei energischem Festhalten des protestantischen Princips in ihren Landen eine religiöse Duldung zu üben, wie sie anderwärts in Deutschland nicht vorkam.

---

2. Preußen bis zum J. 1618.

Die Preußen an der Küste der Ostsee zwischen Weichsel und Niemen, ein aus slavischen, deutschen und lettischen Stämmen gemischtes Volk, widerstanden lange Zeit der Einführung des Christenthums und vergalten die kriegerischen Angriffe ihrer Nachbarn durch verheerende Einfälle in deren Land. Da wandte sich der Bischof Christian von Oliva und der polnische Herzog Konrad von Masovien zur Zeit des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. an den Orden der Deutschritter um Hülfe. Der damalige Hochmeister Hermann von Salza, ein staatskluger Mann, schickte den Landmeister Hermann Balk mit vielen Rittern nach Preußen (1227), in der Absicht, das ganze Land zu erobern, und er ließ sich daher von dem Kaiser den Besitz aller der Länder zusichern, die er von den Preußen erobern und dem Christenthum zuführen würde. Von zahlreichen Kreuzfahrern fortwährend unterstützt, eroberten die Deutschritter in einem 50jährigen Kampfe das ganze Preußenland und machten es zu einem christlichen Lande mit deutscher Cultur. Das Land wurde Anfangs durch einen Landmeister verwaltet, bis im J. 1309 der Hochmeister selbst seinen Sitz in Marienburg nahm.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts stand das Ordensland in hoher Blüthe. Aber der Orden gerieth durch Sittenverderbniß in Verfall, und die Unterthanen murrten über die Habsucht und Willkür der Regierenden. In einem Kriege mit dem polnischen König Wladislaus Jagello erlitt der Orden im J. 1410 bei Tannenberg eine furchtbare Niederlage, welche die Kraft des Ordens für immer brach. Der Friede zu Thorn im J. 1411 war milder als man hoffen konnte; aber nach einem neuen langwierigen Kriege mit Po=

len mußte der Orden in einem zweiten Frieden zu Thorn im J. 1466 ganz Westpreußen an Polen abtreten; Ostpreußen (die Bisthümer Samland und Pomesanien) verblieb dem Orden, wurde aber ein Lehen der polnischen Krone. Der Hauptsitz des Ordens wurde nach Königsberg verlegt.

Zur Zeit der Reformation war Hochmeister des deutschen Ordens der fränkisch-brandenburgische Prinz Albrecht, ein Enkel des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles, Schwestersohn des Königs Sigmund von Polen. Dieser lernte auf einer Reise nach Deutschland Luther und Melanchthon kennen und faßte auf deren Rath den Entschluß, den Orden aufzuheben, die lutherische Religion für sich und sein Land anzunehmen und Preußen in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit umzuwandeln. Dieser Entschluß kam leicht zur Ausführung, da die lutherische Lehre in Preußen schon viele Anhänger gefunden hatte und der König von Polen bereitwillig seinen Neffen mit dem Herzogthum Preußen belehnte (1525). Der deutsche Kaiser erklärte zwar den neuen Herzog in die Acht, aber diese blieb ohne Wirkung. Diejenigen Ritter, welche dem Orden treu blieben, wählten einen neuen Hochmeister, der seinen Sitz zu Mergentheim (im heutigen Würtemberg) nahm.

Albrechts I. Sohn, Albrecht Friedrich (1586 bis 1618), verfiel bald nach seinem Regierungsantritt in Geistesschwäche, weshalb eine Regentschaft nöthig war, und hinterließ, wie wir S. 167 gesehen, im J. 1618 das Herzogthum Preußen seinem Schwiegersohn, dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg.

---

3. Die drei letzten Kurfürsten von Brandenburg.

Der eben genannte Johann Sigmund starb schon ein Jahr nach Erwerbung Preußens. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm (1619—1640), dessen ganze Regierungszeit in den 30jährigen Krieg fällt, war ein schwacher, unselbständiger Mann, der sich ganz von seinem Minister,

dem katholischen, in östreichischem Interesse handelnden Grafen von Schwarzenberg, leiten ließ. Bei dem beständigen Schwanken seiner Politik hatten seine unglücklichen Lande von den beiden kriegführenden Parteien sehr schwer zu leiden. Gerade noch zu rechter Zeit, um die brandenburgischen Lande vor Verkümmerung und Ohnmacht zu bewahren, folgte auf den schwachen ein starker Fürst,

Friedrich Wilhelm (1640—1688), schon von seinen Zeitgenossen der große Kurfürst genannt, der größte Staatsmann seines Jahrhunderts, in einem Alter von 20 Jahren. Er war ein Mann von außerordentlicher Thatkraft und Ausdauer, von scharfem Blick und voll Heldenmuth, der durch entschlossenes Handeln nach außen und eine weise Regierung im Innern seinen Staat der Zerrüttung entriß und alle Lebenskräfte desselben zu frischer Blüthe brachte, so daß, während das deutsche Reich seinem völligen Verfalle entgegenging, in diesem jungen Staate alles, was von gesundem deutschem Stoffe vorhanden war, zu trefflicher Entfaltung gedieh. Von mütterlicher Seite dem Hause Oranien entsprossen, hatte er einen großen Theil seiner Jugend in Holland verlebt und sich dort zum Staatsmann und Feldherrn ausgebildet; er hatte gesehen, wie dieses kleine Land durch die Rührigkeit und Thatkraft seiner Bewohner, durch Handel und Gewerbe und Bildung sich zu blühendem Wohlstand und Macht emporgeschwungen hatte, und war entschlossen, sein Land in gleicher Weise zu demselben Ziele zu führen. In damaliger Zeit stützte sich die Politik überall auf Gewalt und List, und unter solchen Verhältnissen sah sich auch der große Kurfürst gezwungen, dieselben Mittel zur Erreichung seiner staatsmännischen Zwecke anzuwenden.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, mußte er zunächst suchen, wieder Herr seines Landes und seiner Truppen zu werden; denn Schwarzenberg hatte die brandenburgischen Truppen dem Kaiser Treue schwören lassen. Dies Verhältniß wurde aufgelöst und ein neues stehendes Heer geschaffen, das im J. 1646 auf 8000 M. wohlgeübter Truppen aller Waffengattungen angewachsen war und ihn in den

Stand setzte, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten und seine zerstückten, weit auseinander liegenden Länder zu schützen. Bei dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) nahm er unter den betheiligten Mächten schon eine achtunggebietende Stellung ein. Zwar setzte er seine Forderung nicht durch, daß ihm die Schweden ganz Pommern herausgeben sollten; aber er erhielt doch außer Hinterpommern zur Entschädigung für das übrige Pommern die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, Minden und Kamin, die in weltliche Fürstenthümer verwandelt wurden.

In den folgenden Jahren setzte der Kurfürst die Arbeit zur Hebung des Landes und seiner Macht fort. Sein Gebiet bestand aus vier weit von einander getrennten Ländern: zwei größeren (1. Preußen, 2. der Mark und Pommern nebst Magdeburg und Halberstadt) und zwei kleineren (1. Minden und Ravensberg, 2. Mark und Cleve). Diese wurden von ihm zu einem geordneten Ganzen umgeschaffen, zu einem Staatswesen verschmolzen, das von einem Mittelpunkte aus geleitet ward. Dadurch wurde er der eigentliche Gründer des preußischen Staates, einer starken norddeutschen Macht, an welcher alle Protestanten gegen den Katholicismus, alle Deutschen gegen das Ausland Schutz und Stütze fanden. Das Heer wurde bedeutend vermehrt; im J. 1655 betrug es 26,000 Mann. Aber dabei wurde auch eine bedeutende Erhöhung der Steuern nöthig, die jedoch durch eine angemessene Vertheilung und die Hebung des Wohlstandes im Lande erträglich gemacht wurden. Ackerbau, Gewerbe und Handel wurden auf alle Weise gefördert, Straßen und Kanäle angelegt (Friedrich-Wilhelmskanal) und überall neue Erwerbsquellen eröffnet. Fremde Ansiedler, namentlich viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten (s. S. 129), wurden aufgenommen und unterstützt. Nicht geringere Pflege genossen die Schulen, die Wissenschaften und Künste. Friedrich Wilhelm stiftete die reformirte Universität zu Duisburg und die Bibliothek zu Berlin; er zog viele niederländische Künstler ins Land. Auch eine Seemacht sollte der preußische Staat werden. Der Kurfürst schuf eine kleine Kriegsflotte, mit der er

im J. 1681 die Spanier bekriegte, weil sie ihm die versprochenen Hülfsgelder nicht gezahlt hatten. Auf der Küste von Guinea gründete er eine Colonie (1683), die sich aber nicht lebensfähig erwies; deshalb verkaufte sie 1720 der sparsame König Friedrich Wilhelm I. an die Holländer. Die Regierung des großen Kurfürsten war, wie damals in den meisten Ländern Europas, despotisch. Er vernichtete, um für das Ganze sein Ziel zu erreichen, die Vorrechte des Adels und der Städte und brach mit Gewalt und Härte jeden Widerstand. Die Intoleranz der herrschenden, widerspänstigen lutherischen Geistlichkeit wurde gewaltsam unterdrückt. Er ließ sich einen Revers unterschreiben, daß sie allen Edicten des Kurfürsten ohne irgend einen geistlichen Vorbehalt gehorchen wollten. Nur der Berliner Prediger Paul Gerhard, der berühmte Liederdichter, weigerte sich und ging freiwillig in die Verbannung.

Damals war das Herzogthum Preußen noch ein Lehen von Polen. Friedrich Wilhelm benutzte einen Krieg zwischen Polen und Schweden, um sein Land von dieser Abhängigkeit zu befreien. Er schloß sich Anfangs den Schweden an und half ihnen in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656) die Polen besiegen, worauf ihm der schwedische König Karl X. in dem Vertrag zu Labiau (Novbr. 1656) die Souveränität über Preußen zugestand. Damit aber Schweden nicht zu mächtig würde, verständigte sich der Kurfürst bald darauf mit Polen und erlangte von dem polnischen König Johann Casimir die Bestätigung der erlangten Souveränität in dem Vertrage zu Wohlau (Septbr. 1657). Seitdem bildete Brandenburg-Preußen durch sein von dem deutschen Reiche unabhängiges Herzogthum eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser und den übrigen größeren deutschen Staaten.

Ueber die Theilnahme des großen Kurfürsten an dem Kriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich und seinen Kampf gegen die Schweden in Brandenburg und Pommern ist früher schon gesprochen worden (S. 124 ff.). Der Kurfürst zeigte sich Frankreich gegenüber als einen ächten deutschen Mann,

der Deutschlands Ehre überall mit Muth und Kraft vertheidigte, aber in seinem Streben nur zu oft von Kaiser und Reich verlassen wurde. Sein Sohn, der Kurfürst

Friedrich III. (1688—1713), war ein wohlwollender Fürst, aber verschwenderisch durch seine Vorliebe für Pracht und Glanz. Sein Ehrgeiz und diese Liebe zu äußerem Glanze waren vorzugsweise der Grund, weshalb er mit Erlaubniß des Kaisers den Titel eines Königs in Preußen annahm (1701). Am 18. Januar 1701 setzte er sich und seiner Gemahlin zu Königsberg die königliche Krone auf, nachdem er am Tage zuvor den schwarzen Adlerorden gestiftet hatte. Seitdem heißt er Friedrich I., König in Preußen. Schon als Kurfürst hatte er die Universität Halle gegründet, an welcher von ihm mit lobenswerther Toleranz die freiere Richtung der Geister begünstigt ward, sowie die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Wichtig ist auch die Verbesserung des preußischen Heerwesens durch den Prinzen Leopold von Dessau. Die preußischen Truppen gehörten damals zu den besten in Europa, sie fochten in allen Hauptschlachten des spanischen Erbfolgekriegs mit großer Tapferkeit und entschieden öfter den Sieg. Die Königswürde, mit welcher Friedrich I. den kleinen preußischen Staat geschmückt, war für seine Nachfolger eine Anweisung, ihrem Staate eine seinem Titel und seiner Würde entsprechende Macht zu erwerben.

Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. von England, des großen Oraniers, erbte Friedrich I. als der Sohn der älteren Schwester desselben die Grafschaften Lingen und Meurs und die Fürstenthümer Neuenburg und Valendis (Neufchatel und Valengin).

---

4. König Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Der zweite König von Preußen war ein Mann von sehr gesundem Verstande und richtigem Urtheil, aber ohne wissenschaftliche Bildung. Er achtete die Wissenschaften gering, wenn sie

nicht unmittelbar praktischen Nutzen gewährten, war jedoch sehr begierig nach nützlichen Kenntnissen, falls sie ohne Bücherlesen gewonnen werden konnten. Er war ein sehr rauher und jähzorniger Mann bei vieler Herzensgüte und Frömmigkeit, liebte genaue Wahrheit, strenge Gerechtigkeit und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäften und war unermüdlich thätig. In seinem Hause wie in dem Staate forderte er die strengste Unterwerfung unter seinen Willen. Mäßig und sittenstreng, wollte er ganz wie ein Privatmann leben. Im Gegensatz zu seinem verschwenderischen Vater zeichnete er sich aus durch die größte Sparsamkeit in seiner Hofhaltung. Die feinen Lebensgenüsse liebte er nicht. Seine einzige Erholung waren die Jagd und das Tabakscollegium, eine Abendgesellschaft, in der er mit seinen Vertrauten Tabak rauchte, Bier trank und ernste oder spaßhafte Gespräche führte. Er sah sich als den „ersten Diener des Staates" an, und gönnte sich nimmer Ruhe in der Sorge für das Wohl seiner Unterthanen. Er war bemüht, seinem Lande alle Quellen des Wohlstandes zu eröffnen und es durch eine wohlgeordnete Staatsverwaltung zu höherer Blüthe zu bringen; von seinen Unterthanen forderte er Fleiß und ernste Thätigkeit. Faullenzer duldete er nirgends und prügelte bisweilen einen Müßiggänger auf der Straße eigenhändig mit seinem Bambusrohre durch.

Friedrich Wilhelm war mit Leib und Seele Soldat und verwendete eine ungemeine Sorgfalt auf die Einübung seiner Truppen, die er auf 83,000 Mann brachte. Sein Feldmarschall, Leopold von Dessau („der alte Dessauer"), leistete ihm hierin die besten Dienste. Eine Hauptleidenschaft des Königs war, wohlgebildete, recht lange Soldaten zu haben, und dafür verwendete er bei seiner sonstigen Sparsamkeit große Summen. So war denn sein Leibregiment, seine Garde eine Sammlung von lauter Riesen. Einmal kaufte er 46 „lange Kerle" für 43,000 Thlr., ein andermal bezahlte er für einen einzigen Riesen 5000 Thlr. Fremde Potentaten machten dem König oft, um sich ihm gefällig zu erweisen, große schöne Menschen zum Geschenke. Uebrigens suchte der

König seine Soldaten, „seine blauen Kinder“, möglichst zu schonen, und darum wich er auch dem Kriege mit Aengstlichkeit aus. „Er hielt immer den Hahn gespannt, ohne loszudrücken“, wie sein Schwager, der König Georg II. von England sagte. Im Utrechter Frieden erhielt er Obergeldern; im nordischen Kriege schloß er sich den Feinden Schwedens an und gewann Stettin mit den wichtigen Odermündungen.

Wie Friedrich Wilhelm in seinem Wesen durchaus verschieden war von seinem Vater, so bestand auch ein außerordentlicher Gegensatz zwischen ihm und seinem Sohne Friedrich, dem Kronprinzen (geboren am 24. Januar 1712). Der rege Geist des jungen Friedrich zeigte früh eine Neigung zu den schönen Künsten und den Wissenschaften, zu der feinen französischen Sitte und der französischen Litteratur. Friedrich Wilhelm, eine derbe durchaus deutsche Natur, verachtete die Wissenschaften und war ein abgesagter Feind von allem, was französisch hieß. „Ich will nicht französisch sein“, sagte er öfter, „ich bin gut deutsch und würde mich begnügen, wenn ich nur des Kaisers Kammerpräsident wäre.“ Friedrich sollte keine Bücher haben, außer Bibel und Gesangbuch, und sollte ein tüchtiger Soldat werden gleich dem Vater. Schon von seinem achten Jahre an mußte er gleich einem gemeinen Soldaten mit Tasche und Flinte auf die Schloßwache ziehen und Schildwache stehn. Aber Friedrich fand an dem soldatischen Mechanismus kein Vergnügen, so daß der Vater wenig Hoffnung auf ihn setzte. „Fritz ist ein Querpfeifer (Flötenspieler) und Poet“, sagte er, „macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben“. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn wurde immer gespannter; der 18jährige Kronprinz mußte sich sogar vom Vater noch prügeln lassen. Als der strenge König zuletzt beschloß, den Sohn gegen seinen Willen zu vermählen, faßte dieser den kühnen Entschluß, nach England zu seinem Oheim Georg II. zu entfliehen und sich mit dessen Tochter zu verheirathen. Auf einer Reise nach Franken und an den Rhein sollte der Plan ausgeführt werden. Aber die Sache wurde verrathen. Der König ließ den Kronprinzen und seinen Freund, den Lieutenant

Katt, der in den Plan eingeweiht war, verhaften und war sogar Willens, den Sohn als Deserteur durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen zu lassen. Nur mit Mühe wurde er davon abgebracht. Der Kronprinz wurde als Gefangener auf die Festung Küstrin geschickt; sein Mitschuldiger Katt wurde enthauptet. Der König hatte befohlen, daß die Hinrichtung in Gegenwart des Kronprinzen statthaben sollte; aber man nahm den Befehl nicht wörtlich. Die Richtstätte bei dem Schlosse zu Küstrin, in welchem Friedrich gefangen saß, konnte von seinem Fenster aus nicht gesehen werden. Als Katt an seinem Fenster vorbei zum Tode geführt wurde, riß Friedrich das Fenster auf und rief wie ein Verzweifelnder: „Vergib mir, mein lieber Katt!“ Dieser erwiederte lächelnd: „Der Tod für einen so liebenswürdigen Fürsten ist süß!“

Nach einjähriger Gefangenschaft erhielt Friedrich seine Freilassung, ohne jedoch an den Hof zurückkehren zu dürfen; er mußte als jüngster Kriegsrath bei der Domänenkammer zu Küstrin arbeiten. Da er dies mit großem Fleiße that und sein Geschick ruhig ertrug, auch den Plan, eine englische Prinzessin zu heirathen, aufgab und sich nach dem Wunsche des Vaters mit Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern, vermählte (1733), so erlangte er die völlige Verzeihung des Vaters und lebte seitdem zurückgezogen auf dem Schlosse Rheinsberg, das ihm der König geschenkt, ein durch Geselligkeit, durch Studien und den Umgang mit Gelehrten und Künstlern erheitertes Leben bis zu seiner Thronbesteigung. Der König erkannte allmählich die Vorzüge seines Sohnes, und alle Mißhelligkeiten verschwanden. Oestreich hatte aus Eifersucht auf die aufstrebende Macht Preußens dem König Friedrich Wilhelm beständig im Geheimen entgegengearbeitet; als dem König endlich die Augen aufgingen, rief er erbittert, auf den Kronprinzen hinweisend: „Da steht Einer, der mich rächen wird.“ Da „sein lieber Fritz“ sein Regiment stets im besten Stande hielt und überhaupt nichts versäumte, wodurch er ihm Freude machen konnte, sagte der König einst mit Thränen der Rührung: „O mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“

Friedrich Wilhelm starb in den Armen seines Sohnes, am 31. Mai 1740, und hinterließ seinem Nachfolger Friedrich II. ein wohlgeordnetes Land von 2100 Quadratmeilen und 2,200,000 Einwohnern, einen gefüllten Schatz (9 Mill.) und ein schlagfertiges Heer.

XVIII. Friedrichs des Großen Regierungsantritt. Die zwei ersten schlesischen Kriege und der östreichische Erbfolgekrieg.

Das J. 1740 war für die europäische Geschichte ein sehr wichtiges Jahr. Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich II., Friedrich der Große, ein gewaltiger Geist, groß als Feldherr, größer noch als Regent und Staatsmann, den preußischen Königsthron, in jugendlicher Manneskraft, in einem Alter von 28 Jahren. Die Grundsätze, nach denen er sein Land regieren wollte, hatte er schon seit Jahren bei sich festgestellt. Er verkündete: „Das Interesse des Landes ist auch mein eigenes; sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben." Die meisten Einrichtungen seines Vaters ließ er bestehen; denn er hatte erkannt, daß sie auf sehr weisen und wohl überdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhten. Wo er eine Veränderung nothwendig fand, da geschah sie erst nach reifer Ueberlegung. Die Minister seines Vaters behielt er bei, und er hörte und achtete ihren Rath; aber seine Regierung blieb wie die seines Vaters eine Selbstregierung, alle wichtigen Entscheidungen gingen von ihm selbst aus. Die „langen Kerle" im Militär wurden abgeschafft; aber das Heer wurde unablässig geübt und vermehrt. Im Gerichtsverfahren wurde die Folter beseitigt; Kunst und Wissenschaft kamen wieder zu Ehren, und es wurde eine unbedingte Denk- und Glaubensfreiheit gegeben. Sein Befehl war: „Die Religionen müssen

alle tolerirt werden, und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue. In meinen Staaten kann ein Jeder nach seiner Façon selig werden."

Der Religionsunterricht, den Friedrich in seiner Jugend genossen, war der Art gewesen, daß er seiner jugendlichen Seele eine wenig zusagende Nahrung bot; aber er hatte denn doch in seinem Gemüthe den Glauben an die höchsten Wahrheiten der Religion und seine Achtung vor dem Wesen des Christenthums gerettet, so daß man ihm Unrecht thut, wenn man ihn als einen glaubenslosen Mann hinstellt. Seine Bildung war fremdländisch. Er war ganz französisch erzogen worden und achtete die deutsche Sprache nicht hoch; denn in der Zeit seiner Jugend hatte die deutsche Sprache und Litteratur wenig zu bieten, was von Werth war. Aber trotzdem ist Friedrich der Große ein echt deutscher Held, der nach langer Schmach zuerst wieder den deutschen Namen zu Ehren gebracht hat, den das deutsche Volk immer mit Liebe und mit Stolz nennt. Friedrich hat den geistigen Druck entfernt, der in Deutschland alle Triebe niederhielt, er hat ein Licht angezündet, das über ganz Deutschland hinstrahlte. Nicht zufällig ist es, daß mit seinem Regierungsantritt die Blüthe der deutschen Litteratur beginnt.

Friedrich bestieg den preußischen Thron mit dem Vorsatz, sein kleines Königreich zu einem wirklichen Großstaat zu machen. Und dazu bot sich ihm bald Gelegenheit. Noch in demselben Jahre 1740 nämlich, am 20. Octbr., starb der Kaiser Karl VI. und hinterließ zufolge der pragmatischen Sanction die öftreichischen Lande seiner 23jährigen Tochter Maria Theresia, welche mit Franz von Lothringen, dem Großherzog von Toscana, vermählt war. Allein der Kurfürst von Baiern, Karl Albert, und der Kurfürst von Sachsen, August III., erhoben als männliche Verwandte des habsburgischen Hauses Ansprüche auf das habsburgische Besitzthum, welche sie schienen mit Gewalt der Waffen geltend machen zu wollen. Friedrich benutzte die bedrängte Lage der Maria Theresia; er erklärte ihr durch seinen Gesandten in Wien,

daß er bereit sei, ihr gegen alle ihre Feinde beizustehen und ihrem Gemahl bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, wenn sie ihm einen Theil von Schlesien abtrete. Friedrich machte nämlich alte Ansprüche seines Hauses auf die schlesischen Herzogthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau sowie auf das Fürstenthum Jägerndorf geltend. Der östreichische Staat war damals in zerrüttetem, schlecht geordnetem Zustande, seine Armee war im Verfall, seine Finanzen verworren; Maria Theresia hätte an dem wohlgeordneten, schlagfertigen preußischen Staate eine kräftige Stütze gehabt. Aber sie verweigerte die Abtretung Schlesiens und veranlaßte dadurch den König von Preußen, auf die Seite ihrer Feinde zu treten und sofort die Waffen zu ergreifen. So begann

der erste schlesische Krieg (1740—1742). Fast zu derselben Zeit, wo Friedrich seinen Gesandten mit seiner Forderung nach Wien abschickte, rückte er auch schon, am 16. Decbr. 1740, mit 30,000 M. in Schlesien ein, das er ohne Widerstand zum größten Theil besetzte, da die Oestreicher nur wenige Truppen im Lande hatten. Am 3. Jan. 1741 hielt er unter dem freudigen Jubel der protestantischen Schlesier, welche von den Oestreichern hart bedrückt worden waren, seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Breslau. Im nächsten Frühjahr erschien der General Neipperg mit einem östreichischen Heere, um die Preußen wieder aus Schlesien hinauszuwerfen. Bei Mollwitz (unweit Brieg) kam es am 10. April 1741 zur Schlacht. Anfangs war der Vortheil so sehr auf Seiten der Oestreicher, daß Friedrich die Schlacht für verloren hielt und, von wenigen begleitet, das Schlachtfeld verließ. Er ritt bis nach Neisse, wo er erfuhr, daß sein Feldherr, der Graf von Schwerin, durch die unerschütterliche Standhaftigkeit seines Fußvolkes endlich die Oestreicher zum Weichen gebracht und die Schlacht gewonnen hatte. Am nächsten Morgen war der König wieder bei seinen Truppen und betrachtete mit Schaudern das Schlachtfeld. In dieser kurzen Zeit hatte er 12 Meilen zurückgelegt.

Dieser Sieg der Preußen ermuthigte die Feinde Oestreichs. Frankreich, das seine alten feindseligen Pläne gegen

Oestreich wieder aufnahm, und Spanien schlossen mit Baiern am 18. Mai 1741 das Bündniß zu Nymphenburg, welchem bald auch Preußen, Sachsen und Sardinien beitraten. Der Kurfürst von Baiern sollte die Kaiserkrone erhalten und die östreichischen Länder Böhmen, Oberöstreich, Tyrol und Breisgau; für Sachsen war Oberschlesien und Mähren bestimmt, für Preußen Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, für Spanien die Lombardei, Parma und Piacenza, für Sardinien Mailand, für Frankreich die belgischen Provinzen. Maria Theresia sollte nur Ungarn, Niederöstreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behalten; ihre Feinde nannten sie die Großherzogin von Toscana. Von allen Fürsten Europas stand nur Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, ihr als Bundesgenosse zur Seite; dieser wurde aber in dem nun folgenden östreichischen Erbfolgekrieg durch französische und preußische Truppen, welche Hannover von zwei Seiten bedrohten, zur Neutralität gezwungen.

Der östreichische Erbfolgekrieg (1741—1748). Während ein französisches Heer in Norddeutschland eingedrungen war, brach der bairische Kurfürst Karl Albert in Verbindung mit einem andern französischen Heere unter Belleisle in das Erzherzogthum Oestreich ein und ließ sich in Linz huldigen, indem er den Titel Erzherzog von Oestreich annahm. Er drang bis St. Pölten, 12 St. von Wien, und forderte Wien zur Uebergabe auf. In dieser Noth flüchtete Maria Theresia, die kein Heer dem Feinde entgegenzustellen hatte, nach Preßburg in Ungarn, um bei den Ungarn Schutz und Hülfe zu suchen. Gewöhnlich wird erzählt, die unglückliche Fürstin sei auf dem Schlosse zu Preßburg mit der Krone auf dem Haupte, den Erbprinzen Joseph auf dem Arm, in die Ständeversammlung getreten und habe das ungarische Volk zu ihrer Vertheidigung aufgerufen, und die außerordentliche Schönheit und die Hülflosigkeit der jungen Frau mit ihrem hülflosen Kinde, der Zauber ihrer Rede habe die Ungarn so begeistert, daß sie ihre Säbel aus der Scheide rissen und riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! (Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!). Doch müssen einige romantische

Züge aus dieser Geschichte herausgeschnitten werden. Der einfache Hergang war der, daß die Fürstin die Stände in das Schloß zu Preßburg berief und hier zu ihnen sprach: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, daß wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, unserer Person und unserer Kinder. Von allen verlassen, flüchten wir uns einzig zu der alt angestammten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen wir uns und unsere Kinder.“ Als die Fürstin bei der Erwähnung ihrer Kinder in Thränen ausbrach, weinten viele der Anwesenden mit und bezeigten ihre Hingebung, indem sie mit lauter Stimme riefen, daß sie Leben und Habe für sie opfern wollten.

Die Ungarn stellten zwei Heere auf, von denen das eine unter Franz von Lothringen, dem Gemahle der Maria Theresia, nach Böhmen zog, das andere unter Bärenklau das Erzherzogthum Oestreich wieder eroberte und dann in Baiern einfiel, wo Bärenklau am 13. Februar 1742 siegreich in München einzog. Karl Albert hatte sich im vorigen Jahre plötzlich, statt auf Wien loszugehen, aus Oestreich nach Böhmen gewandt und sich in Prag die böhmische Königskrone aufsetzen lassen; denn er fürchtete, daß die in Böhmen eingedrungenen Sachsen sich des Landes bemächtigen würden. Von Prag war er dann nach Frankfurt geeilt, um sich zum Kaiser wählen zu lassen. Er wurde als Kaiser Karl VII. gekrönt, am 12. Febr. 1742, einen Tag vor dem Einzug der Oestreicher in seine Hauptstadt München.

Friedrich II. stand im Frühjahr des J. 1742 mit einem Heere in Böhmen. Karl von Lothringen, der Schwager der Maria Theresia, welcher ihn aus Böhmen hinaustreiben sollte, griff ihn bei Czaslau und Kotusitz (an der oberen Elbe) am 17. Mai 1742 an, wurde aber völlig geschlagen. Friedrich zeigte sich in dieser Schlacht als einen entschlossenen und umsichtigen Feldherrn. Da Maria Theresia in ihm ihren bedeutendsten und gefährlichsten Gegner erkannte, so schloß sie, um gegen die andern Feinde freie Hand zu erhalten, mit ihm den Frieden zu Breslau ab (11. Juni 1742), wo-

durch der erste schlesische Krieg beendigt ward. Sie überließ an Preußen Nieder- und Oberschlesien bis zur Oppa mit der Grafschaft Glatz, 680 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern. Sachsen war in den Frieden eingeschlossen und zog seine Truppen zurück, ohne mit Oestreich einen förmlichen Frieden zu schließen.

Jetzt konnten die Oestreicher mit verstärkter Kraft sich gegen die übrigen Feinde wenden. In Prag stand ein französisches Heer unter Belleisle. Karl von Lothringen belagerte die Stadt, die bald durch Hunger und Seuchen heimgesucht wurde. Da schlug sich Belleisle in einer finsteren Winternacht mit 14,000 M. durch das Belagerungsheer durch und gelangte auf einem mühseligen, aber geschickt geleiteten Rückzug nach Eger, wo er der französischen Armee, die unter dem Herzog von Broglie in Baiern stand, die Hand reichte. Prag mußte sich an die Oestreicher ergeben. Karl VII. gewann zwar sein Kurfürstenthum Baiern noch einmal wieder, mußte dasselbe aber doch bald wieder räumen, und Georg II. von England, Oestreichs Bundesgenosse, schlug mit einem aus Hannoveranern, Hessen, Engländern und Holländern bestehenden Heere von 50,000 M., das er die pragmatische Armee nannte, ein französisches Heer von 60,000 M. bei Dettingen am Main, in der Nähe von Aschaffenburg (27. Juni 1743), worauf die Franzosen sich über den Rhein zurückziehen mußten.

Der zweite schlesische Krieg (1744—1745). Das Glück der Maria Theresia machte Friedrich II. besorgt, dieselbe möchte, sobald sie ihre Feinde niedergeworfen, wieder ihn angreifen und ihm Schlesien wieder entreißen. Auch hielt er es seiner Ehre zuwider, daß der Kaiser, den er selbst hatte wählen helfen, aus den Grenzen seines eigenen Landes vertrieben sei. Deßhalb begann er aufs neue den Krieg und rückte im August 1744 mit 80,000 M. „kaiserlicher Hülfstruppen" in Böhmen ein. Er zwang Prag zur Uebergabe und ward Herr von ganz Böhmen. Allein durch Mangel und schlechtes Herbstwetter sowie durch den herbeieilenden

Feind sah er sich genöthigt, das Land wieder zu räumen und nach Schlesien zurückzugehen.

Der Einfall Friedrichs in Böhmen gab dem Kaiser Karl VII. die Möglichkeit, aufs neue Besitz von seiner Hauptstadt München zu nehmen. Aber er starb bald darauf (Jan. 1745). Er war drei Jahre unter Kummer und Leid Kaiser gewesen (1742—1745), seit Jahrhunderten in der Reihe der Kaiser der einzige Nichthabsburger. Sein Sohn Maximilian Joseph schloß mit Maria Theresia im April 1745 den Frieden zu Füssen, durch welchen er das Kurfürstenthum zurückerhielt, aber allen Ansprüchen auf östreichische Lande entsagen mußte und dem Gemahl der Maria Theresia seine Stimme zur Kaiserwahl versprach. Franz von Lothringen wurde auch noch in demselben Jahre als Franz I. zu Frankfurt gekrönt. Er war Kaiser von 1745—1765.

Durch den Rücktritt Baierns kam Friedrich II. in Verlegenheit, zumal da jetzt die Sachsen auf östreichischer Seite standen, Rußland seinen Feinden Truppen versprach und England und Holland Hülfsgelder zahlten. Maria Theresia und August III. von Sachsen waren schon über eine Theilung Preußens übereingekommen. Aber Friedrich und sein Heer verzagten nicht. „Es ist keiner unter uns", schrieb er nach Berlin, „keiner, der sich nicht lieber den Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben." Karl von Lothringen war mit 75,000 Oestreichern und Sachsen in Schlesien eingefallen, wurde aber am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg und Striegau von Friedrich II. und seinen 60,000 M. Preußen so aufs Haupt geschlagen, daß er sich schleunigst nach Böhmen zurückziehen mußte. Friedrich folgte ihm und besiegte ihn nochmals bei Soor (unweit Trautenau) am 30. Sept. 1745, obgleich er den 35,000 Oestreichern nur 19,000 M. entgegenzustellen hatte. Wegen Mangels an Lebensmitteln mußte Friedrich wieder nach Schlesien zurückkehren. Unterdessen hatten die Oestreicher und Sachsen sich zum Einfall in die preußischen Lande vorbereitet. Ein östreichisch-sächsisches Heer unter General Grünne sollte von der Lausitz aus auf Berlin losgehen, das sächsische Hauptheer unter Rutowski

sammelte sich in Sachsen. Sobald Friedrich von den Plänen seiner Feinde hörte, eilte er aus Schlesien nach der Lausitz und zersprengte dort das feindliche Heer; den alten Dessauer schickte er nach Sachsen voraus, und dieser schlug die Sachsen bei Kesselsdorf (15. December 1745) und nahm Dresden ein. Die Preußen fochten bei Kesselsdorf in Schnee und Eis mit unwiderstehlicher Tapferkeit. Die preußischen Siege stimmten Oestreich und Sachsen zum Frieden, der am 25. Decbr. 1745 zu Dresden abgeschlossen ward. Maria Theresia verzichtete nochmals auf Schlesien und Glatz, wogegen Friedrich ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Sachsen zahlte an Preußen 1 Mill. Thaler Kriegskosten. Friedrich hatte zwar durch diesen Krieg keine neuen Lande erworben, aber Ansehen und großen Ruhm erkämpft; seitdem stand Preußen als eine achtunggebietende Großmacht unter den europäischen Staaten da, und die Welt begann Friedrich „den Großen" zu nennen.

Der östreichische Erbfolgekrieg wurde von Frankreich und Spanien noch drei Jahre fortgesetzt, und zwar in Italien und den Niederlanden. Hier focht der in französischen Diensten stehende Marschall Moritz von Sachsen, ein natürlicher Sohn des Königs August II. von Polen, glücklich gegen die Oestreicher, Engländer und Holländer. Der Friede zu Aachen (1748) beendete den Krieg. Maria Theresia trat an Sardinien einige Bezirke von Mailand ab; Parma, Piacenza und Guastalla überließ sie dem spanischen Infanten Don Philipp. So hatte sie sich glücklich gegen ihre vielen Feinde behauptet und, abgesehen von Schlesien, nur einige kleine Landschaften ihres Reiches verloren.

Friedrich der Große benutzte die 11 Friedensjahre von 1745—1756 mit einer nie gesehenen Thätigkeit, um durch eine weise Staatsverwaltung die Wohlfahrt seiner Lande zu fördern und die innere Kraft des Reiches zu erhöhen. Namentlich wandte er seine ganze Sorge dem neuerworbenen Schlesien zu, das durch den Krieg viel gelitten und früher unter der habsburgischen Regierung sehr verwahrlost worden war. Hier brach er die Priester- und Adelsherrschaft und

weckte in allen Zweigen des Erwerbs eine solche Thätigkeit, daß sich in kurzem der Wohlstand verdreifachte und Schlesien bald an Ergebenheit für das Haus Hohenzollern mit den älteren Provinzen wetteiferte. Sein Heer vermehrte Friedrich bis zu 150,000 Mann, um stets schlagfertig zu sein für einen neuen Krieg, den er voraussehen mochte.

XIX. Der siebenjährige Krieg.
1756—1763.

Der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg hat seinen ersten Ursprung in Nordamerika, wo die Franzosen und Engländer im J. 1754 um den Besitz des Ohiothals in blutigen Streit kamen. Es war vorauszusehen, daß die zwischen beiden Mächten ausgebrochene Feindseligkeit sich nicht auf Amerika und den Kampf zur See beschränken, sondern auch Europa und wegen Hannovers, des Erblandes der englischen Königsfamilie, Deutschland ergreifen würde. Nach den bisherigen Erfahrungen mußte man erwarten, daß Preußen zur Seite Frankreichs, Oestreich zur Seite Englands daran Theil nehmen würde. Aber die Sache kam anders. Da der östreichische Staatskanzler Kaunitz, in voller Uebereinstimmung mit Maria Theresia, vor allem einen Angriff auf preußisches Gebiet, die Wiedereroberung von Schlesien verlangte, Hannover aber allein von Preußen gegen Frankreich geschützt werden konnte, so erkaltete die Freundschaft zwischen England und Oestreich, und Kaunitz kam auf den Gedanken, die bisherige Politik Oestreichs, die auf dem Gegensatze zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg beruhte, aufzugeben und sich Frankreich, dem Erbfeinde Oestreichs, zu nähern. In Folge davon schloß England am 16. Jan. 1756 mit Friedrich II., der um jeden Preis die Franzosen aus Deutschland ferngehalten wissen wollte, einen Vertrag ab, dessen vornehmster Artikel das gegenseitige Versprechen war, den Frieden in Deutschland zu erhalten, und in dem Falle, daß eine fremde Macht ihre Truppen daselbst einrücken lasse, sich dem zu widersetzen.

Dieser Vertrag beschleunigte die Einigung zwischen Oestreich und Frankreich. Am französischen Hof wurde ein lüderliches Weib, die Marquise von Pompadour, welche auf den König Ludwig XV. einen großen Einfluß übte, von Kaunitz für seinen Plan gewonnen; doch ist es unwahr, daß Maria Theresia, um zu ihrem Ziele zu kommen, sich herabgelassen habe, eigenhändig an die gemeine Frau zu schreiben. Am 1. Mai 1756 wurden zu Versailles zwischen Frankreich und Oestreich zwei Verträge abgeschlossen, worin man sich gegenseitige Hülfe zusagte, Oestreich versprach, die kaiserliche Gewalt nicht zu Gunsten Hannovers geltend zu machen, und die Aussicht erhielt, Schlesien zurückzuerobern. So wurden die politischen Verhältnisse der Mächte von Grund aus umgewandelt, und das europäische Gleichgewicht mußte sich nun andere Grundlagen suchen.

Die russische Kaiserin Elisabeth, eine geistvolle, daneben aber bigotte und rücksichtslos ihren Vergnügungen und der Sinnlichkeit hingegebene Frau, war seit langer Zeit gegen Friedrich II. feindlich gesinnt und glaubte sich von ihm durch seinen Witz persönlich beleidigt. Auch sie wurde von Oestreich gewonnen, und es kam zu einem geheimen Vertrag zwischen Oestreich, Rußland und Frankreich, der nun direct gegen Friedrich II. gerichtet war und eine völlige Zerstückelung seiner Monarchie beabsichtigte. Auch August III. von Sachsen und Polen schloß sich diesem Bündnisse an; doch ist sein Minister, der Graf Brühl, ein persönlicher Feind Friedrichs, nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, die Seele der geheimen Verhandlungen gegen Preußen gewesen. Wären die Absichten der Verbündeten erreicht worden, so wäre Deutschland in völlige Abhängigkeit von den fremden Mächten gerathen. Aber Friedrich der Große hat dafür gesorgt, daß ein mächtiges Preußen bestehen blieb, als Hort der deutschen Selbständigkeit.

Das Kriegsjahr 1756. Friedrich II. hatte durch einen sächsischen Kanzelisten und einen östreichischen Gesandtschaftssecretär Nachrichten und Actenstücke erhalten, die ihn über das Treiben der benachbarten Höfe in Kenntniß setzten. Er faßte daher rasch seine Entschlüsse. „Ich bin nicht der

Mann," sagte er, „mir Nasenstüber geben zu lassen. Diese Dame" — er zeigte auf ein Porträt Maria Theresias — „will den Krieg, sie soll ihn baldigst haben. Meine Truppen sind in Bereitschaft; ich muß das Complot meiner Feinde brechen, ehe es zu stark wird." Um aber den Vorwurf, daß er der Angreifer sei, möglichst von sich abzulenken, ließ er zu Wien nochmals wegen des Bündnisses mit Rußland und über die östreichischen Rüstungen anfragen, und als er eine stolze Antwort erhielt, fiel er plötzlich am 29. August 1756 mit 70,000 M. in Sachsen ein, fest entschlossen, dieses reiche und den Eingang nach Böhmen beherrschende Land während des Krieges zu behalten und seine Hülfsquellen für sich zu benutzen. Dresden und die wichtigsten Städte des Landes wurden besetzt, die sächsische Armee aber wurde bei Pirna, wo sie sich verschanzt hatte, eingeschlossen. Als ein östreichisches Heer von 70,000 M. (33,000 M.?) unter dem Feldmarschall Browne zur Befreiung der Sachsen heranrückte, ließ Friedrich 40,000 M. bei Pirna zurück und ging den Oestreichern mit 24,000 M. nach Böhmen entgegen, wo er sie bei Lowositz (1. Octbr.) zurückschlug. In der mörderischen Schlacht bewiesen die Preußen eine bewunderungswürdige Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit. „Jetzt habe ich gesehen, was meine Truppen vermögen", schrieb der König in einem Berichte, und in einem andern Schreiben sagte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Als Friedrich nach Pirna zurückkam, waren die Sachsen durch Hunger und Witterung so erschöpft, daß sie sich ergaben (14. Octbr.). Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, nicht mehr gegen ihn dienen zu wollen, die Unteroffiziere und Gemeinen dem preußischen Heere einverleibt.

Friedrich nahm sein Winterlager in Sachsen. Er hatte sich in Dresden, ohne auf das Bitten der Königin zu achten, des Archivs bemächtigt und konnte jetzt durch die vorgefundenen Papiere sich wegen seines Einfalls in Sachsen vor der Welt rechtfertigen, indem er die gefährlichen Anschläge Oestreichs und Sachsens bekannt machte. Während des Winters

vollendeten seine Feinde ihre Rüstungen. Dem großen Bündniß gegen Preußen traten noch zu die Schweden und die deutschen Fürsten, mit Ausnahme von Braunschweig, Hessen-Cassel und Gotha, welche auf Friedrichs Seite standen. Auch der deutsche Reichstag zu Regensburg beschloß gegen Friedrich die Execution, indem er seinen Einfall in Sachsen als „eine unerhörte, höchst sträfliche Empörung" bezeichnete. Der preußische König hatte einen Kampf mit dem halben Europa zu erwarten.

Das Jahr 1757. Im Frühjahr 1757 rückten 175,000 Oestreicher, über 100,000 Franzosen, 32,000 M. Reichstruppen, 100,000 Russen und 22,000 Schweden, im Ganzen 434,000 M. gegen Friedrich ins Feld. Das Reichsheer sammelte sich in Franken, die Franzosen zogen über den Rhein gegen Westphalen und Hannover, die Russen bereiteten sich vor, in Preußen, die Schweden, in Pommern einzufallen, die Oestreicher drohten von Böhmen her. Friedrich hatte allen diesen Feinden nur 200,000 M. entgegenzustellen. Den Kampf gegen die Franzosen überließ er einem von dem Herzog von Cumberland geführten Heere, das aus Hannoveranern und andern bundesgenossischen Truppen bestand, gegen die Russen schickte er 14,000 M. unter Lehwald, gegen die Schweden 4000 M.; er selbst drang mit dem Hauptheere in 4 Haufen in Böhmen ein, um den Kampf mit seinen wichtigsten und gefährlichsten Feinden, den Oestreichern, aufzunehmen.

Die Oestreicher wichen überall vor den eindringenden Preußen zurück, welche sich vor Prag, über 100,000 M. stark, vereinigten. Hierher hatte sich auch der größte Theil der Oestreicher zusammengezogen und stand unter Karl v. Lothringen und Browne zur Schlacht bereit. Der König wollte sogleich nach dem Marsche den Feind angreifen, während Schwerin rieth, erst das Terrain zu erkunden und die Truppen einen Tag ausruhen zu lassen; aber Friedrich sprach ungeduldig: „Nichts, nichts! es muß noch heute sein. Frische Fische, gute Fische." Der alte Schwerin antwortete, mißmuthig sich den Hut in die Augen drückend: „Nun, soll und muß es denn heute sein, so will ich den Feind gleich hier an-

greifen, wo ich ihn sehe.“ Friedrich commandirte auf dem rechten Flügel, Schwerin auf dem linken. Die preußische Armee, welche wirklich zum Treffen kam, war 64,000 M., die östreichische war 76,000 M. stark und stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge dazu waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche mit schlammigem Boden, schmale Dämme, ja Stege, auf denen die Soldaten nur einzeln gehen konnten. Trotz des so schwierigen Terrains griffen die Preußen mit frischem, ungestümem Muthe an. Schwerins Infanterie arbeitete sich unter unsäglichen Anstrengungen durch Schlamm und Morast und über die Dämme an den Feind heran und ging mit dem Bajonnet auf die Verschanzungen los, wurde aber mit einem entsetzlichen Kartätschenfeuer empfangen, so daß ganze Reihen zu Boden stürzten und sie nach mörderischem Kampfe zurückweichen mußten. Mitterweile war auch die Cavallerie der beiden Heere ins Handgemenge gekommen. Die östreichische Reiterei wurde auseinander gesprengt und auf ihre eigene Infanterie geworfen, die in Unordnung gerieth. Die preußischen Husaren benutzten diese Gelegenheit, einzuhauen und die Verwirrung zu vermehren. Unterdessen hatte Schwerin seine zurückgezogene Infanterie wieder formirt und ließ sie gegen den Feind anrücken. Er stieg vom Pferde und stellte sich, die Fahne in der Hand, an die Spitze seines Regimentes. Der 73jährige Greis ward durch drei Kugeln zu Boden gestreckt; die Fahne überdeckte ihn. Mehrere Generale folgten dem Beispiel Schwerins, und das ganze Treffen der Preußen stürzte auf die Oestreicher, die sich in großer Unordnung befanden und deren Flügel etwas von einander getrennt waren. Der König selbst warf sich mit seinen Truppen in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollständig. Das östreichische Heer war in zwei Theile zersprengt, von denen der eine sich auf das weite Feld begab, der andre sich in die Stadt Prag warf.

Hätte Friedrichs ganzes Heer zum Schlagen kommen können, so wäre in der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) die ganze östreichische Armee sicherlich vernichtet worden, und der

Krieg hätte wahrscheinlich bald sein Ende genommen. Aber die Heeresabtheilungen des Prinzen Moritz von Dessau und des Feldmarschalls Keith standen jenseits der Moldau und konnten ihre Pontonbrücke über den angeschwollenen Fluß nicht vollenden, um noch in die Schlacht einzugreifen. Die Schlacht hatte von Morgens 9 Uhr bis Abends 8 Uhr gewüthet und hatte auf beiden Seiten viel Blut gekostet. Die Preußen verloren 12,000 Todte und Verwundete, und unter den 5 gefallenen Generälen den Feldmarschall Schwerin, den die Soldaten wie ihren Vater verehrten. Der Verlust der Oestreicher betrug über 13,000 M. Unter den Gefallenen befand sich auch der tüchtige Marschall Browne. Der Ruf der Prager Schlacht hallte durch ganz Europa wieder. Die Freunde des Königs jubelten, seine Feinde bebten, und in der ersten Bestürzung wollte Maria Theresia aus Wien fliehen und die Archive wegbringen lassen. Friedrich schrieb auf dem Schlachtfelde an seine Mutter: „Der Feldzug ist für die Oestreicher verloren, und ich habe mit 150,000 M. freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Einen Theil meiner Truppen werde ich absenden, um den Franzosen ein Compliment auszurichten, mit dem übrigen verfolge ich die Oestreicher.“ Aber die Sache wandte sich bald anders.

Nach der Schlacht belagerte Friedrich Prag, in welchem an 50,000 M. östreichische Truppen zusammen waren, die mit den 80,000 Einwohnern der Stadt bald durch Mangel an Lebensmitteln in die größte Noth kamen. Trotzdem hielt sich die Stadt von Woche zu Woche; sie hoffte auf Entsatz durch Daun, der bei Kollin stand und einen großen Theil der aus der Prager Schlacht geflüchteten Truppen an sich gezogen hatte. Deswegen entschloß sich Friedrich, den Schlag von Pirna und Lowositz zu wiederholen; er ging mit 34,000 M. dem 60,000 M. starken Heere Dauns entgegen, in der Hoffnung, es zu vernichten und dann schnell Prag zur Uebergabe zu zwingen. Daun war ein sehr einsichtsvoller und kriegserfahrener Mann von seltener Kaltblütigkeit und Ausdauer. Einem Feldherrn wie Friedrich gegenüber beobachtete

er die äußerste Vorsicht und war schon zufrieden, wenn er nicht geschlagen wurde. Daun stand auf den steilen Anhöhen von Kollin hinter starken Verschanzungen in sehr fester Stellung und verfügte über eine zahlreiche Artillerie. Die Preußen gingen mit todesmuthigem Heldenmuthe gegen die Verschanzungen vor; siebenmal erneuern sie über die Leichen der gefallenen Brüder ihren wüthenden Angriff, bis zuletzt der rechte Flügel des Feindes geschlagen ist. Schon dachte Daun an den Rückzug. Da änderte der König plötzlich seinen Schlachtplan, seine Befehle wurden nicht gehörig befolgt und ausgeführt, es gab in seinen Linien eine Lücke. In diese warfen sich sächsische Artillerieregimenter, die zu Daun übergegangen waren, und nun entspann sich ein furchtbarer, erbitterter Kampf zwischen den sächsischen Reitern und dem preußischen Fußvolk. Andre Truppen fielen die Preußen im Rücken an, und so mußten diese endlich im ungleichen Kampfe unterliegen und sich zurückziehen. Der linke Flügel der Preußen, der gesiegt hatte, wollte eben — es war 9 Uhr Abends — Victoria schießen, da kam ihm die Nachricht zu, die Schlacht sei verloren. Nun mußten auch diese siegreichen Truppen sich zurückziehen, und sie thaten es in solcher Ordnung, daß der Feind nicht wagte, sie zu beunruhigen. 13,000 Preußen und 9000 Oestreicher bedeckten das Schlachtfeld.

Die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) war die erste Schlacht, die Friedrich verlor. Er selbst hatte in dem unglücklichen Kampfe wie ein Verzweifelter dem Tode getrotzt. Als alles um ihn niederstürzte und zurückwich, führte er noch etwa 40 Mann mit klingendem Spiel gegen eine Batterie; auch diese flohen zum größten Theil, aber der König drang weiter vor, bis ein Adjutant ihm zurief: „Wollen denn Ew. Majestät die Geschütze allein nehmen?“ Noch am Spätabend sollte die Garde einen letzten Angriff versuchen; als sie zögerte, rief ihr Friedrich voll Wuth zu: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben!“ „Hör', Fritze“, antwortete ihm ein bärtiger Grenadier, „für 13 Pfennige, dächt' ich, wär's für heut genug.“ Auf dem Rückzug brachte ein blutender Reiter dem ermatteten König in seinem Helm einen Trunk Wasser mit

den Worten: „Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben." Am Abend fand man den König in Nimburg in trüben Betrachtungen auf einer Brunnenröhre sitzend, während er mit seinem Stock gesenkten Blickes Figuren in den Sand zog. Als der geringe Rest seiner Garde an ihm vorübermarschirte, sprach er mit Thränen im Auge: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." „Leider", antworteten sie, „wir sind heute nicht gut angeführt worden." „Nun, habt nur Geduld", fuhr er fort, „ich werde alles wieder gut machen."

Die nächste Folge der unglücklichen Schlacht bei Kollin war, daß Friedrich die Belagerung von Prag aufheben und sich mit seinen Truppen nach Sachsen zurückziehen mußte. Der Zauber seiner Unbesiegbarkeit war geschwunden, und seine Feinde drangen jetzt ermuthigt von allen Seiten vor. Die Schweden fielen in Pommern ein, die Russen unter Apraxin schlugen in Ostpreußen den Feldmarschall Lehwald bei Großjägerndorf (30. Aug.). Die Franzosen besiegten unter d'Estrées den Herzog von Cumberland bei Hastenbeck an der Weser (26. Juli) und zwangen ihn zu der Convention in Kloster-Seven, in der er versprach, sein Heer zu entlassen. Ein anderes französisches Heer unter Soubise drang in Verbindung mit der Reichsarmee in Thüringen ein. Gegen dieses wandte sich Friedrich zuerst mit einem Heere von 22,000 Mann. Er schickte seinen tapferen Reitergeneral Seidlitz voraus, der die Franzosen aus Leipzig und Halle vertrieb und wie im Fluge bis Gotha kam. Hier wollte sich eben Soubise mit seinen Offizieren in dem herzoglichen Schlosse zur Tafel setzen, als der Schreckensruf erscholl: „Die Preußen kommen!" Die Franzosen entflohen in Hast, nnd Seidlitz setzte sich mit seinen Offizieren an den gedeckten Tisch. 150 französische Soldaten wurden noch gefangen und dazu der ganze französische Troß: Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, lüderliche Frauenzimmer, Komödianten und ähnliches Volk. Seidlitz sagte: „Das Pack kann ich nicht brauchen, die dienen uns besser, wenn sie fortfahren, unsere Feinde

zu verweichlichen", und jagte sie fort. Er verfolgte die französischen Truppen bis Eisenach.

Nachdem Soubise noch Verstärkung an sich gezogen, rückte er vor bis Leipzig, und nicht weit von dieser Stadt kam ihm Friedrich mit seinen 22,000 M. entgegen und lieferte ihm die Schlacht bei Roßbach (5. Novbr. 1757). Das französische Heer betrug mit den Reichstruppen 64,000 M. Die übermüthigen Franzosen verspotteten den „Marquis von Brandenburg", den sie in einem Sacke fangen wollten. Soubise schrieb nach Paris: „Um die Neugierde meiner Landsleute zu befriedigen, werde ich ihnen nächstens den kleinen Marquis gefangen zuschicken." In einem weiten Bogen zogen sie sich um das preußische Lager her, während Friedrich ruhig mit seinen Generalen zu Mittag speiste. Erst um halb drei Uhr gab er den Befehl, das Lager abzubrechen. Mit Blitzesschnelle war die Verwandlung vollzogen, in einer halben Stunde standen die Preußen in Schlachtordnung. Schon nach den ersten Schüssen einer preußischen Batterie ergriffen die Reichstruppen die Flucht. Seidlitz überflügelte, von einer Hügelreihe gedeckt, unbemerkt den Feind, und als er in die Nähe gekommen, warf er seine Pfeife fort und rief: „Kinder, jetzt ist Zeit, die Pfeife ausgehen zu lassen!" Er stürzte mit Ungestüm in die französischen Schwadronen und warf sie in kurzer Zeit auseinander, während der König und sein Bruder, Prinz Heinrich, das französische Fußvolk in Unordnung brachten. Nach anderthalbstündigem Kampf war die Schlacht entschieden, und die Franzosen flohen in wilder Flucht davon. Erst am Rhein und Main machten sie wieder Halt. Von den 27 preußischen Bataillonen waren nur 7 im Gefecht gewesen. Die Franzosen verloren über 3000 M. an Todten und Verwundeten und 5000 Gefangene, die Preußen hatten einen Verlust von 376 M. Sie erbeuteten 67 Kanonen und 22 Fahnen und fast das ganze feindliche Gepäck, darunter eine Menge von Pudermänteln, Haarbeuteln, Pomadebüchsen, Schlafröcken, Sonnenschirmen und ähnlichen Geräthen des Luxus.

Das war ein lustiger und glänzender Sieg. Ganz

Deutschland ohne Unterschied jubelte, daß diese übermüthigen Franzosen, die so lange Zeit Deutschland bedrängt und beraubt hatten, endlich einmal von deutschen Waffen blutig und fast lächerlich heimgejagt worden waren. Es entstanden zahllose Siegeslieder und Spottgedichte. Noch heute wird im preußischen Heere das Lied gesungen, dessen eine Strophe lautet:

„Und wenn der alte Fritze kommt
Und klopft auf seine Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

England war voll Begeisterung für den großen König und feierte die Schlacht bei Roßbach durch Illuminationen. Die Convention von Kloster-Seven mußte aufgehoben werden, und Georg II. erbat sich von Friedrich einen Anführer für seine Truppen, welche gegen die Franzosen in Deutschland kämpfen sollten. Friedrich schickte den kühnen Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Aber so glänzend der Glücksstern des Königs nach der Niederlage bei Kollin durch die Schlacht bei Roßbach wieder aufgestiegen war, so war er doch immer noch in einer bedenklichen Lage. Die Russen waren allerdings wieder aus Preußen zurückgezogen, aber die Oestreicher hatten sich eines großen Theils von Schlesien bemächtigt. Sie hatten die Festung Schweidnitz erobert, hatten den Herzog von Braunschweig-Bevern bei Breslau besiegt und gefangen genommen und Breslau besetzt. Friedrich bot alles auf, um Schlesien durch einen neuen Sieg zu retten. Er zog von Roßbach aus mit seinen begeisterten Truppen nach Schlesien, und nachdem er die Reste von der Armee des Herzogs von Bevern an sich gezogen, lieferte er am 5. Decbr. unweit Breslau bei dem Dorfe Leuthen mit 33,000 M. dem 80,000 M. starken östreichischen Heere unter Karl von Lothringen und Daun eine Schlacht. Der Prinz von Lothringen nannte spottend das heranziehende preußische Heer die „Potsdamer Wachtparade". Die östreichische Schlachtlinie zog sich über eine Meile weit hin und war auf dem rechten Flügel, wo sie den Angriff erwartete, am stärksten. Das erkannte Friedrich und beschloß, auf dem

andern Flügel anzugreifen. Er ließ plötzlich seine Truppen in schiefer Richtung gegen den linken feindlichen Flügel abmarschiren. Als Daun das sah, sprach er zu Karl von Lothringen: „Die Leute gehen; man störe sie nicht.“ Um 1 Uhr Nachmittags schritt Friedrich zum Angriff. „Zieh Er mit Gott“, sprach er zu jedem seiner Anführer, „und schlag Er den Feind.“ Seine Truppen stürzten sich mit solcher Heftigkeit auf den linken Flügel der Oestreicher, daß dieser fast augenblicklich auf die Mitte des Heeres geworfen wurde. Hier kam es in dem Dorfe Leuthen zu einem hartnäckigen Kampfe, der mehrere Stunden dauerte. Unterdessen ward die östreichische Reiterei des rechten Flügels von der preußischen geschlagen, und das entschied die Schlacht; die Flucht der Oestreicher ward allgemein. Nie hatten die Preußen mit solcher Kampflust gestritten, nie waren die Anordnungen des Königs pünktlicher und kaltblütiger ausgeführt, nie war ein herrlicherer Sieg erfochten worden. Der dreimal stärkere Feind war in wenig Stunden gänzlich geschlagen. Die Preußen hatten in dieser Schlacht 1200 Todte und 2500 Verwundete, die Oestreicher verloren außer 6574 Todten und Verwundeten mehr als 20,000 M. Gefangene und 130 Kanonen.

Am 19. Decbr. ergab sich Breslau, und 18,000 Oestreicher streckten die Waffen. Ganz Schlesien war wieder in Friedrichs Gewalt. Er hatte sich in diesem blutigen Jahre siegreich behauptet und bot daher der Kaiserin Maria Theresia den Frieden an. Aber diese würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Deshalb mußte im Winter für Verstärkung des Heeres gesorgt werden. Freiwillig stellte sich dem großen König eine Menge kriegslustiger Männer, so daß er das Heer auf 208,400 M. Fußvolk und 5,400 M. Reiterei brachte. — Auch

das Jahr 1758 war im Ganzen für Friedrich glücklich. Ferdinand von Braunschweig trieb die Franzosen von der Elbe über die Weser und den Rhein und schlug sie in der Schlacht bei Crefeld (23. Juni) aufs Haupt. Der König selbst drang im Frühjahr, nachdem er die Festung Schweidnitz wieder gewonnen, in Mähren ein und belagerte Olmütz.

Durch die Wegnahme einer Zufuhr von 3000 Wagen zwangen ihn die Oestreicher die Belagerung aufzuheben und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Er bewerkstelligte diesen Rückzug so meisterhaft und kühn, daß man staunte und sprach: „Friedrich hat nicht blos den Cäsar, sondern auch den Xenophon studirt". Von Schlesien aus zog er in die Neumark, um die Russen zu züchtigen. Diese waren schon im Januar unter Fermor in das von Truppen ganz entblößte Preußen eingefallen und hatten das Land ihrer Kaiserin huldigen lassen; darauf rückten sie in die Neumark vor und verheerten alles mit empörender Barbarei. Die Festung Küstrin wurde in Trümmer geschossen, ohne daß die Besatzung sich ergab. Da erschien Friedrich mit einer Streitmacht von 32,000 M. Die Russen hatten 50,000 M. Sobald die durch den Marsch ermüdeten Truppen sich erholt hatten, führte Friedrich sie zur Schlacht, am 25. August. Diese Schlacht bei Zorndorf war die blutigste im ganzen Krieg. Die Truppen kämpften mit der größten Erbitterung. Die Preußen hatten sich vor der Schlacht das Wort gegeben, daß sie keinen Pardon geben wollten; als dies bei den Russen bekannt wurde, riefen sie: „So geben wir auch keinen Pardon!" Friedrich richtete seinen Hauptangriff gegen den rechten feindlichen Flügel, nach demselben Plane, wie in der Schlacht bei Leuthen, und mit demselben Erfolge. Die russischen Bataillone wurden gegen die Mitte des Treffens zurückgedrängt, wo dann ein wilder furchtbarer Kampf entstand. Der tapfere Seidlitz brachte wie bei Roßbach die Entscheidung. Er warf zuerst mit seinen Reitern auf dem linken russischen Flügel die feindlichen Reiter auf das Fußvolk und brachte es in Verwirrung, dann half er auf dem andern Flügel die Niederlage des Feindes vollenden. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag und artete in ein regelloses Gemetzel aus; man schlug sich fast nur mit Kolben, Säbel und Bajonnet. Als die rohen russischen Soldaten alles verloren sahen, stürzten sie sich auf die Brantweinfässer in ihrer Wagenburg und soffen in viehischer Weise. Die Offiziere zerschlugen die Fässer, daß der Brantwein auf die Erde floß. Da warfen sie sich auf den Boden und soffen

weiter. Erst am folgenden Tage verließen die geschlagenen Russen das Schlachtfeld und zogen gen Osten ab. Sie hatten 20,000 M., 5 Generäle, 941 Offiziere, 103 Kanonen und 27 Fahnen verloren. Aber auch der Verlust der Preußen war groß, er betrug mehr als 11,000 M.

Friedrich ließ einen Theil seines Heeres zur Beobachtung der Russen zurück und eilte nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich von Daun hart bedrängt ward. In der Lausitz stieß er am 10. Octbr. auf Daun, der sich auf den Höhen, welche das Dorf Hochkirch umschlossen, verschanzt hatte und dem König den Weg sperrte. Dieser schlug auf einer Fläche, die dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, sein Lager auf. Die Offiziere machten ihm über die Gefahr dieser Stellung die eindringlichsten Vorstellungen; der Marschall Keith rief: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden." Friedrich antwortete: „Ich hoffe, daß sie sich mehr vor mir, als vor dem Galgen fürchten." Aber die kecke Zuversicht des Königs ward schwer bestraft. Drei Tage lang verhielt sich Daun ruhig und erweiterte, als wenn er sich vor einem Angriff der Preußen fürchtete, zum Schein seine Verschanzungen. Nachdem er so den König völlig sicher gemacht, führte er in der Nacht vom 13. auf den 14. Octbr. seinen wohl vorbereiteten Ueberfall aus. Unbemerkt ordnete er hinter den Höhen seine Angriffscolonnen, und als in dem preußischen Lager sich alles zur Ruhe begeben, kamen öſtreichische Soldaten, die sich als Ausreißer meldeten, nach einander in solcher Zahl zu den preußischen Wachen, daß sie dieselben überwältigen konnten. Jetzt schlug die Thurmuhr in Hochkirch die fünfte Morgenstunde; das war das bestimmte Zeichen zum Angriff. Die preußischen Wachen wurden überwältigt, die kaiserlichen Bataillone brachen in das Lager ein, sie nahmen in raschem Anlauf eine große preußische Batterie, welche die Hauptgasse bestrich, in der die Preußen sich sammeln mußten. Halb bekleidet stürzten die preußischen Soldaten, mit den Waffen in der Hand, aus den Zelten, trotz der Dunkelheit, des Schreckens und der Verwirrung ordnen sich rasch die Regimenter, um nach den bedrohten Punkten in den

Kampf zu eilen. Ganze Reihen werden in den Gassen von den Geschützen niedergeschmettert. Es gab in der Dunkelheit und dem Nebel ein wildes verzweifeltes Kämpfen. Am fürchterlichsten war das Ringen in und um Hochkirch selbst, das der König um jeden Preis zu behaupten suchte. Hier fiel der Marschall Keith, von zwei Kugeln durchbohrt, dem Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, der Prinz Moritz von Anhalt wird schwer verwundet und fällt in Feindeshand, dem König wird das Pferd unter dem Leibe erschossen. Den Kirchhof von Hochkirch behauptete der Major Lange mit 600 M. gegen 22 kaiserliche Bataillone, wie ein zweiter Leonidas. Hier fielen in dieser mörderischen Nacht die meisten Oestreicher. Friedrich, ruhig und besonnen in der allgemeinen Verwirrung, rettete an der Spitze von 6 Bataillonen den einzigen Rückzugsweg, den Paß von Drehsa. Durch diesen führte er nach fünfstündigem Kampfe, als der Nebel sich verzog, sein geschlagenes Heer auf eine nahe Anhöhe, während Seidlitz mit seinen verwegenen Reitern den Marsch des Heeres deckte. Der Abzug geschah in solcher Ordnung, daß Daun keine Verfolgung wagte. Der König verlor in diesem Ueberfall bei Hochkirch über 9000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 101 Geschütze, 28 Fahnen und fast alles Gepäck. Aber der Verlust der Kaiserlichen an Todten und Verwundeten war nicht geringer.

Als Friedrich auf der genannten Höhe sein Heer an sich vorübermarschiren ließ, rief er, tiefes Weh im Herzen, aber mit heiterem Angesicht, einigen Artilleristen zu: „Kinder, wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?“ Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt.“ „So wollen wir sie ihm“, erwiederte der König, „bei Tage wieder abnehmen; nicht wahr, Kanoniere?“ „Ja“, riefen sie, „das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!“

Trotz diesem Unglück bei Hochkirch behauptete Friedrich doch nicht blos Sachsen, sondern auch Schlesien. Die Oestreicher zogen sich nach Böhmen zurück.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichste des ganzen Krieges. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz zwar

blieb Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen siegreich. Nachdem er am 13. April bei Bergen in der Nähe von Frankfurt vom Herzog von Broglie zurückgeschlagen worden war, erfocht er am 1. August über diesen und den Marschall von Contades, welche ihre Heere vereinigt hatten, bei Minden in zwei Stunden einen vollständigen Sieg. Dagegen auf dem östlichen Kriegsschauplatz gelang es den Russen unter Soltikow, nachdem sie den General Wedel bei dem Dorfe Kay (unweit Züllichau) geschlagen (23. Juli), sich mit den Oestreichern unter Laudon bei Frankfurt an der Oder zu vereinigen. Laudon war unter allen Generalen, die im 7jährigen Kriege gegen Friedrich stritten, der bedeutendste. Nachdem er zuerst bei den Russen gedient, suchte er eine Stelle bei Friedrich; aber Friedrich sagte, als er sich ihm vorstellte: „Seine visage gefällt mir nicht", und wies sein Anerbieten ab. Nun begab sich Laudon nach Wien; hier erhielt er eine Hauptmannsstelle, und er zeichnete sich bald so aus, daß er zu den höchsten militärischen Ehren emporstieg. Er hat Friedrich manchen schlimmen Schlag versetzt, und dieser mag oft bereut haben, daß er den ausgezeichneten Mann von sich gestoßen.

Die vereinigten Oestreicher und Russen, 88,000 M. stark, bedrohten die Mark Brandenburg, und Friedrich selbst mußte aus Schlesien zum Schutze herbeieilen. Mit etwa 48,000 M. kam er in die Nähe von Kunnersdorf bei Frankfurt a. O., wo die Feinde, auf einer Hügelkette wohl verschanzt, ihn erwarteten. Am 12. August rückte der König zur Schlacht heran. Morgens 2 Uhr brach er auf und kam nach einem ermüdenden Marsche in drückender Hitze um 11 Uhr dem russischen linken Flügel gegenüber. Sogleich begann er den Sturm. Mit der gewohnten Bravour gingen die Preußen unaufhaltsam vor und eroberten 7 Schanzen mit 180 Geschützen. Der linke russische Flügel ist völlig geschlagen, und der König sendet Abends 6 Uhr die Kuriere mit der Siegesbotschaft nach Berlin ab. Die Generale riethen dem König, sich für heute mit dem erfochtenen Erfolge zu begnügen, da der Soldat zu ermattet und der Erfolg ja doch ge-

sichert sei; aber der König wollte einen vollständigen Sieg und muthete seinen erschöpften Trnppen zu, noch den Berg, welchen Laudon besetzt hielt, zu stürmen. Nun bekommen es die abgematteten preußischen Truppen mit den frischen Truppen des kühnen Laudon zu thun, der mit Hunderten von Kanonen die Stürmenden empfängt. Unter dem fürchterlichen Feuer sanken ganze Regimenter blutend zu Boden; alles Ringen und Kämpfen war vergebens, das preußische Heer erlitt eine vollständige Niederlage, der Rückzug artete in eine allgemeine regellose Flucht aus. Dennoch wollte der König das Schlachtfeld nicht verlassen; in Verzweiflung rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" Zwei Adjutanten waren an seiner Seite gefallen, zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen worden, eine Kugel, die ihn auf die Brust traf, ward glücklich durch ein goldenes Etui in seiner Westentasche in ihrem tödtlichen Laufe gehemmt. Der Rittmeister von Prittwitz riß ihn zuletzt, als die Kosaken eben über ihn herfallen wollten, zur Flucht mit sich fort. „Prittwitz", ruft der fliehende König wiederholt, „Prittwitz, ich bin verloren!" Nach Berlin schrieb er an den Minister von Finkenstein: „Alles ist verloren! Retten Sie die königliche Familie!" und bald nachher: „Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben; Gott befohlen für immer!"

Friedrich hatte fast sein ganzes Geschütz und 20,000 M. verloren. Unter den Opfern der Schlacht befand sich auch der Major Ewald von Kleist, der liebenswürdige Sänger des Frühlings. Schwer verwundet wurde er von Kosaken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen; russische Offiziere schafften ihn nach Frankfurt, wo er am 24. August starb und feierlich bestattet wurde.

Am Morgen nach der Schlacht hatten sich etwa 5000 M. wieder um den König gesammelt, und nachdem ihm rasch aus Pommern 9000 M. zugeführt worden waren und viele der versprengten Soldaten sich wieder bei ihm eingestellt hatten, sah er sich aufs neue im Stande, den drohenden Gefahren zu begegnen. Man hatte gefürchtet, daß die Russen und Oestreicher nach der Schlacht bei Kunnersdorf vereint in Bran-

denburg einfallen und auf Berlin losgehen würden. Allein dies geschah nicht. Zu des Königs Glück entzweiten sich die feindlichen Anführer. Soltikow sagte, als Daun und Laudon ihn zum Zuge nach Berlin aufforderten: „Ich habe in diesem Feldzuge bereits zwei Schlachten gewonnen; es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin alles allein thue. Sobald auch Sie zwei Schlachten gewonnen, werde ich vorrücken.“ Er zog nach Polen zurück. Wahrscheinlich hatte er den geheimen Auftrag, Friedrich bis zu einem gewissen Grade zu schonen. Die Kaiserin von Rußland wollte blos Ostpreußen gewinnen, wünschte aber nicht die völlige Zertrümmerung der preußischen Macht, welche hauptsächlich Oestreich zum Nutzen gewesen wäre.

Friedrich konnte nach dem Abzug der Russen sich nach Sachsen wenden, wo Daun Dresden genommen hatte. Der König sandte den General Fink mit 15,000 M. nach Maxen (in der Nähe von Pirna), dem östreichischen Heer in den Rücken, um es von Böhmen abzuschneiden. Fink erkannte die Schwierigkeit dieses Auftrags und machte Gegenvorstellungen; aber der König sagte: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leide; mach Er, daß Er fortkommt.“ Fink wurde von der ganzen feindlichen Macht umringt und mußte sich nach verzweifeltem Versuche, sich durchzuschlagen, mit 13,000 M. ergeben (21. Novbr.). Daun nannte das Unglück des Tapferen spottweise „den Finkenfang“, und die Sachsen freuten sich nicht wenig, daß den Preußen dasselbe Schicksal bereitet war, das ihre Truppen vor einigen Jahren ungefähr an derselben Stelle erfahren hatten. Indeß konnte Friedrich dennoch in Sachsen seine Winterquartiere halten, und seine eigenen Lande blieben bis auf Ostpreußen, das die Russen in Besitz hatten, von Feinden frei.

Das Jahr 1760. In diesem Jahre schickte Friedrich seinen Bruder Heinrich zum Schutze der Mark gegen die Russen; der Prinz von Würtemberg sollte die Schweden im Zaume halten, General von Fouquet in Schlesien die Pässe gegen Böhmen bewachen, der König selbst wollte Sachsen decken. Er wollte sich nach allen Seiten auf die Defensive

beschränken; denn seine Kriegsmittel hatten sich sehr verringert. Seine alten guten Truppen lagen zum großen Theil auf den Schlachtfeldern begraben, und die neuen Truppen, die er mit Mühe zusammenpreßte, waren nicht geübt und geschult; es fehlte so an Offizieren, daß Kadetten, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, die Offiziersstellen erhielten. Geld wurde namentlich durch Brandschatzung Sachsens beschafft und dadurch, daß man die neugeprägten Münzen in ihrem Gehalte verschlechterte. Indeß Friedrich setzte den Krieg guten Muthes weiter fort. „Wer von uns in diesem Kriege", sagte er, „den letzten Thaler in der Tasche behält, der wird Sieger bleiben", und der Muth, den der große Mann selbst zeigte, theilte sich auch seinen Truppen mit, so daß auch die neu eingestellten Leute bald mit Begeisterung mit ihm in den Kampf zogen und sich schlugen, wie die frühere alte Mannschaft.

Fouquet, der nur mit 14,000 M. bei Landshut stand, wurde am 17. Juni von Laudon mit 38,000 M. angegriffen. Nachdem er den ganzen Tag sich in dem ungleichen Kampfe aufs tapferste gehalten, erlag er der Uebermacht. Die Reiterei schlug sich durch, er selbst ward mit 4000 M. gefangen. Auf diese Unglücksnachricht sagte der König, seine Bestürzung unterdrückend, zu seinen Offizieren: „Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt." Schlesien war jetzt dem Feinde preisgegeben; Glatz wurde von Laudon erstürmt, und Breslau war gefährdet. Deshalb zog Friedrich aus Sachsen, wo er mit der Belagerung Dresdens beschäftigt war, nach Schlesien, und hier erfocht er über Laudon am 15. August bei Liegnitz einen glänzenden Sieg. Dadurch gewann er wieder ganz Schlesien mit Ausnahme von Glatz.

Im October drangen russische und östreichische Schaaren in der Mark ein, und der russische General Tottleben hielt seinen Einzug in Berlin, das eine Kriegssteuer von 4 Mill. Thlr. zahlen mußte. Als es aber hieß: „Der König kommt!" eilten die Russen wieder davon, und der König, der kaum die Grenzen der Mark überschritten hatte, konnte sich nun nach

Sachsen wenden, das Daun unterdessen fast ganz erobert hatte. Bei Torgau kam es am 3. Novbr. zu einer äußerst blutigen Schlacht. Daun hatte sich auf einer Anhöhe verschanzt, und Friedrich mußte ihn aus seiner festen Stellung vertreiben, wenn er wieder Herr von Sachsen werden wollte. Er schwankte einige Augenblicke und befragte seine Offiziere, ob man eine Schlacht wagen sollte. Alle schwiegen; aber der alte Ziethen, der ausgezeichnete Reitergeneral, sagte: „Majestät, alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer als das andre." Diese Worte entschieden, die Schlacht wurde beschlossen. Das preußische Heer theilte sich in zwei Theile; der eine unter dem König selbst sollte die Oestreicher von vorn angreifen, während der andre unter Ziethen bestimmt war, sie im Rücken zu fassen. Der König begann den Angriff zu früh, da ein starkes Schießen auf der andern Seite ihn glauben machte, Ziethen sei schon im heißen Gefecht. Ehe er alle seine Truppen geordnet hatte, brach er mit einzelnen Bataillonen aus einem Walde hervor. Er wurde aber mit einer Kanonade aus mehr als 200 Geschützen empfangen, daß manche das Gehör verloren und die Truppen reihenweise zu Boden stürzten. Der König wandte sich öfter um und sagte: „Hat je Einer eine solche Kanonade gehört!" Stets neue Truppen wurden vorgeführt, aber alle Tapferkeit war vergebens. Es wurde Nacht, ohne daß der geringste Vortheil über den Feind errungen war, und der Kern des preußischen Fußvolkes war schon hingeopfert. Während der Dunkelheit herrschte die größte Verwirrung. Hier schossen Preußen auf Preußen, Oestreicher auf Oestreicher, dort lagerten sich ermattet Freunde und Feinde durcheinander um die angezündeten Feuer, ohne Lust, einander feindlich zu behandeln, und entschlossen, sich am Morgen dem siegreichen Theile zu ergeben. Der König brachte die Nacht in einer Dorfkirche zu und schrieb bei einer schwachen Lampe seine Befehle für den morgenden Tag; denn er wollte morgen den Angriff erneuern. Da sprengte auf einmal Ziethen heran und rief dem König die freudige Botschaft zu: „Die Schlacht ist gewonnen, der Feind zieht sich zurück!" Ziethen hatte, nachdem er den Tag über den Feind beschäf-

tigt, noch gegen Abend einen heftigen Angriff gemacht und die Weinberge von Süptitz, den Schlüssel der feindlichen Stellung, genommen, wodurch er den Sieg entschied. Daun, welcher eingeschlossen zu werden befürchtete, räumte jetzt das Feld und nahm seinen Rückzug über die Elbe. Die Preußen verloren in dieser Schlacht 13—14,000 M., die Oestreicher 16,000 M. Friedrich konnte sein Hauptquartier wieder in Sachsen beziehen, wo aber Dresden in östreichischen Händen blieb.

Die letzten Kriegsjahre (1761—1763). Friedrichs Hülfsquellen erschöpften sich immer mehr, zumal da nach dem Tode Georgs II. von England (25. Octbr. 1760) dessen Enkel und Nachfolger, Georg III., die Zahlung der englischen Hülfsgelder einstellte. Dennoch konnte Friedrich vermöge seiner unglaublichen Spannkraft doch wieder für das J. 1761 sein Heer auf 160,000 M. bringen. Seine Feinde aber führten 300,000 M. ins Feld. Namentlich machten die Franzosen große Anstrengungen; doch Ferdinand von Braunschweig trieb sie glücklich zurück. Während Prinz Heinrich in Sachsen Daun beobachtete, übernahm Friedrich selbst die Hauptaufgabe dieses Feldzuges, die Vertheidigung von Schlesien, wo die Russen unter Buturlin und die Oestreicher unter Laudon sich vereinigten. Dieser Uebermacht (140,000 M.) gegenüber verschanzte sich Friedrich mit seinen 55,000 M. in einem Lager bei Bunzelwitz (zwischen Schweidnitz und Silberberg). Die Feinde schlossen ihn von allen Seiten ein, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Zuletzt ging Buturlin, der sich mit Laudon veruneinigt, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln nach Polen zurück. Auch Laudon zog sich zurück, nahm aber am 1. Octbr. die Festung Schweidnitz. In Pommern mußte sich Kolberg, das sich lange tapfer gehalten, aus Mangel an Proviant und Schießbedarf an die Russen ergeben, 16. Decbr.

Im J. 1762 nahmen die Verhältnisse für Friedrich eine günstige Wendung durch den Tod der russischen Kaiserin Elisabeth (5. Januar), der erbitterten Feindin des Königs von Preußen. Ihr Neffe und Nachfolger nämlich, Peter III., war

ein enthusiastischer Verehrer des großen Königs und schloß sofort Friede mit ihm und kurz darauf ein Bündniß, in welchem er ihm alle seine Staaten verbürgte und Truppen zu stellen versprach. Auch die Schweden, welche in dem Kriege nichts Sonderliches gethan und nur durch räuberische Einfälle in Pommern und die Mark dem König geschadet hatten, zogen sich auf Peters Veranlassung von dem Bunde gegen Preußen zurück. Friedrich stand mit 78,000 M. in Schlesien, wo 20,000 Russen unter Czernitschew sich mit ihm vereinigten. Schon schickte er sich an, die 88,000 Oestreicher unter Daun anzugreifen, da erhielt er die traurige Nachricht, daß Peter III. nach einer 6monatlichen Regierung von seiner Gemahlin, die als Katharina II. den Thron bestieg, gestürzt und im Gefängniß von russischen Großen ermordet worden war. Damit war das Bündniß mit Rußland zerrissen. Katharina schickte Czernitschew den Befehl zu, unverzüglich zurückzukehren. Der König bat den russischen Feldherrn, den Befehl noch drei Tage geheim zu halten und, während er selbst den Oestreichern eine Schlacht liefere, sich denselben gegenüber zu stellen, ohne an dem Kampfe theilzunehmen. Czernitschew, der dem König sehr ergeben war, sagte: „Es kostet mich vielleicht mein Leben; aber hätte ich zehn Köpfe zu verlieren, ich gäbe alle zehn hin, um Ihnen, Sire, zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe". Friedrich lieferte also am 21. Juli den Oestreichern bei Burkersdorf (unweit Reichenbach) eine Schlacht. Daun, der von dem Vorgefallenen nichts wußte, war gezwungen, einen Theil seiner Truppen den Russen entgegenzustellen und mit geringerer Macht gegen den König zu kämpfen. Der König führte seine Truppen zum Sturm gegen die Höhen mit den Worten: „Heute muß es biegen oder brechen!" und schlug die Oestreicher, daß sie sich an die böhmische Grenze zurückziehen mußten. Am folgenden Tage zog Czernitschew ab, mit der Versicherung, daß seine Kaiserin Friede halten werde. Denn diese hatte aus dem Briefwechsel Friedrichs mit Peter ersehen, daß der König sie hochschätzte und bestrebt gewesen war, den Kaiser von seinem rohen Betragen gegen seine Gemahlin abzubringen.

In Folge des Sieges bei Burkersdorf war es dem König möglich, auch Schweidnitz wieder zu erobern. In Sachsen erfocht Prinz Heinrich, welchem der König das Zeugniß gab, daß er der Einzige sei, der in diesem Kriege keinen Fehler gemacht, einen Sieg über die Oestreicher und die Reichstruppen bei Freiberg (29. Octbr.). Im Westen führten die Franzosen gegen Ferdinand von Braunschweig nur noch einen Vertheidigungskrieg. Alle kriegführenden Mächte fühlten sich erschöpft und wünschten den Frieden, und so kam denn endlich am 15. Februar 1763 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Leipzig) der Friede zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen zu Stande, in welchen auch das deutsche Reich mit eingeschlossen ward. Mit Frankreich schloß Preußen am 13. März zu Wesel einen besonderen Vertrag ab. Der Hauptartikel des Hubertsburger Friedens war, daß jeder Staat seine Grenzen behielt, wie sie vor dem Kriege gewesen waren. So hatte sich denn Friedrich gegen so viele mächtige Gegner siegreich behauptet, daß er auch nicht ein Dorf verlor, und er hatte sich einen unvergänglichen Heldenruhm erkämpft. Alle Welt erkannte in ihm den größten Mann seines Jahrhunderts.

Zu gleicher Zeit mit dem 7jährigen Kriege in Deutschland führten die Engländer und Franzosen einen 7jährigen Krieg zur See, in Nordamerika und in Ostindien, in welchem die Franzosen den Kürzeren zogen. Der Krieg ward beendigt durch den Frieden zu Paris, 10. Febr. 1763. England erhielt von Frankreich ganz Canada, die französischen Besitzungen am Senegal und mehrere Inseln in Westindien. Da es um dieselbe Zeit auch große und wichtige Besitzungen in Ostindien erwarb, so erreichte es damals den Gipfel seiner Macht.

XX. Die Regierungszeit Friedrichs d. Gr. nach dem 7jährigen Kriege.

1763—1786.

Der 7jährige Krieg hatte alle kriegführenden Mächte ungeheure Opfer gekostet. Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nah; nicht viel besser stand es in Oestreich; Sachsen war völlig ausgesogen. Friedrich war ohne Staatsschulden aus dem Kriege hervorgegangen; aber seine Länder, welche vom Feinde schwer heimgesucht und zugleich gezwungen waren, die äußersten Kräfte zur Bekämpfung der Feinde anzuspannen, lagen verwüstet, ausgesogen und entvölkert da; 180,000 Söhne des Landes waren auf den Schlachtfeldern gefallen. Der Ackerbau, alle Gewerbe und aller Verkehr lag danieder; es gebrach so sehr an Männern, daß die Weiber vielfach den Pflug führen mußten. Aber trotz der Zerrüttung aller Verhältnisse verlor das Volk den Muth nicht; es sah mit Stolz und mit Vertrauen auf seinen großen König, der mit unermüdlicher Thätigkeit und väterlicher Sorgfalt die Schäden zu heilen suchte, und arbeitete selbst mit Rüstigkeit, um sich aus der Noth emporzuheben. Den Ackerbauern fehlte das Gespann für den Pflug; der König vertheilte an sie 35,000 Kriegspferde, die jetzt nicht mehr nöthig waren, unentgeltlich; er öffnete seine Magazine, die für die Fortsetzung des Krieges gefüllt worden waren, und schenkte seinen Unterthanen Getreide zur Nahrung und zur Saat, er ließ von seinem Gelde die eingeäscherten Häuser wieder aufbauen. Der Neumark und Pommern, welche am meisten durch den Krieg gelitten hatten, erließ er die Steuern auf zwei Jahre, den Schlesiern auf $\frac{1}{2}$ Jahr. Aus seiner eigenen Kasse schenkte er seinen Unterthanen in den 23 Jahren nach dem Kriege 24 Mill. Thlr. So geschah es, daß die Wunden des Krieges bald verschwanden, daß unter der schöpferischen Hand des Königs wieder ein reiches, reges Leben in allen Bereichen menschlicher Thätigkeit aufblühte und Preußen, von Friedrichs Geiste belebt, die

meisten Staaten Europas an Wohlstand und Ordnung übertraf. Die Welt bewunderte in dem Helden Friedrich auch den großen Staatsmann.

Auch für die Erhaltung der kriegerischen Macht Preußens sorgte der König in den Friedensjahren aufs beste. Das Heer wurde vollzählig gemacht und sorgfältig eingeübt, die Magazine und Zeughäuser gefüllt, die Festungen verstärkt. Durch Sparsamkeit und einen streng geregelten Staatshaushalt wurde der Staatsschatz vermehrt; denn das Geld ist, wie Friedrich wohl wußte, für die Kriegsführung das nothwendigste Erforderniß. Er hinterließ einen Schatz von 70 Mill. Thlr. Neben Rußland, Oestreich, England und Frankreich stand seit Friedrich der preußische Staat trotz seines geringeren Umfangs (3524 Quadratmeilen mit $5^2/_3$ Mill. Einwohnern) als fünfte Großmacht da.

Die Regierung Friedrichs II. hatte seit 1763 einen vorzugsweise friedlichen Character. Doch schien der Friede einmal gestört zu werden durch die Verhältnisse in dem Königreiche Polen. Dieses unglückliche Land war durch seine Verfassung als Wahlreich, in welchem jeder Edelmann durch seinen Einspruch (das liberum Veto) die Beschlüsse des Reichstags zu nichte machen konnte, in eine heillose Verwirrung und Zerrüttung gerathen. Die Polen selbst zerfleischten sich voll Leidenschaft in politischen und religiösen Parteikämpfen. Diese Zustände benutzte die russische Kaiserin Katharina II., sich einzumischen und Polen ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Als der polnische König August III. von Sachsen im J. 1763 gestorben war, verschaffte sie den Thron dem ihr ergebenen Grafen Stanislaus Poniatowsky, und seitdem war Polen unter beständiger russischer Vormundschaft. Die russischen Truppen verließen das vom Bürgerkrieg zerrissene Land nicht mehr, und da die Russen zu gleicher Zeit einen sehr glücklichen Krieg gegen die Türken führten, so befürchteten die benachbarten Staaten, Oestreich und Preußen, eine allzugroße Machtentwickelung Rußlands und vereinigten sich mit Rußland, damit es die eroberten türkischen Länder wieder zurückgäbe, im J. 1772 zu einer gemeinschaftlichen Be-

raubung Polens, das sonst voraussichtlich ganz in russische Hände gekommen wäre. Bei dieser ersten Theilung Polens erhielt Rußland den östlichen Theil von Litthauen bis zur Düna und zum Dniepr (3500 Quadratmeilen), Oestreich erhielt Galizien und Lodomerien (2500 Quadratmeilen), Preußen nahm Westpreußen außer Danzig und Thorn und den Netzdistrikt (631 Quadratmeilen mit 500,000 Einwohnern). Diese Erwerbung war für Preußen von großer Wichtigkeit, weil dadurch Ostpreußen mit der Monarchie in Verbindung gebracht und die Weichselmündung gewonnen wurde. Seitdem nannte er sich König von Preußen, statt König in Preußen.

Wir wollen gleich hier zufügen, daß nach dem Tode Friedrichs d. Gr. Rußland und Preußen im J. 1793 eine zweite Theilung Polens vornahmen, durch welche Rußland etwa die Hälfte von Litthauen, Preußen den größten Theil von Großpolen nebst Danzig und Thorn erhielt (1036 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern). Diese neue Provinz, deren Kern ungefähr das heutige Großherzogthum Posen umfaßte, wurde Südpreußen genannt. Als im März des folgenden Jahres die Polen voll Verzweiflung die russische Besatzung in Warschau theils ermordeten, theils gefangen nahmen und den heldenmüthigen Kosciusko zum Anführer der Erhebung machten, rückten auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., sowie ein östreichisches Heer in das Land und warfen den Aufstand nieder. Kosciusko ward gefangen († 1817 in der Schweiz), und der König Poniatowsky mußte abdanken († 1798 in Petersburg), worauf die drei Mächte zur dritten Theilung und Vernichtung Polens schritten (1795). Die Weichsel bildete die Grenze zwischen Preußen und Oestreich, der Bug schied Oestreich und Rußland, der Niemen Preußen und Rußland. Warschau ward damals preußisch. Auch bei dieser letzten Theilung nahmen Rußland und Oestreich das Meiste für sich und nöthigten Friedrich Wilhelm, sich mit dem kleinen Rest, 860 Quadratmeilen mit 1 Mill. Einwohner, zu begnügen; er nannte diese Besitzungen Neuostpreußen und Neuschlesien. — Die

genannten Mächte begingen durch die Vernichtung Polens ein nicht zu rechtfertigendes Unrecht; indeß kann man zur Entschuldigung Preußens und Oestreichs sagen, daß, wenn sie nicht zugegriffen hätten, Rußland das Ganze genommen haben würde. Denn Polen war nicht im Stande, seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Kehren wir zu Friedrich d. Gr. zurück. Im deutschen Reiche spielte er die Hauptrolle, und er wachte sorgfältig darüber, daß Oestreich nicht wieder in Deutschland eine überwiegende Macht bekomme. Deshalb trat er zweimal dem Kaiser Joseph II., welcher für den Verlust Schlesiens durch Erwerbung von Baiern sich entschädigen wollte, mit Entschiedenheit entgegen und nöthigte ihn zum Aufgeben seiner Pläne (s. den folgenden Abschnitt), und noch kurz vor seinem Tode, im J. 1785, schloß er, hauptsächlich um Oestreichs Vergrößerungsplänen einen Damm entgegenzusetzen, den deutschen Fürstenbund, einen unter Preußens Führung stehenden Bund fast aller Mittel- und Kleinstaaten, im welchem jedem Staate sein Territorialbestand garantirt ward.

Am 17. August 1786 starb Friedrich II. nach einer 45jährigen Regierung voll unermüdlicher, bis in seine letzten Tage andauernder Thätigkeit, im 75. Jahre seines Lebens. „Wann wird wieder ein so großer König das Scepter führen?" sprach sein Feind, der Staatskanzler Fürst Kaunitz in Wien. Der Name Friedrichs d. Gr. wird nie untergehen in der Weltgeschichte, der Name „des alten Fritz" nicht in dem Munde des deutschen Volkes. Da er kinderlos war, so folgte ihm sein Neffe Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

XXI. Kaiser Joseph II.

1765—1790.

Maria Theresia saß auf dem östreichischen Throne 40 Jahre, von 1740—1780. Ihr Gemahl, Franz von Lothringen, war unter dem Namen Franz I. 20 Jahre deutscher Kaiser, von 1745—1765. Nach seinem Tode wurde ihr

Sohn, Joseph II., Kaiser, von 1765—1790. Maria Theresia hatte zwar ihren Gemahl sowie nach dessen Tode ihren Sohn zu Mitregenten in Oestreich angenommen, aber sie gab beiden doch nur einen sehr geringen Antheil an der Regierung und wachte mit einer gewissen Eifersucht darüber, daß die Fäden der Regierung in ihren Händen blieben. Und die Regierung war bei ihr in guten Händen; sie war eine ausgezeichnete Herrscherin, die in Oestreich mehr Gutes gestiftet hat, als je ein Mann aus dem habsburgischen Stamm auf dem östreichischen Thron. Mit klugem, bedächtigem Sinn und stetiger Ausdauer führte sie, allmählich umformend, eine Menge von trefflichen Einrichtungen ins Leben, sie ordnete das Finanzwesen, vereinfachte die Rechtspflege, schaffte die Tortur ab, milderte die Leibeigenschaft, sorgte für Handel, Gewerbfleiß und Wissenschaft. Ihrem Sohne Joseph überließ sie fast nur die Sorge für das Militärwesen.

Noch zu ihren Lebzeiten, in den Jahren 1778 und 1779, verwickelte ihr Sohn Oestreich in den s. g. bairischen Erbfolgestreit. Am 30. Decbr. 1777 starb der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph, und mit ihm erlosch die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach. Der nächste rechtmäßige Erbe war Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, als Haupt der älteren Linie des wittelsbachischen Hauses. Aber der Kaiser Joseph machte, auf alte Verträge sich stützend, Ansprüche auf einen großen Theil von Baiern und besetzte das angesprochene Land. Der erschreckte Kurfürst, der kaum in seiner neuen Hauptstadt angelangt war, fügte sich um so williger in die Forderungen des Kaisers, da er kinderlos war, und trat die verlangten Gebietstheile ab. Aber der nächste Erbe des Kurfürsten, der Herzog Karl von Zweibrücken, erhob Einsprache dagegen und wandte sich um Hülfe an Friedrich den Großen. Da Friedrich durch friedliche Unterhandlung in Wien nichts ausrichtete, so kam es zum Krieg; er rückte mit einem Heer in Böhmen ein (5. Juli 1778). Dieser Krieg heißt der bairische Erbfolgekrieg, aber das Volk nannte ihn spottend den „Kartoffelkrieg". Denn auf beiden Seiten zeigte sich keine rechte Kriegslust; es kam zwar zu meh-

reren kleineren Gefechten, aber zu keiner Schlacht, und man schloß am 3. Mai 1779 den Frieden zu Teschen ab. Joseph mußte seinen Ansprüchen auf Baiern entsagen; nur das Innviertel, das Land zwischen Inn, Donau und Salza, kam an Oestreich. Dadurch erhielt es eine unmittelbare Verbindung mit Tirol.

Nicht lange nach dem Tode der Maria Theresia, im J. 1784, nahm Joseph den Plan, sich Baiern anzueignen und dadurch seine Staaten im Westen abzurunden, wieder auf. Er schlug dem Kurfürsten Karl Theodor vor, daß er Baiern an Oestreich abtrete und dafür die östreichischen Niederlande nehme unter dem Titel eines Königreichs Burgund. Die Niederlande waren für Oestreich ein unsicherer Besitz; sie lagen fern von den übrigen östreichischen Landen und waren stets dem Angriffe Frankreichs ausgesetzt. Darum wollte Joseph sich ihrer entledigen, und zwar für einen schönen Preis. Karl Theodor ging auch auf den Vorschlag ein, er wollte das Erbland der Wittelsbacher, das treu an seiner angestammten Fürstenfamilie hing, gegen das unsichere Belgien vertauschen. Aber wiederum that der Herzog von Zweibrücken Einsprache, und Friedrich von Preußen nahm sich seiner an. Dieser stiftete damals den deutschen Fürstenbund und nöthigte den Kaiser, seinen Plan aufzugeben.

Joseph II., der nach dem Tode seiner Mutter zehn Jahre in Oestreich herrschte (1780—1790), war ein edler Mann, von großen Fähigkeiten und vielen Kenntnissen. Er wollte nur das Wohl seiner Unterthanen und beabsichtigte, dem Vorbilde Friedrichs nacheifernd, seine Lande durch eine Menge durchgreifender Reformen zu beglücken. Aber er verfuhr, obgleich bei seinem Regierungsantritt schon ein gereifter Mann von 40 Jahren, in seinem Eifer zu rasch und gewaltsam und bedachte nicht, daß in seinem Reiche zu verschiedenartige Völker waren, welche zum großen Theil für seine Wohlthaten nicht vorbereitet waren. Er wollte seinen Staat nach philosophischen Grundsätzen umbilden, wollte plötzlich in allen seinen Erbländern von Belgien bis nach Siebenbürgen dieselbe Verfassung, dieselbe Gesetzgebung und Verwaltung einführen.

Dadurch aber kränkte er vielfach die Rechte und die Vorurtheile einzelner Personen und Stände sowie ganzer Völker. Die eingreifendsten Neuerungen erlaubte er sich auf dem kirchlichen Gebiete. Er erließ gleich nach seinem Regierungsantritt ein Toleranzedict; dann hob er alle geistlichen Brüderschaften und die meisten (über 700) Klöster auf, deren Vermögen theils dem Religions- theils dem Studienfonds zugewiesen wurde, er beschränkte den freien Verkehr der Geistlichkeit mit Rom u. s. w.

Durch diese Neuerungen entstand Unzufriedenheit in der ganzen Monarchie, am meisten in Belgien und in Ungarn. Er hatte in Ungarn die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erhoben und die Constitution vernichtet. Dagegen protestirten die Ungarn mit aller Entschiedenheit, ohne jedoch vor der Hand sich zu ungesetzlichen Schritten verleiten zu lassen. Dagegen in Belgien, wo man besonders wegen der Anordnungen in Kirchensachen unzufrieden war, kam es zu einem förmlichen Aufstand. Der an der Auszehrung krankende Kaiser ward durch diese Widerwärtigkeiten so erschüttert, daß er alle seine Neuerungen widerrief, mit Ausnahme des Toleranzedicts und der Aufhebung der Leibeigenschaft. Vor seinem Tode sprach er den Wunsch aus, man möge auf sein Grab schreiben: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

Joseph II. starb im J. 1790, und es folgte ihm sein Bruder Leopold II. (1790—1792), der bisher Großherzog von Toscana gewesen. Er mußte den Aufstand der Niederlande mit Gewalt der Waffen unterdrücken.

XXII. Der nordamerikanische Freiheitskrieg.
1773—1783.

Zur Zeit der Königin Elisabeth führte Walter Raleigh eine englische Colonie nach der Ostküste von Nordamerika und nannte das occupirte Land seiner jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien. Im Laufe des 17. Jahrhunderts folgte

dann eine Menge neuer Niederlassungen an dieser Küste, meist von Engländern gegründet, die, dem Glaubensdrucke in der Heimath sich entziehend, in der Ferne Ruhe und Duldung suchten. Auch aus Deutschland waren Auswanderer in die englischen Colonien hinübergezogen, und Schweden und Holländer hatten eigene Niederlassungen in jenen Gegenden gegründet. Um das J. 1700 war das ganze 900 Meilen lange Küstenland vor den Alleghanisgebirgen in englischem Besitze.

Die Einwanderer fanden in diesen Gegenden nicht, wie in Südamerika und Mexico, Massen von Gold und Silber; sie mußten im Schweiße ihres Angesichts die Urwälder ausrotten und das Feld bebauen, sie trieben Jagd, Fischerei und Pelzhandel mit den Indianern und mußten gegen diese kriegerischen Stämme ihre Besitzungen stets mit den Waffen in der Hand vertheidigen. Dadurch wurden sie ein kräftiges, abgehärtetes Volk, dessen Liebe zur Unabhängigkeit noch durch die völlige Glaubensfreiheit aller Bekenntnisse und die ihnen von der englischen Regierung gewährten Freiheiten und Vorrechte genährt wurde.

Durch den früher erwähnten 7jährigen Krieg, welchen die Engländer und Franzosen wegen ihrer Colonien in Nordamerika geführt hatten (1756—1763), war die englische Staatsschuld außerordentlich gewachsen. Deshalb suchte das Parlament die Colonien auch zur Steuer heranzuziehen, damit sie einen Theil der Lasten trügen, welche in Folge des um sie geführten Krieges das Mutterland drückten. Aber die Amerikaner beriefen sich auf ihr Recht, sich selbst zu besteuern, und gestanden dem Parlament, das fern in England tagte, die Befugniß nicht zu, sie mit Abgaben zu belasten; sie machten geltend, daß sie in dem Kriege an Menschen und Geld mehr geleistet hätten als England, daß auch sie Schulden gemacht, die sie allein bezahlen müßten, und daß England den Krieg vorzugsweise in seinem Interesse geführt habe. Doch das Parlament gab nicht nach; es gab im J. 1765 die Stempelacte, wonach jede Urkunde in den Colonien für ungültig erklärt ward, die nicht auf englischem Stempelpapier ausgestellt wäre. Dagegen erhob sich der Freiheitssinn der Colo-

nisten. Um den Stempel zu umgehen, verpflichtete man sich, alle Streitigkeiten durch Schiedsgerichte auszugleichen. Im folgenden Jahre nahm daher England die Stempelacte wieder zurück, hielt aber das Recht, die Colonien zu besteuern, fest. Im J. 1767 legte das Parlament einen kleinen Einfuhrzoll auf Papier, Glas, Thee und einige andre Handelsartikel; aber die Colonisten beschlossen, sich des Kaufs dieser Waaren gänzlich zu enthalten, und in Boston kam es sogar zu blutigem Widerstand gegen die Zollbeamten. Da die genannten Waaren von den Amerikanern nicht gekauft wurden, so hob das Parlament den Zoll wieder auf, mit Ausnahme dessen, der auf dem Thee lag, und man suchte zum Kaufe des Thees anzulocken, indem man den Preis desselben ermäßigte. Allein diese Anordnungen blieben ohne Erfolg, ja die Amerikaner, durch mancherlei strenge Maßregeln der Regierung gereizt, widersetzten sich sogar der Ausschiffung des Thees. In Boston begaben sich 17 Bürger, als Indianer verkleidet, auf drei englische Schiffe und warfen die Theeladung ins Meer (1773).

Da England seine Gewaltmaßregeln fortsetzte, so traten am 5. Septbr. 1774 die Amerikaner zu Philadelphia zu einem General-Congreß zusammen, der den Widerruf aller die Colonien beeinträchtigenden Parlamentsbeschlüsse verlangte und in einer Bittschrift an den König sein Verfahren rechtfertigte. Unter den 51 Mitgliedern dieses Congresses befand sich auch Georg Washington, ein reicher Gutsbesitzer aus Virginien, ein Mann von gründlicher Bildung, der schon in dem Krieg mit den Franzosen sich als Führer ausgezeichnet hatte und jetzt die Seele der Erhebung und der Vertheidigung ward. Ihm hat Nordamerika vorzugsweise seine Befreiung zu verdanken. Als Feldherr zeigte er eine unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und Unverzagtheit; aber größer noch war er durch seine edlen Bürgertugenden, wodurch er seine Mitbürger zu aufopfernder Thätigkeit für das Gemeinwohl zu gewinnen und zu begeistern wußte. Da England auf die Vorstellungen und Forderungen des Congresses nicht einging und versuchte die Erhebung mit Waffengewalt

niederzuwerfen, so trat der Congreß im Mai 1775 aufs neue zusammen, sprach den Bund der 13 vereinigten Staaten*) aus und wählte Washington zum Feldherrn der aufzustellenden Truppen.

Um die Zeit, wo Washington den Oberbefehl übernahm, sprach der König von England die Achtserklärung gegen die Empörer aus und sammelte ein beträchtliches Heer, um es nach Amerika zu schicken. Darunter waren viele deutsche Truppen, welche England von dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Herzog von Braunschweig, dem Markgrafen von Ansbach und dem Fürsten von Waldeck gekauft hatte — ein schmachvoller Menschenhandel. Ehe diese Truppen in Amerika landeten, hatte der Congreß der 13 vereinigten Staaten zu Philadelphia die Unabhängigkeit Amerikas von England ausgesprochen. In dem nun folgenden Kriege zeigten sich die undisciplinirten amerikanischen Truppen den wohlgeschulten europäischen Soldaten gegenüber nicht gewachsen, auch fehlte es sehr an Kriegsbedarf; aber Washingtons Feldherrntalent ersetzte, was an Kriegstüchtigkeit abging, und führte einen wohlberechneten Vertheidigungskrieg, in welchem er seit dem Frühjahr 1777 durch den französischen Edelmann Lafayette unterstützt wurde. Dieser für die Lehren der Menschenrechte und der Völkerfreiheit begeisterte Mann hatte aus eigenen Mitteln eine Fregatte ausgerüstet, um den Amerikanern in ihrem Freiheitskampfe Hülfe zu bringen. Mit ihm kamen aus Frankreich Pulver und Gewehre.

In dem J. 1777 fochten Washington und Lafayette nicht glücklich. Sie verloren ein Treffen, in welchem Lafayette verwundet wurde, und in Folge davon bemächtigten sich die Engländer der wichtigen Stadt Philadelphia. Ein anderes englisches Heer aber unter Bourgoyne, das, 10,000 M. stark, von Canada her einfiel, wurde von 13,000 Amerikanern bei Saratoga eingeschlossen und mußte sich nach großen Ver-

*) New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, Pennsylvanien, New-Jersey, Delaware, Maryland, Virginia, Nord- und Süd-Carolina, Georgia.

lusten, vom Hunger bezwungen, endlich in einer Zahl von 6000 M. ergeben. In diesem Kriege wurde nur mit kleinen Heeren gefochten, und größere Schlachten kamen nicht vor; darum machte diese Gefangennehmung von 6000 M. den Eindruck, als wäre ein großes Heer vernichtet worden, und veranlaßte Frankreich, sich der Sache der Amerikaner thätig anzunehmen. Am 6. Febr. 1778 schloß König Ludwig XVI. mit den Amerikanern ein Schutz- und Trutzbündniß ab, dem auch Spanien beitrat. Der Mann, welcher für Amerika dieses Bündniß abschloß, war Benjamin Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters. Der Sohn eines Seifensieders, hatte er als Buchdruckergehülfe eine schwere Jugend durchgemacht, aber, von außerordentlichem Wissensdrange beseelt, sich einen großen Schatz von Kenntnissen auf allen Gebieten der Wissenschaft angeeignet, den er zum Wohle seiner Landsleute und der Menschheit verwerthete. Wegen seiner Einsicht in die Staatsverhältnisse war er von England sowie von seinen amerikanischen Mitbürgern zu mancherlei Unterhandlungen und Staatsgeschäften verwendet worden, und wie Washington durch das Schwert, so hat er durch seine politische Einsicht seinem nach Freiheit ringenden Vaterlande die größten Dienste geleistet. Der einfache, bescheidene Mann wurde, als er sich in Paris zur Abschließung des Vertrags befand, von den Franzosen überall mit enthusiastischer Auszeichnung empfangen; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, und der Präsident führte ihn in die Versammlung ein mit dem virgilischen Verse:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.
„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter."

Seit Frankreich und Spanien sich in den Krieg gemischt, nahm dieser große Dimensionen ein. Es wurde in den beiden Indien und in Afrika gekämpft, zu Land und zur See. In Spanien wurde die englische Felsenfestung Gibraltar von den Spaniern und Franzosen von der See aus durch schwimmende Batterien angegriffen; aber der tapfere Commandant Elliot vernichtete die Batterien durch einen Hagel glühender Kugeln. Im Ganzen war England in dem Seekrieg glücklich;

die spanische Seemacht wurde in einer Schlacht bei Cap St. Vincent gebrochen, die französische Flotte erlitt eine gänzliche Niederlage bei der Insel Guadeloupe (1782).

Zu Lande in Amerika kämpften Washington und Lafayette, unterstützt von einem französischen Corps von 6000 M. unter dem General Rochambeau und einer Menge französischer Freiwilligen, im kleinen Kriege weiter, bis sie am 19. Octbr. 1781 den englischen Feldherrn Cornwallis zu Yorkton zwangen, sich mit 8000 M. zu ergeben. Damit war die Unabhängigkeit Nordamerikas entschieden. England, und nicht minder Frankreich und Spanien waren erschöpft und des Krieges müde. In dem Frieden zu Versailles (1783) mußte England die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika anerkennen, Florida und Minorca an Spanien, Tabago an Frankreich zurückgeben.

Washington ordnete und festigte den nordamerikanischen Freistaat. Am 17. Septbr. 1787 beschlossen die Abgeordneten der Landschaften eine gemeinsame Verfassung für die vereinigten Staaten, und Washington ward im J. 1789 einstimmig zum Präsidenten der Republik gewählt.